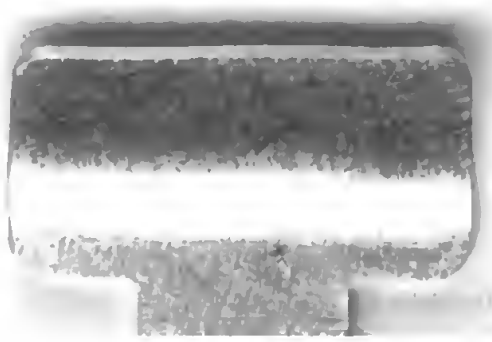
Jakob Schaffner

Die Laterne / Novellen

S. Fischer / Verlag / Berlin

KELEY
RARY
ERSITY OF
IFORNIA



Digitized by Google

SF

Von Jakob Schaffner iſt im gleichen Verlage erſchienen:

Irrfahrten. Roman. Zweite Auflage.

Die Laterne

und andere Novellen

von

Jakob Schaffner

S. Fiſcher, Verlag, Berlin
1907

LOAN STACK

Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung, vorbehalten.

Published, October 1, 1907. Privilege of copyright
in the United States reserved under the act approved,
March 3, 1905 by S. Fischer, Verlag, Berlin.

PT2638
Sc17L3

Inhalt

	Seite
Grobſchmiede	7
Die Begegnung . . .	57
Agnes	77
Der Kilometerſtein .	126
Die Schrift	140
Die Eſcherſche . . .	172
Der Altgeſelle . . .	186
Die Laterne	238

Grobschmiede

n Meister Dubois Schmiede war Feierabend und zugleich Wochenschluß. Das letzte Pferd, das man beschlagen hatte, war des Husarenkapitäns Bertolet fuchsige Aurora gewesen, ein wildes, nichtsnutziges Luder, aber ein erfreuliches Reittier; es hatte sein Gehöriges bekommen gleich allen andern, und nun führte es der Bursche Henry aus dem Hof.

„Sollte mich nicht wundernehmen, wenn ich sie vernagelt hätte," sagte der Meister, indem er dem schönen ungebärdigen Tier mit seinem Gesellen Jean Jacques unter der Tür seiner Schmiede nachsah.

„Wär' schade drum," sagte Jean Jacques tiefsinnig. „Es ist Rasse. Ergeben dem Herrn; teufelsmäßig gegen die fremde Hand. Ich möcht' das Tier heiraten."

„Nun mein Seel," lachte der Meister, „dann habt Ihr's schlecht gemacht und seid zu tadeln, Jean Jacques. Ihr habt sie gehen lassen ohne Wort und Tort und könnt nun Eure acht Wochen warten, bis Ihr sie wieder zu sehen bekommt. Wer weiß, ob sich nicht indessen Bürgermeisters Marcel gut anmacht bei ihr? Der hat ja auch ein Aug' auf sie."

Der Geselle hatte erst verwundert aufgeschaut. Nun drehte er sich kurz um und murrte: „Die Aurora mein' ich, die Stute." Dann begann er in der Werkstatt herum aufzuräumen, während der Meister schmunzelnd seine kleine Holzpfeife ansteckte, die ihm während des Beschlagens ausgegangen war; er hatte einen guten Pfeil ins Ziel gebracht, und darüber hegte er sich nun.

In dieſem Augenblick ging ein hochgewachſenes Mädchen mit einem blitzblanken Waſſereimer über den Hof nach dem Brunnen. Sie ließ im Schreiten das aufgeſteckte Oberkleid herab, und ihrer ganzen Art war anzuſehen, daß ſie ihren Tag allerwege nicht verloren hatte. Aber obgleich heute Putzjour geweſen war, trieften ihre Röcke doch nicht von Waſſer, ſondern wehten leicht und trocken im Abendwind um ihre behenden Glieder; ſo lagen auch ihre kaſtanienbraunen Zöpfe glatt und feſt aufgebunden, und die lichte Ordnung ihres Scheitels war nicht durch die kleinſte Zwiſchenkunft geſtört.

Als ſie den Meiſter in der Tür der Schmiede erblickte, blieb ſie einen Moment ſtehen.

„Feierabend, Vater?“ fragte ſie.

„Jawohl, Angele. Du auch?“

„Warum nicht? In einer Viertelſtunde könnt ihr auch eſſen.“

Das ſagte ſie ſchon im Weiterſchreiten. Jetzt langte ſie am Brunnen an und ſtellte den Eimer auf. Dann ergriff ſie den Schwengel, und alſobald kam ein voller, leuchtender Waſſerſtrahl aus der Röhre geſchoſſen und ſtürzte ſich mich Gebrüll in den leeren Keſſel; aber der zweite lärmte ſchon weniger, und vom dritten an hörte man nur noch ein reichliches Strudeln und Rauſchen.

Indeſſen hatte ſich der Meiſter wieder etwas zurechtgelegt.

„Weißt du auch das Neueſte, Angele?“ fragte er über den Platz hinüber nach ſeiner Tochter.

Sie ließ den Schwengel in der Schwebe und wandte den Kopf halb nach dem Fragenden.

„Es kommt drauf an," ſagte ſie. „Was iſt's?"

„Jean Jacques will heiraten."

„So?" erwiderte ſie gleichhin: „Ich wünſche ihm auch Glück," und machte Miene, ſich wieder ihrem Geſchäft zuzuwenden.

„So warte doch," proteſtierte aber der Meiſter; „du weißt ja nicht, wen!"

Angele ſah vor ſich hin. „Nun, wen alſo?" fragte ſie wie eine, die keine Zeit hat.

„Die Aurore," ſagte der Schmied, und das Lachen ſteckte ihm hinten im Hals.

Angele zuckte die Schultern. „Warum auch nicht? Die Aurore iſt ein tüchtiges Mädchen und hat Geld," ſagte ſie, und ihre Oberlippe kräuſelte ſich, daß die weißen Zähne hervorſchimmerten. Dann holte ſie den Schwengel mächtig herunter, und das Waſſer ſtrömte mit vollem Schwall rings über den Keſſel hinab. Über die ſolchermaßen angerichtete Überſchwemmung zog ſie die Brauen zuſammen, raffte dann mit der Linken das Kleid an ſich, und ſchritt mit dem Eimer an der Rechten ohne Haſt und ohne noch einmal umzuſehen dem Haus zu, in dem ſie ſchließlich verſchwand.

Der Schmied war abermals zufrieden. Aber er hielt ſich nicht länger mit Hegen auf, ſondern klopfte ſeine Pfeife aus, die nicht mehr brennen wollte, und ging eine Tür weiter, um nach ſeinen Patienten zu ſehen; er hatte immer das ein oder andere bleſſierte Stück Vieh im Stall ſtehen, Pferd und Rind, wie es ihm gerade das Zutrauen ſeiner Kundſchaft zur Heilung in den Hof brachte. Nun wollte er ſich über den

Stand ſeines Spitals unterrichten, und dann der Einladung ſeiner Tochter folgen.

Nachdem der Meiſter abgezogen war, hantierte Jean Jacques noch eine Weile in der Werkſtatt; darauf kam er wieder in der Tür zum Vorſchein. Er hatte den halbbatzigen Diskurs vorhin wohl vernommen; und wie er ihm gleich nicht gefallen hatte, ſo verdüſterte ſich auch jetzt ſein Geſicht wieder, als ſeine Blicke auf den Brunnen fielen und die Szene ihm rückwegig vor die Augen trat. Er machte einen ärgerlichen Bückling gegen den Brunnen: „Ich wünſche ihm auch Glück. Danke ſehr. Wirklich, danke ſehr.“ Dann ſpuckte er unmutig aus, lehnte ſich gegen den Türpfoſten und verſank vom Fleck weg in Grübelei wie der Löffel in's Mus.

Der Meiſter kam vom Stall zurück. „Er erholt ſich doch, der Wallach,“ bemerkte er im Vorbeigehen zu Jean Jacques. „Ich hab's ja geſagt: ein bißchen Sympathie und Käſekraut. Das hilft überall. — Kommt auch zum Eſſen,“ rief er noch zurück. Dann trat er ins Haus, wohin ihm bald darauf Jean Jacques folgte, immer unter innerlicher Fortentwicklung ſeiner ſchwerflüſſigen Betrachtungen.

Nun ſaß alles am Tiſch, Meiſter, Tochter und Geſelle, und jedermann löffelte an ſeiner Suppe. Dabei überlegte ſich der Meiſter, mit welchen Mitteln er am förderlichſten dem Wallachen fernerhin beiſtehen könne in der Heilung ſeines Übelweſens, während Angele bei ſich überſchlug, ob ſie die noch einzukaufenden Frühbohnen vorteilhafter bei der Richette oder beim Gärtner Collin bekommen werde; die Richette gab

ſie billiger, aber Collin pflückte ſie einem direkt von der Stange in den Korb. Bei Jean Jacques vollends war keine Frage, ob er an etwas dachte. Und diejenige, um die ſich ſeine ganze Spekulation drehte, ſaß jetzt direkt vor ihm. Wenn er auch nicht nach ihr blickte, was ihm ſein Charakter verbot, ſo fiel ihm doch der Schein ihrer leiblichen Anweſenheit von der Seite her in die Augen, und er hatte mächtig aufzupaſſen, daß ihm dieſe nicht in Nachgehung des Reizes ausglitten und etwa Angeles Hand folgend ſich in ihr ſchönes Geſicht verirrten; daß er deſto ungeteilter mit beiden Ohren dem Klappern ihres Löffels wie einer guten Muſik lauſchte, das konnte ſie hingegen nicht bemerken und ging daher auch nicht gegen den Charakter. Aber er blieb dabei: Es war verflucht, daß der Meiſter das ſagen mußte von der Aurore; es war eine Anzüglichkeit, und jetzt dachte Angele wunder was. Gut, er hatte ausgegeben, daß er ſie heiraten wolle, aber damit war doch weder dieſe vierbeinige noch die andere Aurore gemeint, ſondern die anweſende Angele, weil ſie dem Huſarengaul glich, das heißt, in der Raſſigkeit. Wild gegen die fremde Hand; treu gegen den Herrn. Das war's doch. Und nun mußte ihm da im Handumdrehen eine Konfuſion daraus gemacht werden, daß er ſich bald ſelber nicht mehr auskannte damit. Wiſſen hätte er bloß mögen, was er ihr zuleid getan hatte, daß ſie ihm keinen Topf auf ihrem Simſen ſtehen ließ. Er war ihr doch wahrhaftig noch nie zu nahe getreten; im Gegenteil, immer ſieben Schritt hatte man ihn können ihr vom Leib bleiben ſehen. Und wie ſie dann einfach auf keine Art zu erleben war, hatte er

endlich in ſeiner Trübſal der Aurore nebendran angefangen bon jour zu ſagen, und damit war der Teufel unter allen Ziegeln losgegangen. Was ſollte eins nun dabei tun?

Plötzlich ſprangen ſeine Gedanken um. Er hatte ſoeben eine Kartoffel in der Schüſſel mit der Gabel angeſtochen; nun war zu ſehen, daß er eine ganze Weile in dieſer Poſition verharrte und ſich angeſtrengt auf etwas beſann. Wer konnte es denn wiſſen? So was war ja ſchon vorgekommen allem Vernehmen nach. Am Ende hatte er ihr bis jetzt einfach zu wenig Höflichkeiten erwieſen. Nun ja, er war einfältig und allmählich, und Weiber haben einmal gern ſcharwenzelt. Zwar, genau beſehen, ſo konnte es doch wieder nicht recht ſtimmen; ein ſolcher Grasbock war Angele nicht. Aber nichtsdeſtoweniger: der Verſuch war ja nicht mit Feuer. Und war er's, ſo mußte er dennoch gewagt werden. Jeder Verſuch mußte gewagt werden, bis keiner mehr übrigblieb.

Er zog die Kartoffel zu ſich herüber, wobei Meiſter und Tochter ſtreifweiſe einen Blick miteinander wechſelten, aber zu keinem Einverſtändnis kamen; denn in den Augen des Meiſters ſchillerte wieder der bunte Vogel, während Angele dieſen Geſellen betreffend ein für allemal keinen Spaß mehr verſtand. Aber jetzt mußte man bloß wiſſen, womit, ſo brauchte der Beginn überhaupt gar nicht zu warten. Etwas Artiges, Schickes ſagen, war doch auch wohl keine Hexerei; das konnte Jean Jacques ſo gut, als der erſte beſte Windbeutel. Zum Beiſpiel: da lagen neben dem Teller die zwanzig Franken Wochenlohn in Gold. Er wußte,

daß Angele die hingelegt hatte, wie vor acht Tagen, vor vierzehn Tagen. Nun ſollte er aber juſt für einen Fünflivres Münze haben. Wie jetzt, wenn er ihr das ganz höflich ſagte? Er würde dann gleich merken, ob etwas dran war.

Jean Jacques hielt mit dem Schälen ein und ſah Angele an, zur Prüfung, ob man's riskieren könne. Dann ſtemmte er das Meſſer auf die Tiſchplatte, denn jetzt kam es.

„Mein Fräulein Angele, da fällt mir eben ein, daß ich ſehr glücklich wäre, wenn Ihr mir für einen Fünflivres Kleingeld geben möchtet, nämlich wenn Ihr wolltet die Güte haben."

Da war's nun wie aus dem Komplimentierbuch geriſſen, hatte auch gar nicht übel getönt, und war nur die Frage: wie nahm ſie's auf. Jean Jacques ſchälte ruhig an ſeiner Kartoffel weiter, denn es würde jetzt ganz von ſelber kommen. Und es kam auch. Zuerſt zog Angele die Brauen hoch und ſah ihren fröhlichen Vater an; dann wich ihr die Hand mit der Gabel in die Höhe vor Temperament, und kurz und klar entgegnete ſie, Jean Jacques möge ſich wechſeln laſſen, wenn's ihm zu grob ſei.

Natürlich war's eine Dummheit geweſen von Jean Jacques, von allem Anfang an. Auf ſolche Flauſen ging ein ſolches Weibsbild nicht ein. Aber recht geſchah ihm, und jetzt wußte er auf alle Fälle, wie er mit ihr daran war.

Als er vom Eſſen aufſtand, fragte er zum Meiſter hinüber, ob er morgen früh nötig ſei, ſonſt wolle er über den Sonntag bei der Großmutter bleiben.

Aber Jean Jacques war nicht nötig und konnte bleiben, wo er Luſt hatte. Da dankte er und trollte ſich.

Nachher räumte Angele den Tiſch ab. Sie war dabei vorſichtig, daß ſie ihrem Vater nicht ins Geſicht ſah, und zwar deshalb und deshalb, und weil ein Blinder merken konnte, daß der ſich wieder hegte. Aber der Sachverhalt war, daß er als erfahrener Mann ſeine eigenen Gedanken hatte über das Weſen und Treiben vieler Menſchen und ſeinen Spaß obendrein, welchen ihm niemand nehmen konnte.

In ſeiner Kammer ſaß Jean Jacques eine halbe Stunde regungslos auf dem einzigen Stuhl, und beſah die Spitze ſeines rechten Holzſchuhes. Alsdann hielt er eine Rede.

„Unſereins iſt gerade wie ein Käfer, der immer um eine Kugel herumläuft und dabei ſeine Fühler ſtellt, preſſiert und eine Meinung hat, wie er vom Fleck kommt auf der Welt. Wenn man's ſo ſieht, ſo lacht man ſich was über dem dummen Vieh ſeinen Inſektenverſtand und kommt ſich verteufelt ſchlau vor im Vergleich mit dem Tier. Aber macht man's denn anders? Kriecht man nicht jahraus jahrein an ſeiner alten Wochenkugel herum und weiß nicht wozu? Denn was kommt dabei heraus? Daß man wieder einen Fuchs auf die Kaſſe tragen kann? Iſt auch was! Ich hätte größeres Pläſier davon, wenn ich ihn in der Sonne über die Marne tanzen ließe. Trüg' ich ihn fort, wenn ich etwas mit anzufangen wüßte? Wegen dem Geſchäft? Hat ſich was mit dem Geſchäft. Dafür brauch' ich kein eigenes Geſchäft, um mich mit ſtörriſchen

Pferdsknochen abzuplagen. Ein Geſchäft hat man für Weib und Kind. Aber das hat nun der Teufel ſchon geſehen."

Jean Jacques wollte noch etwas ſagen, aber er verſchluckte es und tat außerdem noch einen Pfropfen drauf:

„Tauſend Donnerwetter," ſeufzte er, ſtand auf und ging gegen die Schrankecke, wo er auch das weitere verlauten ließ, nämlich: „Ich wollte, es wäre Krieg, mit den Preußen oder ſonſt mit wem, drei Jahre lang, und ich biſſe ins Gras eine Viertelſtunde vor Frieden. Dann wär' ich den Quark los."

Es war das nun die längſte Rede, die von Jean Jacques jemals gehalten worden war; auch hatte er noch nie einem Gedanken ſo tief nachgegraben. Er war es ſonſt zufrieden, daß die Profeſſoren das Denken und die Deputierten das Reden auf ſich genommen hatten; ſo konnte er umſo ungeſchorener ſeinen Schmiedehammer handhaben. Fand er ſich aber wirklich einmal gezwungen, ſich mit irgend einer Frage auseinanderzuſetzen, ſo glich die Art, wie er ihr auf den Leib rückte, immer einem Frontangriff der alten Garde; nur daß die Schlacht nie etwa mit der Vernichtung des Gegners oder ſonſt einer klaren Entſcheidung endigte, ſondern wenn Jean Jacques ſeine ſchwerrädrigen Batterien vor den Schanzen des Gegners poſtiert, auch den ein oder andern Kernſchuß getan hatte, ſo war es Nacht, und man mußte nach Hauſe.

„Ich weiß aber ſchon, was ich tue," murrte er noch in die Ecke hinein, vor der er ſtand; dann warf er die Holzſchuhe von den Füßen, die ihres Dienſtes ent-

laſſen, ſich fröhlich über den reinlichen Backſteinboden an ihren Platz unters Bett wälzten. Die Lederſchürze hing er an ihren Nagel, von dem er zuvor Wams und Mütze heruntergenommen hatte, und aus der linken Taſche des erſteren langte er ein blau=weiß=rot geſtreiftes Halstuch hervor, das er ſich alſogleich umband. Er knüpfte einen mürriſch männlichen Knoten und kümmerte ſich nicht darum, ob er genau untern Adamsapfel zu ſitzen kam oder daneben. Dazu ſetzte er ſich die dunkelgrüne Mütze auf den ſchwarzen Haarwuſt; als er aber nach der Jacke griff, beſann er ſich noch eines andern und zog die Hand zurück. Er riß die buſchigen Brauen zuſammen und dachte einen Augenblick nach.

„Es geht in einem zu," murmelte er, „und ſein muß es ohnehin."

Darauf öffnete er die Schranktüre, fuhr mit ſeiner ſchwärzlichen Fauſt zwiſchen die aufgehängten Kleider hinein, und brachte eine Hoſe ans Tageslicht.

Das war ſie, die mit dem Loch ſeitwärts in der Sitzgelegenheit. Er bohrte den Finger hinein und zog daran; und als es nachgab und links und rechts ein ſchmerzliches Maul aufſperrte, nickte er befriedigt.

Zugleich erinnerte er ſich, daß auch unter ſeiner Wäſche ſich einige pauvere Stücke befanden, und er nahm die ſorglich Gefalteten herab und warf ſie auseinander.

„Da hat man's ja," knurrte er eines der derbgewobenen Hemden an und ſtieß ihm den Daumen durch den Rücken. „Nichts iſt's mit dem Verlaß da!" Und er tat dem zweiten ebenſo. „Lumpenzeug iſt's,"

ſchimpfte er ſtill vor ſich hin. „Nicht einmal einen Puff hält's aus. Mit ſo was ſoll man dann in die Fremde. Ich werfe ihr den ganzen Bettel auf den Tiſch, und wenn ſie ſich den letzten Zahn ausbeißt vor Zorn."

Damit ſchmiß er Hoſe und Hemden zu einem Bündel zuſammen, ſchlug die Schranktür zu und fuhr in ſeine Jacke. Eben wollte er die Türfalle in die Hand nehmen, da ſtutzte er und horchte zurück. War das nicht ſeines Bruders Stimme, die im Hof drunten lärmte. Was der Junge da wollte? Nun ja, die Großmutter hatte ihn nach Jean Jacques Wochenwäſche geſchickt. Aber mit wem hatte er's überhaupt? Zwar halt einmal, hatte nicht vorhin Angele in den Hof hinab etwas wegen den Hühnern geſcholten? Er hatte nur halb drauf hingehorcht. Aber höre da einer den Bengel an.

„Gack, gack, gack! Ein Rätſel: Macht: Gack, gack, gack! und ſcheuert die Pfann? Was iſt's? Eine Schmiedstochter."

„Teufel, die Augen möcht' ich ſehen, die ſie jetzt macht," dachte Jean Jacques. „Na ja, er ſoll ſich aus dem Hof ſcheren. Recht hat ſie; ich will's ihm nur auch ſagen."

Mit dieſem Vorhaben trat er ans Fenſter und ſah in den Hof hinab. Da ſtand der Schlingel breitbeinig in der Sonne und hatte beide Hände in den Hoſenſäcken.

„Wißt Ihr, was die Großmutter geſagt hat, Jungfer Angele? Ich ſoll im Vorbeigehen auch drauf merken, hat ſie geſagt, ob die Angele die Hörner immer noch ſtellt."

Und die Angele flink wie der Teufel:

„Nein, ſie wirft ſie jetzt!“ Zugleich ſauſte ein Holzſchuh durch die Luft in die Sonne heraus, und wie auf Kommando fing der Junge an zu heulen und auf dem Pflaſter herumzuhinken.

„Hallunk, der,“ dachte Jean Jacques, „ich hab doch geſehen, daß ſie ihn gefehlt hat, um einen halben Schuh, nicht weniger. Und bei Gott, ſie ſpringt ihm in den Sack. Der wird auch gleich loslachen. Da guckt er auf. Was ſagt er?“

Wie zuvor ſtand der Junge wieder breitbeinig da. „Ich will Euch was ſagen, Jungfer Angele: Ihr habt zu weit links geworfen, wenn Ihr wißt, was links iſt,“ höhnte er gemütlich. Dann nahm er den Holzſchuh auf. „Aber ſchönen Dank, Jungfer; der Holzſchuh wird ſo oder ſo zu brauchen ſein. Entweder Jean Jacques ſchließt ihn zu dem Naſtüchlein, das er von Euch gefunden hat. Oder die Großmutter kocht morgen früh den Kaffee damit. Oder ich mach' ihn auf der Marne zum Admiralsſchiff.“ Dann trompetete er durch die Naſe, pfiff dem Dampfkaruſſell auf den Fingern nach und hätte noch eine unendliche Menge Schabernack losgelaſſen, wenn nicht Jean Jacques gefunden hätte, es ſeien endlich der Frechheiten genug.

„Ob du jetzt Ruhe gibſt, Lärmmacher!“ rief er aus dem Fenſter. Und als der Junge herumfuhr, warf er ihm das Bündel hinab. „Da nimm das. Und warte mir auf der Straße draußen.“

Damit verließ er ſein Zimmer und ſtieg die Treppe hinab. Als er gegen die Küche kam und Angeles kräftiges Hantieren mit dem Geſchirr vernahm, verlang-

ſamte er ſeine Schritte in der Annahme, Angele werde ihm jetzt etwas zu ſagen haben. Dieſe hatte nicht das Ende der Eulenſpiegeleien abgewartet, ſondern ſich beizeiten mit dem Gedanken an Jean Jacques, den ſie haftbar machen wollte, vom Fenſter ab und wieder ihrer Arbeit zugewandt, nachdem ſie jenes geſchloſſen und ihre Füße mit Lederpantoffeln verſehen hatte. Als er nun an der Küchentür erſchien, drehte ſie ſich halb um und räuſperte ſich.

„Ihr werdet dann ſo angenehm ſein, Eurem Bruder Lauſejungen zu ſagen, daß er nicht mehr auf den Hof zu kommen braucht. Für derartige Beſuche läßt man in Zukunft die Dogge los."

Das warf ſie ihm mit der größten Ruhe vor die Füße, und klapperte dann mit dem Geſchirr weiter, als hätte ſie nur geſagt: „Schönes Wetter heut". Sie hatte auch den Holzſchuh reklamieren wollen, aber das war nicht ſo ſchön flach zu werfen, wie das andere. Er hätte immer ſagen können: „Holt ihn ſelbſt; ich hab' ihn nicht aus dem Fenſter vertan," während er das mit dem Jungen glatt einſtecken mußte.

Jean Jacques andererſeits hatte wirklich gehofft, ſie werde den Holzſchuh von ihm fordern, und er wäre ihr ohne weiteres dienſtbar geweſen, ſogar mit einer gewiſſen Zufriedenheit, auch wenn ſie's noch doppelt ſo hochmütig hergeworfen hätte; es hätte doch zu irgend etwas führen können. Als ihm nun aber das kalte Krötending vor den Füßen platzte, ging ihm ein richtiger Ruck durch Leib und Seele. „Schon gut," ſagte er kurz und ſchritt mit gerunzelter Stirn weiter. Jetzt war Schluß.

Darauf befand ſich Jean Jacques mit ſeinem nichtsnutzigen Bruder auf dem Weg zur Großmutter. Der Junge hätte jetzt allerlei Poſſen auszukramen gehabt, aber er merkte wohl, daß Jean Jacques Tür und Tor verſchloſſen hatte, vor ihm und aller Welt, und kannte ihn zu gut, als daß er trotzdem gewagt hätte, mit ſeinem Riſiko daran anzuklopfen. Das meiſte, was er bisher in ſolchen Fällen erreicht hatte, war etwa ein Knüttel geweſen, der ihm aus irgend einer blitzſchnell aufgeriſſenen Tagluke an den Kopf geflogen war. So hielt er ſich zwar klüglich beiſeite, dachte aber nicht im entfernteſten daran, dieſerhalb ſeinen Narren in die Mönchskutte zu ſtecken, es wäre denn geweſen, um einen deſto beſſern Streich darin auszuführen.

Mit den Blicken eines Scheidenden ſchaute Jean Jacques im Ausſchreiten vor ſich auf das rote Backſteinpflaſter der Straße nieder — alle Straßen und Plätze der Stadt und alle Korridore und Stubenböden in den Häuſern waren mit rotem Backſtein belegt. Es ſollte bald das letztemal ſein, daß Jean Jacques dieſen Weg machte, ſo weit war er mit ſich im reinen. Fort wollte er, und nie mehr wieder kam er.

Wo ſich aber eines zu ſcheiden anſchickt, da kommen die Freunde herbei und ſtrecken bittende Hände aus, und ſteigen allenthalben Erinnerungen herauf und ſehen aus verwunderten Augen auf den, der ſich da bereitet, ſich aus ihrem Kreis loszureißen. Das erfuhr auch Jean Jacques, denn er konnte gehen und ſtehen, wo es immer war, in der Stadt und ihrer Um-

gebung, ſo begegnete ihm ein bekanntes Geſicht oder winkte ihm der ſtille Schatten eines Erlebniſſes vertraulich zu. Da war gleich die Probe. Schritt er jetzt nicht neben dem Rinnſal her, das in der Mitte der Straße die Regenwaſſer den Abflüſſen zuführte? Und wann in einem gewiſſen Zeitraum hatte er ein Regenwetter oder einen Gewitterguß vorbeigehen laſſen, ohne mit ein paar Gleichgeſinnten ſeine Fregatte auf den Fluten hinabtreiben zu laſſen. Golfſtrom hieß die Fahrgelegenheit, und er ſah noch heute die Maſten ſchwanken und die Schiffe im Kampf mit den Wellen bald den Bug und bald das Steuerteil aufwerfen. Manchmal wurde ein abgetriebenes Fahrzeug von den Piraten weggefangen; dann ſetzte es Krieg. Manchmal verſchlang die Charybdis einen Schoner mit Mann und Maus. Und einmal hatte ihm eine Kuh einen nagelneuen Kauffahrteifahrer zertreten.

Ein Lächeln trüb wie Regenleuchten glitt bei dieſen Erinnerungen gleichſam unter ſeinem Geſicht durch. Dann erhob er die Augen und erblickte die Stelle, wo ſeit undenklichen Zeiten das Gericht der Sechſe den eingefangenen Räuberhauptmann ohne Gnade und Barmherzigkeit hängen ließ. Jean Jacques erinnerte ſich, daß er einmal ſeinen Häſchern fünf Tage lang zu tun gegeben hatte. Schließlich war Bürgermeiſters Marcel auf die Idee gekommen, ſeines Vaters Jagdhund dem berühmten Räuber auf die Spur zu hetzen. Da aber das Tier keinen Spaß verſtand, wurde Ernſt aus dem Spiel und ſchließlich der Hund von Jean Jacques mit einem Knüppel totgeſchlagen; er ſelber trug eine zerriſſene Hoſe und eine Bißwunde

im Bein aus dem Kampf davon; doch blieb er durch das ganze Jahrhundert hindurch der einzige Räuberhauptmann, der nicht gehangen werden durfte.

Als Jean Jacques an des Bürgermeisters Marcel dachte, senkte sich der Schatten wieder auf seine Stirn. Seine Lippen verzogen sich in Bitterkeit, und so tief hingen seine Brauen nun über seine Augen herab, daß er wirklich den artigen Kranz nicht sah, den der Brunnen vor dem Rathaus um sich versammelt hatte, lauter wasserschöpfende, zungenwendende Schöne, die jetzt alle die weißen Nasen nach dem finstern, mannhaften Schmiedgesellen reckten. Jean Jacques bemerkte nichts, sah nicht die sechsfach schimmernde Frage in einem halben Dutzend heller Augenpaare und die unreife Kußhand, die der Junge den kichernden Mädchen zuwarf, hörte nicht das silberne Auflachen, das darauf folgte und das Klappern der zwölf Holzschuhe auf dem roten Backsteinpflaster, und sah schließlich und endlich auch nicht die lange Nase, die der Junge der bespotteten Kußhand folgen ließ. So sehr gab ihm Marcels gelber Haarschopf in Gedanken zu schaffen.

Und so weiter schritt das ungleiche Brüderpaar durch das abendlich bewegte Städtchen. Nun kam noch eine backsteinbelegte Straße und ein kleiner Platz, dann die Schustergasse, die Torgasse und das untere Tor. Und neben dem Tor links wohnte die Großmutter.

Sie traten ins Haus, Jean Jacques voran, der Junge hintendrein. Sie traten in die Wohnstube, zuerst Jean Jacques, dann der Junge. Die Großmutter saß am Fenster und sah ihnen entgegen. Jean Jacques sagte düster: „Guten Abend", wandte sich

an ihr vorbei ins Zimmer hinein, warf ſeine Mütze nach dem Huthaken, wo ſie hängen blieb, und ſetzte ſich wortlos und trübſinnig auf die Ofenkunſt, ob es gleich mitten im Sommer war. Der Junge hielt ſich mit kurzem Abſtand hinter ihm. Wie Jean Jacques murmelte er einen Guten Abend unten herauf, warf hinter ihm ſeine Mütze nach dem Haken, wo ſie allerdings nicht hängen blieb, ging ihm langbeinig nach in die Zimmertiefe, und ſetzte ſich mit hörbarem Seufzen neben ihn auf die Ofenkunſt. Darauf geſchah eine ganze Weile nichts weiter.

Die Großmutter aber machte immer rundere Augen nach der Ofenkunſt hin. Endlich wurde ihr der Affe zu blau. Sie legte ihren Strickſtrumpf auf den Fenſterſimſen ſamt dem Wollgarnknäuel und erhob ſich zu ihrer ganzen anſehnlichen Höhe. Dann ging ſie auf die Ofenkunſt zu, weder ſchnell noch langſam, und wandte ſich zuerſt an den Jungen mit einer Ohrfeige. Dieſer hatte ſich zwar ſchon mit einem Bein ſeitwärts von der Kunſt herabgemacht, war aber in ſeiner Bewegungsfreiheit durch das Bündel behindert geweſen. Nun reichte er dieſes hurtig der Matrone, um ihrem Geiſt eine andere Richtung zu geben.

„Ich würde doch zuerſt da hineinſehen," ſagte er dringend; „das iſt viel wichtiger. Übrigens gehe ich jetzt noch ein wenig vors Tor promenieren. Empfehle mich allerſeits."

Damit war er ſchon in der Tür, und gleich darauf erklang ſein ſpatzenhaftes Pfeifen im Tor.

Die Großmutter aber kehrte ſich kopfſchüttelnd mit dem Bündel an den Tiſch. „Da hab ich dir zwei Enkel-

buben zuſammengekriegt, bewahr mich Gott vor mehr!“ ſagte ſie. „Den einen reitet der Teufel, und den andern reitet er auch. — Laß ſehn, was ſteckt da drin.“

Wenn die Großmutter redete, ſo kam ein allereinziger blitzweißer Zahn in ihrem beweglichen Mund zum Vorſchein, ein Zahn, den ſie mit derſelben Sorgfalt pflegte, wie irgend eine junge Schöne ihr ganzes blühendes Gebißlein, und der ſich als der letzte eines ganzen ſtattlichen Geſchlechts ſeit Jahren hartnäckig auf ſeinem ausgeſetzten Poſten hielt. Ihr anderes Hauptſtück waren ihre ſcharfen blauen Augen, die ſie nun gerade mit ſprachloſem Erſtaunen auf das erſte der beigebrachten maroden Hemden richtete. Jean Jacques merkte wieder nichts, denn er ſtarrte beharrlich ſeine Füße an. Er ſah nicht den bedeutungsvollen Blick, den ſie ihm zuwarf, und den doppeltgeladenen, als ihr das zweite Hemd vor Augen kam. Das dritte Stück aber ließ ſie gleich wieder ſinken vor Verblüffung, denn es war die Hoſe mit dem unterſtrichenen Schaden. Doch verriet Jean Jacques nicht die geringſte Überraſchung, als die geärgerte Matrone plötzlich vor ihn hintrat mit dem mißhandelten Kleidungsſtück in der Hand.

„Weißt du, daß ich Luſt habe, dir die Hoſe um die Ohren zu ſchlagen?“ ſagte ſie. „Was will das heißen, ein Stück Kleidung ſo zu verſchänden? Ich ſehe doch wohl, was ordentlich verſchliſſen und was mit Gewalt verdorben iſt. Was ſollen die Lubereien mit des Herrgotts Zeug?“

„'s iſt nur, weil die Stopfereien nichts taugen,“ erwiderte Jean Jacques mit dem Gleichmut der Geiſtes-

abweſenheit. „Setze einen rechtſchaffenen Flicken ein, daß es einen Stoß aushält. Wenn ich einmal fort bin, kann ich nicht mit jedem Nadelſtich zu dir laufen.“

Da zog die Matrone die Augenbrauen in die Höhe und tat einen leiſen Pfiff an ihrem Zahn vorbei, was ſo viel heißen ſollte, wie: Alſo ſo weit ſind wir im Text. Dann ſtieß ihr aber der Ärger noch einmal auf über die Ruinierung der vorhabenden Garderobe; ſie warf die Hoſe unwirſch auf den Tiſch und ſetzte ſich auf ihren Platz am Fenſter zurück, wo ſie ihre vorige Beſchäftigung wieder aufnahm und eine gute Zeitlang geärgert weiter betrieb.

„Jean Jacques,“ ſagte ſie dann endlich, ohne aufzuſehen.

„Was beliebt, Großmutter?“

„Ich will dir einmal was ſagen.“

„Ich höre.“

Sie ſah nach ihm hinüber.

„Du biſt ein Schaf, Jean Jacques.“

„Kann ſein, Großmutter,“ klang es reſigniert von der Ofenkunſt her.

„Denn warum wollteſt du ſonſt fort, Jean Jacques? Sie ſtrickte wieder.

Jean Jacques ſeufzte.

„Es iſt nicht deshalb, Großmutter,“ brachte er dann aus ſeiner hinterſten Ecke hervor, „ſondern es iſt mir alles verleidet. Ich will in die Fremde und mich luſtig machen. Was ſoll man da noch lange brav ſein wollen, wenn einem nichts gerät und ein anderer, weil er Geld hat, tun kann, was er will? ’s iſt nichts mit dem Gottesſegen auf der Bravheit. Auf Gold-

rollen gleitet man am lieblichſten durch die Welt und auch in den Himmel hinein, wenn man ſich einen guten Schwung hat geben laſſen. Aus iſt's, und jetzt fang' ich an zu lumpen."

Im Geſicht der Großmutter zuckte es.

„Mußt du denn darum ſtracks fortlaufen?" ſagte ſie. „Lumpen kannſt du auch hier und brauchſt nicht einmal ins Wirtshaus dafür. Wir legen uns ein Faß Bordeaux zu und verläppern's miteinander. Denn punkto Geſellſchaft, ſo gibt's überhaupt keine beſſere, als ſo ein altes Weib, das einen weg hat. Ich will dich ſchon feucht halten; ſo viel wie du vertrag' ich immer noch. Hm?"

Jean Jacques ſchüttelte in ernſthafter Betrübnis den Kopf.

„Ich will aber mehr vertragen lernen," ſagte er halblaut.

„Ja dann," entgegnete ſie. „'s iſt alſo aus mit der Aurore?"

„Der Marcel hat ſie weg."

„Der Aff' im Frack. Gott ſei gelobt. Amen. Haſt du ihr geſagt, daß du ſie willſt?"

„Geſagt?" wiederholte Jean Jacques und dachte nach. „Nein, geſagt hab' ich ihr nichts. — Und wollen hab ich ſie ja eigentlich auch nie."

„So? dann habt ihr dort draußen irgendwo eine Katze, die Aurore heißt?"

„Nein, aber ein Pferd. Warum?"

„Wegen dem blauen Band, das ich hab' kaufen müſſen für die Aurore. Wo iſt das hingekommen?"

„Das liegt noch bei mir in der Schublade."

Die Matrone horchte auf.

„Kann die Angele über die Schublade?"

„Über —? Ja, das ſchon. Weshalb?"

„Wegen nichts, mein Sohn. Wenn du nun aber die Aurore nicht gewollt haſt, warum willſt du jetzt dennoch fort?"

„Der Marcel — weil ſie der hat," entgegnete Jean Jacques düſter.

„Blödſinn, Jean Jacques. Wenn einer ein Mädchen nicht mag, ſo iſt's ihm egal, wer's nimmt."

„'s iſt aber wegen der Angele," brachte nun Jean Jacques vor und ſtockte dann.

„Nun?" fragte die Matrone. „Was hat da die Angele im Bad zu tun, wenn du wegen der Aurore fort willſt?"

„Ich hab' aber die Angele wollen, nicht die Aurore."

„Ja ſo!" ſagte die Matrone trocken. „Und nun hat der Marcel die auch weg."

„Nein, aber ſie will mich ja nicht," entgegnete Jean Jacques kummervoll. „Dann hab' ich mit der Aurore angefangen vor Elend. Nun nimmt mir die der Marcel vorweg. Nichts ſoll man haben einfach. Aber ich lang' mir ihn noch her, bevor ich gehe."

Die Großmutter ſtutzte ernſtlich. „So, alſo ſie will dich nicht? Und du haſt bei ihr angefragt, aufrichtig und rechtſchaffen? Und ſie will dich nicht, Jean Jacques?"

„Nein," ſeufzte Jean Jacques. „Das heißt, gefragt hab' ich da nicht erſt lange, wo ich's nur darf naß in den Brief ſchreiben. Ich hab's, mein' ich, jetzt ſchon ſauer genug. Nachher wär's gar nimmer zum Aushalten."

„Ja, jetzt ſitz' ich wieder gerade," ſagte aufatmend die Matrone und in ihrem Geſicht zuckte es wieder. „Nun ſchon. Geh du nur hin und laß den Marcel was ſpüren, da haſt du ganz recht. Dann ſchnürſt du dein Bündel und machſt dich aus dem Staub, ſo bekommen auch wir unſer Teil und die Angele beſonders. Was? Die wird dir zanken, wenn du ſie ſo am Seil herunter läßt! Nicht? Dann nein. Du weißt doch wenigſtens, was du willſt."

Sie nahm ihr Strickzeug wieder vor und abermals war es eine Zeitlang ſtill. Nur die Nadeln klapperten und die Uhr tickte.

„Heilige Jungfrau," ſtöhnte endlich Jean Jacques aus ſeiner Bedrängnis heraus, „ich wollt', ich wäre tot oder recht reich. Wozu muß man eins denn auch lieb haben, wenn's einen dafür haßt?"

Die Matrone nickte.

„Es kommt alles wieder," ſagte ſie. „So etwa hab' ich vor fünfzig Jahren auch geſeufzt, und du biſt jetzt alſo gewiſſermaßen deine eigene Großmutter geworden."

Sie ſah ihn an und ſchüttelte den weißen Kopf.

„Wenn ich jetzt du wäre, ich wüßte, was ich täte, und bin kein Mannsbild. Aber weißt du, was ich damals tat, Jean Jacques?" Sie ſah ihn faſt grimmig an. „Deinen Großvater heiratete ich. Der war ein armer Schelm, aber ein friſcher Burſch und führte einen geſchickten Hammer. Und die Dämlichkeit, Jean Jacques, die war damals noch nicht in deiner Familie, ſonſt hätt' er's nicht zuwege gebracht. Ich war ein wilder Teufel — juſt wie die Angele, Jean Jacques. Aber

dein Großvater hat's fertig gekriegt und mir die Flausen auf einmal ausgetrieben, und ich hab' ihm auf dem Totbett noch gedankt dafür. Ein Burſch wie du, Jean Jacques, nur daß in ſeinem Krauskopf ein Eigenſinn ſteckte und kein Jungfernſchwarm."

In Jean Jacques ſtieg der Ärger auf über die letzten Worte.

„Du tätest geſcheiter und erzähltest, wie das zugegangen iſt," grollte er, „ſo wäre möglich etwas zu lernen von deinem Großvater. Wie ſoll unſereins bei deinem verflixten Weiberregiment dem Dings auf die Sprünge kommen? Geſchimpft iſt noch lange nicht beſchlagen."

In ihre Augen flog ein Wetterleuchten, und ſie hatte Mühe nicht zu lachen.

„Ei jetzt prahlhanſe du auf deiner Ofenkunſt," entgegnete ſie. „Muß ich mich etwa nicht in die Alteweibermühle ſtecken laſſen, wenn du überhaupt einmal zu einer Frau kommen ſollſt? Aber ich will dir noch was anderes ſagen, Jean Jacques: wir brauchen die Mühle nicht einmal: mein Herz iſt jung, was bedarf's mehr?"

Indeſſen Jean Jacques ſah nun nach ſeiner Mütze.

„Großmutter," ſagte er ernſthaft, „jetzt iſt genug Heu unten. Ich bin dein Enkelſohn, gut. Aber entweder du erzählſt oder du erzählſt nicht. Weiteres iſt überflüſſig." Worauf er mit der unterbrochenen Betrachtung ſeiner Schuhe fortfuhr.

Die Matrone gruchſte und nahm an ihrem Strickſtrumpf eine neue Maſche auf. Dann ſetzte ſie ſich tiefer in ihren Stuhl hinein, und nach einer Weile begann ſie zu erzählen.

Ich hatte ſo meine zweiundzwanzig Jahre in der Taſche und dein Großvater achtundzwanzig. Wir kannten einander ſchon, aber weiter als zu Grobheiten hatten wir's noch nicht gebracht. Er arbeitete beim Bachſchmied, dem Urgroßvater einer bekannten Angele. Ich diente beim Maire, dem Großonkel eines ebenfalls bekannten Marcel. Beim Maire gab es Polſterſtühle, Haſenbraten und weiche Betten; dein Großvater hatte ſchwarze ſchwielige Hände, und hie und da hing ihm ein Strohhalm an von ſeiner Schlafgelegenheit. Ich hatte mich hoch und heilig verſchworen, daß ich nie und nimmer deines Großvaters Frau werden wolle; dabei konnte ich nicht ſagen, daß er mich gefragt hätte oder auch nur beſonders nach mir umſah, wenn ich ihm in den Wurf kam. Aber dem ſaß der Blick tief im Kopf drinn, und wenn dann eine wilde Gans meint, ſie wolle ſo einem den Vorſtand abgewinnen, ſo hat ſie die Federn falſch gekräuſelt.

Aber den jungen Maire wollte ich auch nicht, ob er gleich ein ſchlanker Herr war und ſeine Augen nach allen Seiten ſtellen konnte. Und warum nicht? Weil er weichere Hände hatte als ich; das ging mir an wie dem Hund die Katz. Auch konnte ich ihn nicht gegen deinen Großvater ausſpielen; wenn ich in Gedanken die beiden nebeneinander ſtellte, ſo hatte der junge Herr Maire immer Angſt. Und darum wollte ich auch den nicht. Hatte mich aber ebenſowenig darum gefragt, wie dein Großvater, Jean Jacques.

Das ging ſo ſeine Zeit, bis ich auf einmal wütend wurde. Kreuz Leviten, ſagte ich, ich möchte nur wiſſen, was mich das Mannsvolk angeht. Die machen, ich gucke

keinen mehr an von ihnen. Ich bin ohne Mannsvolk auf die Welt gekommen und groß geworden: ei ſo wird man doch auch ohne Mannsvolk wieder klein werden und ab der Welt kommen können! Man muß ihnen nur einmal recht zeigen, daß man ſie nicht braucht, ſo iſt ſofort jedes Huhn ohne Laus. Ich ſpiel' ihnen eins!

Andern Tags geh' ich zur Jenny, meiner Freundin, was bisher meine Lehrmeiſterin geweſen iſt im Schimpfen auf die Mannsleut. „Jenny," ſage ich, „Jenny, wir machen zu Faſtnacht ein Paar zuſammen, gehen aufs Rathaus zum Tanz und laſſen alle abblitzen, wie ſie angeſtolzt kommen, alle, ſag' ich, daß ſie einmal einen rechten Arger haben."

Nimmt die Jenny den Schürzenzipfel und wickelt ihn einmal um den Finger und einmal ab dem Finger. „Es geht eben nicht," ſagte ſie dann, „der François Schönwetter hat mich ſchon erfragt."

Maul und Naſe hab' ich dir aufgeſperrt. „Der François Schönwetter?" ſag' ich dann. „Der François Schönwetter, an dem du kein gutes Haar gefunden haſt alleweil?"

Dreht ſie ſich um ſich ſelbſt, lächelt und bekommt rote Ohren.

„Eben darum," ſagt ſie. „Und dann hab' ich ihn ja auch noch nie ſo nah geſehen bisher."

„Aber dein Schimpfen und Schwören," warf ich ihr vor. „Haſt du denn keine Ehre im Leib?"

Da lacht ſie noch beſſer und wird zündrot.

„Weißt du," ſagt ſie, „es ſchimpft eine jede ſo lange, bis ſie das Maul geſchloſſen bekommt. Und der François Schönwetter führt einen wackeren Kuß."

Damit iſt ſie weg, und ich ſteh' da und hab' ein Gefühl am Kopf, als wüchſen mir Kuhhörner.

Was tun jetzt? Allein gehen? Und dann deinem Großvater in den Weg laufen? Ging nicht an. Alſo vom Tanz wegbleiben. Aber ich allein von allen? Das konnte ſchon gar nicht das rechte ſein. Oder doch ſolo? Und auf einmal kam mir's. Wozu biſt du ſo groß und ſtark, dummes Weibsbild? Mithin folglich gehſt du als Mann und machſt die kleinen Mädel bange. —

Jean Jacques ſchaute ſeiner Großmutter ins Geſicht mit einem leiſen Staunen und einem Achtelslächeln im Blick.

„Ja, Jungfer Jeanette, ſo ein Burſch' war ich vor fünfzig Jahren!" ſagte die Matrone.

Und Jean Jacques zog wieder die Stirne kraus und ſah weg. Immer mußten die Menſchen anzüglich ſein.

Gedacht, getan, fuhr die Matrone mit ihrer Geſchichte fort. Als der Tanz anging, erſchien ich in einem ſchwarzen Männerdomino und mit einer ſchwarzſeidenen Maske. Ich hatte ein Paar Schuhe vom jungen Herrn Maire angezogen und ein paar Strähnen von meinem Haar ſo über die Backen herabgenommen, daß ſie wie ein ſchwarzer Bart unter meiner Maske hervorſahen. Ein Paar gekaufte Mannshandſchuhe waren da mit Wolle ausgeſtopft, wo ich mit den Fingern nicht hinreichte, daß mich meine kleine Hand nicht verraten ſollte. Und vom alten Herrn hatte ich eine ausgetragene Hoſe an den Knien abgeſchnitten und über die Strümpfe gezogen. Ich brauchte ſie gar nicht erſt

unter den Gummizug zu nehmen, ſie ſaßen von alleine feſt; wir waren allerwege ein gutbeſorgter Jahrgang. Du mußt nur die Angele anſehen, Jean Jacques, ſo haſt du mich mit zwanzig Jahren. —

Es muß hier bemerkt werden, daß bei ſolcher Erwähnung Angeles über Jean Jacques Geſicht ein kleiner Käfer lief; aber er ließ ſich nichts merken und blickte auch nicht auf, weil er den Nachſchlag fürchtete.

Eben ſpielten die Muſikanten an, erzählte die Großmutter weiter, und ich ging ſtracks auf eine Schäferin zu, die daſtand und nach einem Tänzer Maulaffen feilhielt.

„Gebt mir die Quadrille, Jungfer," ſagte ich kurz und gut und machte eine halbe Reverenz. Aber das Püppchen beſann ſich, mein Seel, es beſann ſich; es wollte auch den Finger ins Maul ſtecken, aber unterwegs fiel ihm wohl ein, daß es einen Lappen davor hängen hatte, und ließ es darum bleiben. „Donnerwetter," dacht' ich, und es wurde mir heiß: „ſollſt du dir da wohl friſchweg einen Korb holen?" Und ehe ſich das Ding für Schaf oder Hammel entſcheiden konnte, hatte ich's weg. „Wenn du nicht weißt, was du willſt," ſagte ich wütend, „ſo will ich dir's klar machen." Damit hatte ich kurzer Hand mit ihr angetanzt und figurte ſchon mitten in der Reihe mit ihr.

Im erſten Bluff ging die Sache noch ſo leidlich. Der Schreck hatte ihr einen Schwung gegeben, der ganz ordentlich ausreichte für einmal herum. Aber dann begann ſie Hoppäſſe zu machen, holper ſtolper je länger je bänger. Das ärgerte mich natürlich und als wir endlich faſt übereinander her gepurzelt waren,

brummte ich ſie ganz erheblich an. Da war es jedoch vollends zu Ende mit ihr. Ein hielt ſie und: „Ich kann nicht mehr!“ ſeufzte ſie. Und ich ſpürte, wie das Eſpenläubchen zitterte.

Aber ei! was hatt' ich da für einen feinen Fang getan, Jean Jacques! Das Stimmchen, gehörte es nicht der Georgette Kellerlein? Und die Georgette Kellerlein, ſtrich die nicht deinem Großvater nach, Jean Jacques? Ich wollte ihn ja allerdings nicht, deinen Großvater, aber die brauchte ihm auch nicht ſchönzutun. Ich wollte ihr hingegen die Männer jetzt ſchon für eine Zeitlang verleiden.

„Wenn du nicht tanzen kannſt, ſo bleib vom Tanzboden weg,“ ſagte ich zu ihr. „Oder wenn du vor einem Mann Angſt haſt, ſo laß dich von einem Beſenſtiel engagieren. Aber das iſt ſo das neben der Platte, das gleich ans Heiraten oder ans Sterben denkt, wenn's ein Mann einmal anſieht.“

Verächtlich wandte ich mich ab und ertappte mich eben noch dabei, wie ich mit der Linken meine Röcke zuſammenraffen wollte.

Indeſſen war der Tanz zu Ende und löſte ſich in den üblichen Umgang auf. Was von Paaren bereits zuſammengehörte, blieb zuſammen. Das andere tat ſich auseinander und geſellte ſich hierher und dorthin zu ſeinesgleichen. In Paaren, Rotten und Rudeln ſtrich man im Saal umeinander herum, hängte ſich gegenſeitig Schlötterlinge an und ſuchte ſich zu erraten. Da und dort ging auch einer ſeine beſondern Wege.

Das war damals noch der alte Ratsſaal mit Backſteinboden, Holzdecke und braungetäfelten Wänden.

Den neumodiſchen Parkettboden und die Stuckdecke haben ſie erſt machen laſſen, wie die Preußen Anno ſiebzig das Holz und den Backſtein ſo verflucht originell gefunden hatten; aus Wut und Haß. Hat ſie nachher gereut, Jean Jacques. Im alten Saal haben ſie viel praktiſchere Einfälle gehabt, wie im neuen. Und im alten Saal iſt auch viel beſſer tanzen geweſen; man hat ſich drin daheim gefühlt wie in jeder andern Stube, nur daß er größer war. Natürlich haben dann die Notabeln auch Parkettböden und Stuckdecken haben müſſen ſamt Tapetenwänden, und ſeitdem iſt die Eintracht im Städtchen zum Henker. Früher iſt immer die ganze Bürgerſchaft für einen Mann geweſen, heut bonapartiſch, morgen republikaniſch und übermorgen bourboniſch, wie's von Paris aus vorgeſchrieben war; und iſt ſo immer Frieden im Städtchen geblieben und gutes Einvernehmen mit der Regierung. Aber ſeit zweierlei Böden und zweierlei Decken in den Häuſern ſind, iſt auch zweierlei Sinn in den Köpfen und Streit und Hader um die Politik. Und jetzt wollen ſie ja auch noch das alte Backſteinpflaſter aus den Straßen weghaben und gewöhnliches Steinpflaſter dafür machen laſſen. Sollen nur; werden ja ſehen, was es ihnen nachher mehr koſtet an Schuhſohlen und Radreifen. Ich werd's ja wohl nimmer erleben; will's Gott, ſo tragt ihr mich noch übers Backſteinpflaſter durchs Städtchen hinauf und zum obern Tor hinaus.

Alſo damals war's noch der alte Saal, und die Beleuchtung machten ſie mit großen Wachskerzen. Und das war auch heimeliger als die Petroleumlampen jetzt. Von der Decke herab hing ein rechter Kronleuchter,

auf dem in einem Doppelring ſo an die vier Dutzend Kerzen brannten. Am Plafond war nachher immer ein breiter Kranz von Kerzenruß, den der Stadtlaternenputzer am andern Tag abwiſchen mußte. Früher ging es die Mairesmagd an, aber das war abgeſtellt worden, weil der junge Herr Maire dabei partout die Leiter halten mußte; nachher fragte er ihr allerdings nichts mehr nach, der Leiter nämlich, und dann mußte der Polizeidiener helfen.

Rechts, wenn man in den Saal kommt, war der Kamin — jetzt haben ſie einen eiſernen Ofen hingeſtellt —, und drin praſſelte immer ein herzhaftes Feſtfeuer von tüchtigen Tannenſcheitern, die von alters her der Maire zu liefern hatte. Was meinſt du, Jean Jacques, hat das Lichter geworfen vom Kamin her über die Masken, die daran vorbeitanzten! Und hat geleckt und gezüngelt manchmal in den Saal hinein, akkurat als ob's nach einem Glas Wein Durſt hätte. Iſt auch jedes Jahr an Faſtnacht ein voller Pokal Vogeſenwein in die Flammen geſchüttet worden. Das haben ſie auch abgeſchafft; aber wir übten's noch und hatten Ernſt dabei. Immer nach dem erſten Tanz machte die Muſik einen Tuſch; das war das Zeichen dazu. Dann ſammelte ſich alles in einem großen Halbkreis um den Kamin; noch ein Tuſch, und der Maire erſchien.

So war's auch heuer, Jean Jacques. Und ein luſtiges Schauen war das im Kreis herum. Allerwegen klirrte es und klingelte und raſchelte; und wo eins das Auge hinwandte, ſah es etwas blitzen oder leuchten. Ich ſtand gerade dem Kamin gegenüber und konnte mich und meine Nachbarn im Spiegel betrachten, der

darüber in die Wand gemauert war. An meinem Satin-Domino ſchlängelte der Feuerſchein auf und ab; rechtſchaffen unheimlich hab' ich ausgeſehen. Links neben mir ſtand eine Gärtnerin, rechts eine leichtfertige Zigeunerin; beide guckten eifrig in den Spiegel nach meinem Konterfei, ab und zu ſchielte auch die eine oder die andere direkt an mir hinauf. Und der Backſteinboden unter unſern Füßen glänzte wie das pure Gold. Und die Wände ſtanden ſo warm in Feuer, als wollten ſie jeden Augenblick zu brennen anfangen.

Dann trat der Maire im Ornat und mit dem vollen Pokal in den Kreis und ſogleich war es ſtill. Ich aber dachte nun an den jungen Herrn, und weil ich ſeine Maske wußte, ſuchte ich ihn mit den Augen. Aber anſtatt daß ich ihn finde, bleibe ich an einem ſchwarzen Spanier haften, bleibe an ihm hängen und kann nimmer los von ihm. Der Maire ſagt ſeinen Vers, wie im Schlaf hör' ich's:

Sonne am Himmel,
Glanz auf den Bergen,
Wein auf den Hügeln,
Leben im Tal.
Feuer von oben,
Feuer von unten,
Sturm in den Bergen,
Donner in Klüften,
Flut um die Hügel:
Furcht im Tal.
Friede dem Feuer!
Friede dem Waſſer!
Wein in die Flamm'!

Ich hörte den Guß ins Feuer praſſeln, aber meine Geiſter waren alle beim ſchwarzen Spanier. Die Muſik ſetzte ein. Wie immer, wurde der letzte Spruch von den Anweſenden nachgeſungen; aber der Spanier ſchwieg. Und jetzt ſah ich auf einmal den jungen Herrn Maire neben ihm ſtehen; da wußte ich, wer der Spanier war. Der Spanier, das war dein Großvater, Jean Jacques. Und da hat deiner Großmutter zum erſtenmal das Herz geklopft. Das iſt eine närriſche Geſchichte. Aber er ſtand ſo anſehnlich und ſchaurig neben dem jungen Herrn, daß ich zornig wurde über ihn, weil er mir Gewalt antat. Und ſchaute doch garnicht nach mir hin.

Das Lied war fertig und die Muſik ſprang in einen Tanz über. Aber ich hatte meine Rolle völlig vergeſſen. Wer mochte da auch noch Mann ſpielen, wo dein Großvater in der Nähe war, Jean Jacques. Der Kreis zerſtob und ich ſtand allein da. Ich glaube, wenn jetzt einer gekommen wäre und hätte mich zum Tanz gefordert, ich wäre mit ihm gegangen, ſo dumm war ich auf einmal geworden. Aber auch der ſchwarze Spanier war verſchwunden.

Ich war inzwiſchen beiſeite getreten und ſchaute verdrießlich in das Gewühl der Masken. Der Abend war mir verdorben, das wußte ich nun. Ich hätte ruhig nach Hauſe gehen können, konnte mich aber doch nicht dazu entſchließen. Mir war, als müſſe noch irgend etwas geſchehen, um das Maß voll zu machen; und darauf wartete ich trotzig. Ich ſtand neben dem Kamin an den Sims gelehnt und ließ Rauſch und Bauſch an mir vorbeiwirbeln. Die Alten ſaßen gemächlich um den Schenktiſch herum und hielten bei Speis und

Trank die Ohren ſteif. Die Jungen aber ließen ihre Merkwürdigkeiten flattern, und Witz wie Unwitz erfüllte mit gleichem Geräuſch die Luft. Ich wurde genugſam gemuſtert und erhielt im Vorbeigehen manchen guten Hieb, aber auch manchen dummen Hornſtoß. Ich ließ alles über mich ergehen, hatte noch eine Bosheit daneben, daß mich meine beſten Kameräd-lein für einen Mann anſprachen und war ſchon halb dabei, meine vorige Zuverſicht wiederzugewinnen, als der Handel auf einen Schlag zehnmal mißlicher wurde als zuvor.

War da nämlich ſchon ein paarmal der junge Herr Maire an mir vorbeigeſtrichen, wie der Fuchs am Hühnerhaus. „Der kennt dich," geht's mir durch den Kopf; „aber er wird ſich halten." Da wird ein neuer Tanz angeſpielt, und wer ſteht auf einmal vor mir und krümmt den Buckel? Der junge Herr Maire. Macht alſo eine Reverenz und bleibt mitten drin in der Kreuzſchwebe hängen, damit ja der ganze Saal ſeinen Scharfblick bewundern und über das blamierte Frauenzimmer lachen ſoll. Jean Jacques, ſo wütend bin ich doch noch nicht bald geweſen, wie in dem Moment über den jungen Herrn. Ich ſage ihm, er ſolle ſich ſcheren laſſen, wo man's ihm lieber beſorge; wenn ich tanzen wolle, ſo brauche ich nicht ihn dazu. Darüber ſtutzt er nun. Dann ſieht er mir aber auf die Füße und meint, ſeine Schuhe ſeien mir wohl zu lang, daß ich nicht tanze. Und wie ich ihm keine Antwort gebe, tritt er neben mich an den Kamin.

„Sie mögen alſo partout nicht tanzen," ſagt er; „auch gut, plaudern wir alſo. Ich habe ohnehin ſchon

eine gute Weile einen Brief an Sie zu beſtellen. Erraten Sie, von wem? Nein, Sie wiſſen's nicht. Von meinem Herzen. Soll ich die Gelegenheit nun benutzen, Eugenie?"

Er war ein Satan mit dem Maul, der junge Herr. Wenn dir einer ſo galant ankommt, ſo hört alle Unhöflichkeit rundweg auf.

„Wenn ich's hören darf, Herr Emile," ſag' ich daher anſtändig und manierlich. Aber ein Dieb ſteigt mir auf einmal in den Kopf. „Der will was von dir," denk' ich.

Daß ich's nur kurz mache: der junge Herr Maire wollte Bekanntſchaft mit mir anfangen, Jean Jacques, nur heimlich, daß wir uns zuerſt kennen lernten und feſt würden in der Liebe. Alsdann, wenn ſich der Stock eingewachſen habe, wollte er dies und das und noch allerhand dazu. Denn wenn ich auch nur ein Dienſtmädchen ſei, ſo dürfe ich mich doch neben jeder andern ſehen laſſen. Er drehte glatte Sätze. Jede einzelne Beteurung glänzte wie die ſilbernen Epauletten am Staatsrock ſeines Vaters, und durch die ganze Rede hindurch ging ein leiſes Klingeln von Fünflivres und Golddukaten. Das tat nun meinen Ohren abſolut nicht weh; nur bis ins Herz hinein drang mir das Geklimper nicht. Als er ausgeredet hatte, war ich weder ärmer noch reicher; doch ſtanden die Konditionen juſt nicht ſo, daß eins ſchlankweg nein ſagen mußte und ich hätte vielleicht ja geſagt, wenn dein Großvater nicht auf der Welt geweſen wäre, Jean Jacques.

Deinem Großvater auch gingen meine Augen nach, während der junge Herr Maire ſeinen Vogelſamen

ausſtreute. Er ſchritt ſo gemächlich vor ſich hin durch den Maskentrubel. Er überragte das meiſte andere Mannsvolk um einen ganzen Kopf; aber auch die größten Burſchen mußten ihre Augen aufwärts ſtellen, wenn ſie ihm in die ſeinen gucken wollten. Er bahnte ſich ſeinen Weg geradeaus. Die buntſten Knäuel taten ſich vor ihm auseinander. Er ſagte nicht: bitte, und nicht: danke, und ſo viel Schürzen ihn umſchwärmten, er ſchaute über alle weg.

Indem war der junge Maire zu Ende und die Reihe, das Maul aufzuhaben, an mir. Warum er keine von den feinen gelehrten Töchtern frage? entgegnete ich nun. Sicher ſei nicht eine darunter, die es ihm ungrad nähme. Mich aber würden ſie übel ſchief anſehen, ſtellte ich mich mit meinem breiten Rücken ihnen in die Tür. Es ſei ihnen ja allbereits in die Beine gefahren, ihn ſchon ſo lang daſtehen zu ſehen.

O das, ſagte er. Mit denen nehme ich's auf, wann ich wolle; denen ſei ich allen über im Mutterwitz. Und er ſei doch auch nicht mit dem Pickel gefirmt, habe auch ſeine Augen noch jederzeit vorn im Kopf gehabt. Und wenn ſein Alter ſage: „Die Eugenie iſt ein Weibsbild, das ſeinen gewichſten Faden hat," ſo meine er, daß es ſonſt nichts mehr brauche und alles beiſammen ſei; denn der Alte lobe nur einmal alle Schaltjahre, und da meiſtens Gott den Herrn. Alſo, Eugenie? Er wiſſe bei Gott ſonſt keine im ganzen Winkel, die ihm nein ſagen möchte, außer ſie müſſe ſchon engagiert ſein; und auch da wolle er nicht ſo ohne weiteres zum heiligen Benedikt ſchwören. Es möge

ein Spiegel im Städtchen noch ſo untreu ſein, einen unleidlichen Kerl habe ihm noch keiner gezeigt.

Ich mag's nun wohl leiden, wenn ein Teufelskerl ein Endchen prahlt. Aber das hier ärgerte mich, wie es ſich ſo ſiebenfach aufſpielte. Da war denn dein Großvater immerhin ein anderer Kerl, Jean Jacques. Ich wollte ihn ja beileibe nicht, aber was recht war, mußte recht ſein, und wenn der ſo die Säcke voll Dukaten herum hätte laufen können, was meinſt du, wie bald da die Welt auf ihrem dicken Kopf geſtanden hätte? Aber nun ſollte ich dem jungen Herrn antworten und wußte doch nicht was. Was ich dachte, mußte ich dunkel ſitzen laſſen und was er hören wollte, hatte ich nirgends herzunehmen. Ich wußte nicht warum, aber es wollte auf keinen Stuhl ein rechtes Zutrauen kommen. Das Geld war ſchon recht und die Ausſicht auf die Frau Maire. Wenn's nur ein anderer Kerl geweſen wäre, der's zu vergeben hatte.

Wie mir das alles durch den Kopf flitzt, und ich in das Gewimmel ſchaue, tut ſich auf einmal eine Gaſſe vor mir auf und mitten darin kommt der Spanier auf uns zugeſchritten. Ein Blitz trifft mich aus den Augenlöchern ſeiner Maske, dann ſtellt er ſich dicht vor den jungen Herrn Maire. Und wie mit einem Finger gezogen, bildet ſich ein Kranz Zuſchauer um uns her.

„Herr Italiener," ſagt dann der Spanier mit ſeinem klaren Baß, „Herr Italiener, hinter Eurem Lärvchen mag ſtecken was da will, ich nehm' es auf mit Euch."

Der junge Herr blickt raſch auf. Es war ein Rippenſtoß, aber ſeine Antwort kommt ruhig, höflich und wohlgeſetzt.

„Ich wüßte nicht, daß ich nach Euch Verlangen geäußert hätte, Herr Spanier," erwidert er. „Auch müßt Ihr Euch in der Perſon getäuſcht haben. Dort geht ein Genueſer, drüben ein Florentiner: wir alle ſind Italiener, voilà."

Die Parade hat Beifall. Aber mein Spanier iſt nicht faul.

„Deſto lieber," ſagt er; „ſo nehm' ich Euch wegen der Einfachheit zuſammen. Der Rechte wird dann ſchon dazwiſchen ſtecken. Drei Italiener gegen einen Spanier. Ruft Eure Landsleute her, tragt mit ihnen auf einen Haufen zu Platz, was Ihr Euer Lebtag geleiſtet habt und ſeht zu, ob ich Euch nicht rückwärts drüberſpringe."

Der ſitzt. Mäuschenſtill ſpannt der ganze Umkreis auf meinen jungen Herrn, von dem jedermann weiß, wer er iſt; er hat ſich vor den Schürzen nicht verhalten können. Der beſinnt ſich ſtill und fein auf eine Heimweiſung.

„Im Springen allerdings, Herr Spanier, mögt Ihr etwas Erkleckliches leiſten."

Schlank und glatt iſt das herausgefahren. Ein Teil der Zuſchauer klaſcht in die Hände. Aber mein Spanier lacht.

„Muſik," ruft er nach dem Podium. „Ob ich ſpringen kann," ſagt er dann zum jungen Herrn Maire, „das ſollt Ihr ſofort beurteilen. Die Jungfer wird mir dabei die Partnerin machen. Gebt mir einen Tanz, Eugenie."

Die Muſik ſpielt an, und wie ich vorhin bei der Schäferin, ſo wartet er auch bei mir nicht lange auf ja

oder nicht ja, ſondern ſchleift kurzerhand los mit mir, mitten durch das auflärmende Gebraus von dem Maskenkranz in den freien Saal hinaus.

Schau, Jean Jacques, das iſt ein kurioſes Gefühl, wenn du dir ſagſt: „So, jetzt hat's dich.“ Halb biſt du's zufrieden, halb ärgert's dich, daß ſo fertig mit dir umgeſprungen wird. Du denkſt zwar nicht daran, zurück zu tun, aber du nimmſt dir vor: leicht, wahrhaftigen Gott, leicht ſoll's ihm nicht werden. Hab's auch verſucht, es ihm ſchwer zu machen, bin aber nicht weit gekommen damit.

„Warum markiert Ihr den Mann, Jungfer Eugenie?“ fragt mich dein Großvater. Und wie ich ihm die Antwort ſchuldig bleibe, ſetzt er hinzu: „Das ſteht Euch, wie der Muttergottes das Lederklopfen, oder dem Herrgott das Schlittenfahren. Unſinn, Eugenie, mit dem Haarwiſch unter der Larve herumlaufen, wo keine im ganzen Kreis herum ein ſtattlicheres Weibsbild hinſtellen kann! Habt Ihr Liebesgram?“

Jetzt fuchſt mich's doch, daß er mir gleich das ganze Strickzeug aus der Hand ſchlägt.

„Hört Spanier,“ ſage ich, „bei uns tut einer an Faſtnacht was er will, und gibt niemand Rechenſchaft darüber. Das iſt Maskenrecht, wenn Ihr's noch nicht wißt.“

„Iſt alles in Ordnung mit dem Maskenrecht,“ meinte er ruhig, „gefragt iſt auch getan.“

„Wenn's der andere annimmt,“ gebe ich trotzig heraus.

„Ihr nehmt's alſo nicht an?“

Ich ſchweige. Denn geſtanzt heraus nein zu ſagen, wage ich nun doch nicht. Es kommt mir aber gelegen, daß mir gerade ein Feuerſchein in die Augen fällt, ſo kann ich mein Schweigen mit Gaffen koſtümieren. Im Kronleuchter iſt ein kleiner Brand. Ein paar ſchlechte Narren haben Serpentinen drüber geworfen; die haben Feuer gefangen und ſinken nun brennend und glühend zu Boden, daß die Mädels mit Geſchrei drunter weg wimmeln.

Der Spanier geht aber auf das Erküſe nicht ein, vielmehr führt er mich in ein Seitenzimmer, wo es ſtill und faſt dämmerig iſt, indem nur eine Kerze in einer Ecke brennt. Er heißt mich ſitzen, was ich tue, während er vor mir ſtehen bleibt.

„Ich habe noch zwei andere Fragen an Euch," ſagt er dann und nimmt ſeine Maske herunter. „Je nach der Antwort werde ich Euch zu Eurem Italiener zurückbringen oder Euch ſelbſt behalten. Was wollte der Italiener von Euch? Nehmt auch die Maske vom Geſicht."

Jetzt gilt's, denk' ich, tu' zwar, was er will, rüſte mich aber innerlich mit einem guten Beſen. „Was wollt Ihr denn von mir," geb' ich zurück, „wenn man fragen darf?"

„Möglich dasſelbe," ſagt er, „wenn auch vielleicht auf andere Art. Streicht Euch auch das Gefrotzel aus der Stirn, ſo kann man Euch in die Augen ſehen."

„Was iſt denn nun das," denk' ich, und ſtreiche die Haare zurück: „der befiehlt dir in einemfort und du parierſt in einemfort. Und wie der dich anſieht mit Augen — ob du Beſcheid weißt?"

Und er lacht in meine Verwunderung hinein.

„Heiraten will ich dich, Eugenie, aber für meiner Lebtage, nicht nur auf ein paar luſtige Nächte, wie der Italiener.“

„Das hat man nun davon,“ ſag' ich, „wenn man einem Menſchen ein gutes Wort gibt; gleich ſoll man geheiratet werden. Schon recht, heiraten; aber mit was? Mit Küſſen wird der kleinſte Vogel nicht proſper. Mögen tät ich dich wohl, du grader Burſch; aber wo kommt Tiſch und Bett und Brot her?“ Und ſteigt unverſehens eine große Traurigkeit über mich. Ich ſitz' und ſeufze und ſchau ihn an dabei. „Ach Gott ja,“ ſag' ich, „ich wollt', ich wär' tot oder recht reich.“ Grad wie du heut, Jean Jacques.

Wie ich das ſag', macht er ein beſorgt Geſicht. Ob es eine Schmiede nicht auch tue, meint er.

„Ei ja tät' ſie's,“ ſag' ich. „Aber du und Schmiede, wie kommt das zuſammen.“

Wird er rot und zornig. „Wie das zuſammenkommt? Bin ich etwa ein Schneider? Und hab' ich nicht geſtern den Handel abgemacht mit dem alten Michèle in der Waſſerjungfer, und hab' allein wegen dir ſo ein Himmelpläſier drüber? Frag ihn doch ſelber, ob er mir ſeine Schmiede abtritt oder nicht, mit der ganzen Bagage auf Abzahlung. Und hab' ich nicht das Halbe gleich blank hingelegt? Da iſt der Wiſch, wenn's beliebt. Kommt's nun zuſammen, Eugenie?“

Aber ich hab' jetzt nur zu ſchauen und zu ſtaunen, wie mein Burſch ſchön iſt und reden kann. Und wie ich nicke und meine Freude hab', ſetzt er ſich neben mich und nimmt meine Hand.

„Aber bald ſein müßt's," ſagt er. „Dem Michèle iſt ſein Weib untreu worden, an den Tod. Und ein Weibsbild muß doch ſein im Haus; was gäbe das ſonſt für ein Weſen!"

„Daß du Recht haſt," ſag' ich. „Und eine beſſere kannſt du dir nicht ſuchen das ganze Städtchen aus, frag' nur die Frau Maire. Ich will dir das Zeug ſchon hinſtellen, und ſoll dir nirgend nichts abgehen und ſoll dich nie reuen, daß du juſt mich genommen haſt."

„Dann gehen wir morgen zum Pfarrer, Eugenie. Und in vier Wochen iſt Hochzeit."

Ich überrechne ſchnell, daß ich meine Ausſteuer ja ſo weit beiſammen hab', denn müßig bin ich alleweil nie geweſen. Drum ſag' ich herzhaft ja, und weil die Muſik wieder ſpielt, ſtehen wir auf.

„Soll ich dich jetzt wieder zum Italiener bringen?" fragt er und ſeine Augen lachen mich an.

„Ja," ſag' ich, „du kannſt ihm den Handel anſagen, und er ſolle nun die Leiter auch halten."

Iſt auch richtig unſer erſter Brautführer geworden nachdem.

„Siehſt du, Jean Jacques, ſo haben ſie mich zu deiner Großmutter gemacht," alſo ſchloß die Matrone ihre Erzählung. „Aber jetzt möcht' ich nur in des Bartſchers Namen wiſſen, wo der Windhund von einem Jungen wieder ſteckt. Für den iſt lange Zeit zum Unterkriechen. Du ſchläfſt doch auch hier heute nacht, Jean Jacques?"

Jean Jacques ſtieg von der Ofenkunſt herab. Nein, erwiderte er, er müſſe wieder nach der Schmiede zurück, indem er morgen früh dort ſehr benötigt ſei; der Alte

habe es ihm dreifach aufgebunden. Den Jungen wolle er indeſſen heimſchicken. Dann griff er nach ſeiner Mütze, ſagte gute Nacht, und ſchritt groß und breit durch den Türrahmen in die Dämmerung hinaus.

Es war aber nicht an dem, wie Jean Jacques verſprach, ſondern die Großmutter ſtellte gleich darauf feſt, daß er ihr den Jungen vergaß. Sie ſah ihn geradeaus die Torgaſſe hinaufgehen, ohne ſich nach irgend jemand umzublicken, und die Heimholung des Unkrauts blieb ihr ſelbſt überlaſſen. Sie geriet darüber in Nachdenklichkeit und fing an zu ſchnupfen und mit ſich herum zu brummen, und der Junge fiel von einer Vergeſſenheit in die andere. Schließlich wandte ſie ſich ins Zimmer zurück, wo in einer Ecke nach einiger Zeit ein Licht aufging.

Jean Jacques ſchritt unter den angezündeten Straßenlaternen dahin, eher langſam als munter, eher zweifelhaft als ſelbſtbewußt. Er ſah und hörte wiederum nichts von dem, was um ihn vorging. Sein ganzes Aufmerken war nach innen gerichtet, auf den Grund ſeiner Seele, wo ſich unter dem nachdrücklichen Gedräng ſeiner Gefühle langſam und ſchwerfällig ſeine Unternehmungsluſt vom Boden aufraffte.

„Da hat dir die Alte nun eine Meinung geſagt," kalkulierte Jean Jacques, „die ſich nicht einmal ſo übel anhört. Außerdem iſt ſie ein Weibsbild, und da weiß immer eine von der andern Beſcheid. Geſchehen muß nun was, das iſt klar. Frag' ich ſie nicht, ſo iſt leicht ein anderer bei der Hand und fragt ſie, und dann gibt's zerhauene Knochen. Allemal."

Die Frage war bloß, wie und was? Das machte denn doch noch eine andere Sache aus, als Bertolets Aurore beſchlagen. Wahrhaftigen Gott, er hätte nicht gedacht, daß einer ſeiner Lebtage einmal ſo viel könne an der Zunge hängen haben. Aber lieber wär's ihm geweſen, er hätte es können mit dem Hammer ausfechten. Wozu hatte er nun den ganzen Kram gelernt und ſich noch was darauf eingebildet, wie ihm jeder Gaul ſtillhalten mußte und wie's ihm von der Hand ging? Zum Vieh, ja, da war er ein Kerl, aber vor ein Frauenzimmer fehlten ihm doch die rechten Füße. Freilich paſſen, das taten ſie zuſammen. Und fünf Minuten Angſt mit einem Anlauf, das mußte wahr ſein, ſtand ſie wert. Und wenn er's getan hätte und es wäre angebracht und gut abgelaufen, dann könnte er ſich hinſetzen nachher und ſagen: „So," könnte er ſagen, „Jean Jacques, das iſt das Beſte, was in deinem Leben zu tun geweſen iſt. Mach' dir jetzt einen Sonntag und laß' dein Herz ſpazieren laufen." Wahrhaftigen Gott, ſo ſagte er, und das täte er.

Indeſſen war Jean Jacques tiefer ins Städtchen hineingekommen und ſchritt bereits die Hauptſtraße hinauf, wieder dem Rathausplatz zu. Es trat ihm nicht zu Gemüt, wie der Platz nun ſauber aufgeräumt und aufgewaſchen war — die Backſteine waren noch naß davon —, und wie gut alles zuſammenklang und zuſammenfloß, das Plaudern der ſcheuernden Mädchen vor den Haustüren, das vierfache Plätſchern des Rathausbrunnens und das ſeriöſe Läuten der Betzeitglocke; die goldenen Lichter, das rötliche Pflaſter, das rotbemalte Rathaus und wieder die gelben Lichter.

Mit triefendem Maul wandte ſich die letzte Kuh vom Brunnen. Jean Jacques hätte auch die nicht bemerkt, wenn er ihr nicht gerade vor die Hörner gelaufen wäre. Das Tier blieb verwundert ſtehen und Jean Jacques auch. Die Mädchen lachten, die Betzeitglocke lachte, und die Sterne am Himmel lachten. Jean Jacques machte dem Tier ernſthaft eine tadelnde Bemerkung, drückte es an den Hörnern zur Seite und gab ihm gedankenvoll einen Backenſtreich. Die Kuh brummte und ſetzte ſich an Jean Jacques vorbei wieder in Gang, und Jean Jacques ging ſeinen Weg geradeaus weiter.

„Um die Rede wäre mir eigentlich nicht bange,“ ſprach er dabei vor ſich hin. „Es iſt nur um den Anfang. Etwa ſo: ‚Hören Sie, mein Fräulein Angele.‘ Was?“ Aber da fiel ihm die übel aufgenommene Höflichkeit vom Nachteſſen wieder ein. „Und wechſeln laſſen hab' ich jetzt auch nicht. Alſo anders. ‚Liebe Angele!‘ Das iſt, für wenn's ſtimmt; geht mithin auch nicht. ‚Ich will Euch heiraten, Angele!‘ Ja, daß ſie mich auslacht! Oder: ‚Wollt Ihr mich heiraten, Angele?‘ Aber die iſt imſtand und ſagt nein. Mehr Bildung müßte man beſitzen. Aha, jetzt hab' ich's. Nein, ich hab's doch nicht. Aber ſetze dir einmal vor, mein allerbeſter Jean Jacques, die Angele ſei des Kapitäns Aurora, und du haſt ſie zu beſchlagen. Da iſt das Eiſen. Den Huf her. Draufgepaßt. Sitzt nicht! Zu groß! Verdammt ſauberes Tier, will ſagen Mädchen; das muß man ihr laſſen. Und ſo eine Art hat ſie, einem einen Schlegel an den Kopf zu werfen. Extra darum möcht' ich ſie ſchon. Und groß iſt ſie und ſtark. Ich möcht'

einmal meſſen mit ihr am Türpfoſten. Herrgott, und balgen! Aber warte du nur, bis wir geheiratet ſind!"

In dieſem Augenblick geſchah es, daß Jean Jacques zum zweitenmal zuſammenrannte. Nach dem erſten unklaren Gefühlseindruck war er geneigt, dieſen Aufenthalt mit derſelben Urſache, die den vorigen veranlaßt hatte, in Beziehung zu bringen, wurde aber umgehend über den Fall in alle wünſchbare Klarheit geſetzt.

„Ihr ſcheint ja aus einer netten Geſellſchaft zu kommen," tönte ihm nämlich plötzlich Angeles klare Stimme in die Ohren. Er hatte in ſeinen Gedanken immer raſcher zu gehen und endlich laut zu ſprechen und zu geſtikulieren begonnen, und wie konnte nun Angele ſolches an Jean Jacques anders deuten, als Anno 33 die Juden und Judengenoſſen an den Jüngern Jeſu? „Haltet den Verkehr ja aufrecht," ſetzte ſie noch hinzu, „er ſteht Euch wohl und bringt Euch auch was ein."

Und ehe Jean Jacques wußte, was in einem ſolchen außerordentlichen Fall etwa zu ſagen wäre, war ſie ſchon ein gutes Stück weiter. „Blitz," brummte er verblüfft, „die hat dir nicht ſchlecht auf die Hörner geklopft. Wo denkt die wohl, daß du herkommſt?" Und er ſah ihr bedenklich nach. Aber plötzlich ſprang ihm ein Bock in den Stall. „Jawohl!" ſagte er und ſchlug ein Schnippchen; „das iſt's: zuſammenrennen, noch einmal zuſammenrennen mußt du mit ihr; anders kommſt du ja ſowieſo nicht an ſie heran. Und dann aber nicht laufen laſſen, bis der letzte Nagel ſitzt."

So kam er vollends in die Bachſchmiede und ſtieg ohne weitere Fährlichkeiten die Treppe nach ſeiner

Kammer hinauf. Und dann dauerte es nicht lange, bis er mit allen ſeinen Reizen im Bett lag und im Schlaf von ſeinen ſchwindligen Spekulationen Ruhe fand.

Ihm träumte aber, die Kuh, mit der er zuſammengerannt war, habe ihn auf die Hörner genommen und brummend in ihren Stall getragen. Dort habe ſie ihn neben den Ochſen ins Stroh geſetzt und mit einem mürriſchen Geſicht zu dieſem geſagt: „Da iſt noch ſo einer, der nicht weiß, wie er's anſtellen ſoll.“ Sprach's und wandte ſich ſpöttiſch nach ihrer Raufe.

Es kam aber der Sonntagmorgen und mit dem neuen Tageslicht auch die Erleuchtung für Jean Jacques. Denn wie er ſo die Augen aufſchlug und ſeine Blicke zuerſt vor allen Dingen auf ſeine irdene Waſchſchüſſel fielen, da ſchwärmten auf einmal alle ſeine Bienen aus.

„Denn wieſo?“ ſagte er. „Wenn dieſe Waſchſchüſſel ſozuſagen den Geiſt aufgibt, ſo entſteht daraus ein Zuſammenſtoß mit der Angele. Sie im Zimmer, wütend wie ein Truthahn, ich in der Tür und hab' Augen und Ohren offen. Und beim Herrgott, ich will ihr keinen andern Weg laſſen, als mir in die Arme oder aus dem Fenſter. Herunter, Schüſſelchen, herunter.“

Er ſtreckte ſich aus ſeinem Bett und wiſchte das beſagte Geſchirr vergnügt vom Waſchtiſch herunter. Dann legte er ſich wieder in ſeinen Kiſſen zurecht und blinzelte zufrieden bald an die Zimmerdecke hinauf, bald in die Sonntagmorgenſonne hinein und bald auf die Scherben hinab.

„Einen Sprung, so hoch, macht sie, wenn sie die Scherben sieht," kalkulierte er vor sich hin. ‚Wo ist der Jean Jacques, der Verderber, der Antichrist? Dem will ich jetzt die Suppe einbrennen! Was hast du mit der Schüssel gemacht?' ‚Hin,' sag' ich. ‚Warum?' sagt sie. ‚Darum,' sag' ich. ‚Sie gefiel mir nimmer.' ‚Und jetzt meinst du, ich stelle dir eine neue her?' ‚Das weniger. Ich will mich in der deinen waschen fortan.' Und dann sitzt's. Kein Teufel reißt's mehr herunter. Und der Gaul wirft den Kopf auf und wiehert und trabt ab. Hopp, Jean Jacques."

Jean Jacques sprang aus dem Bett, daß das Häuschen zitterte.

Jean Jacques war zwar sonst ein betrüblicher Rechner, aber diesmal stimmte seine Aufstellung. Daß die Faktoren ein wenig anders aufmarschierten, als er gemeint hatte, merkte er in der Geschwindigkeit nicht einmal.

Jean Jacques wusch sich am Brunnen im Hof, weil er keine Schüssel mehr hatte. Angele kam mit dem Wassereimer hinzu und machte große Augen nach ihm hin.

„Auf Euch bin ich nicht eingerichtet heut," sagte sie. „Ihr wolltet doch drunten bleiben über den Sonntag, meint' ich."

Jean Jacques nickte. „Hab's selber gemeint."

Die kurze Antwort zwickte sie nun schon wieder.

„Hab' ich Euch kein Wasser hinaufgestellt?" fragte sie schärfer.

„Weiß nicht," entgegnete Jean Jacques gleichmütig und trocknete sich den Kopf mit dem Handtuch; aber innerlich war er mit allen Sinnen hellauf.

Angele ſtieg es warm zu Kopf, daß ihr der hübſche Burſche immer ſo patzige Antworten gab.

„Dann hätte ich zuerſt nachgeſehen," ſagte ſie aufgeregt. „Der Brunntrog iſt nicht zum Waſchen da. Wo ſoll das Vieh nun ſaufen."

„Ja, das frag' ich auch," gab Jean Jacques ruhig zurück.

Angele biß ſich auf die Lippe. Ihre Augen begannen zu ſprühen, aber ſie nahm ſich zuſammen.

„Jean Jacques," ſagte ſie, „Ihr habt es darauf abgeſehen, mich zu ärgern."

„Jungfer Angele, das iſt nicht wahr," ſagte Jean Jacques fröhlich, denn nun hatte er das Endchen erwiſcht. „Sondern ich hab' es darauf abgeſehen, Euch zu heiraten, wenn Ihr nichts dagegen habt. Sagt mir nur, wenn ich das darf, dann hat aller Zank ein Ende. Hab's ohnehin immer gedacht: wir treiben's ſo lang, bis wir Mann und Frau ſind."

Da ſtand nun Angele und hatte ihre Augen ſo voll Erſtaunen, daß es ihr die Lider ſchier zerriß. Und ſie wußte in der Eile auch gar nicht, was in die Glocke für ein Klöppel gehörte.

„Wie ich geſtern nach dem Anrenn ſteht ſie da," dachte Jean Jacques. Dann fiel ihm ſeine Waſchſchüſſel ein, und es dünkte ihm, als ſeien die Scherben jetzt nützlich zu verwenden.

„Ich hab' droben die Schüſſel zerſchlagen, Jungfer Angele," ſagte er daher nun, „weil ich dachte, daß es etwas zu reden gäbe zwiſchen uns. Und mit Euch reden, das wollt' ich inbrünſtig. Geſtern abend, da wart Ihr mir zu flink, wie ich Euch vorgeſtoßen bin.

Aber es war Eure eigene Schuld. Denn an Euch und an ſonſt nichts hab' ich gedacht, und Ihr wart die Geſellſchaft, aus der ich kam. Und daß Ihr ſagtet, ich ſolle den Verkehr auf keinen Fall aufgeben, das war ganz meine Meinung, drum bin ich auch nicht zu Hauſe geblieben, wie ich erſt wollen hab'. Den Brunntrog da will ich ſchon ablaufen laſſen und friſch füllen, wenn Ihr mir ein gutes Wort gebt; ſonſt nicht! mein Seel, ſonſt nicht, Jungfer. Und Waſſertragen, Holzſpalten und was ſo Arbeit iſt, das ſeid ihr alles ledig von dem Augenblick, wo Ihr mir die Heirat zugeſagt habt. Für meine künftige Frau tu ich alles, aber keinen Finger rühr ich für ein fremdes Frauenzimmer. Und dächt' ich jetzt nicht, ich ſchwatzte an meine nachmalige Frau Schmiedin her, kein Maul täte ich Euch auf. Und jetzt, Ihr kennt mich, Jungfer. Mit der Aurore hab' ich nichts gehabt, ſo wenig wie mit Euch. Womit ich aber nicht rühmen will, denn ich finge jetzt gern ſchon allerlei an mit dir, du feines Mädchen und Frauenzimmer, was du biſt, nämlich heiraten und ſo. Guck, ſonſt freut mich das ganze Schmieden nimmer. Alſo ja, Angele, oder nicht?"

Angele ſchüttelte in wortloſer, aber durchaus nicht unerfreulicher Verwunderung den Kopf zu dieſen Worten.

„Hätt' ich doch nimmer gedacht," ſagte ſie mit einem tiefen Aufatmen, „daß da noch was draus würde." Und ſie ſetzte auf alle Fälle ihren Eimer ab. „Aber mir ſoll's ſchon recht ſein," fuhr ſie mit aufleuchtenden Wangen fort. „Und wenn du meinſt, du kannſt mich brauchen, da haſt du mich, wie ich bin. Nachher zieh ich mich dann auch Sonntag an."

Und wie ſie ihm denn nun ſo mit hellen Augen zunickte, kriegte er plötzlich einen Anfall heftigſten Wohlſeins. „Siehſt du wohl, Angele!“ ſagte er. „Komm her und laß uns verſuchen, ob wir auch küſſen können.“

Und ſie verſuchten es, und es ging.

Unter der Haustür ſtand der Meiſter. Der hegte ſich wieder. Nun rief er mit voller, dröhnender Stimme „Proſit!“ über den Hof.

Da wandten ſich die großen Liebesleute ihm entgegen, Hand in Hand, halb verſchämt und halb übermütig. —

Es fand ſich im Lauf der Dinge, daß Angele plötzlich genug Kaffee hatte für drei Perſonen, und daß ſie wirklich viel beſſer auf Jean Jacques eingerichtet war, als ſie am Brunnen zuerſt hatte wahr haben wollen. Und weil Jean Jacques nach der zweiten Taſſe die Behauptung aufwarf, ſeine Großmutter ſei das feinſte alte Weib von ganz Europa, beſchloß man, nach dem Mittageſſen die Sehenswürdigkeit gemeinſchaftlich aufzuſuchen.

„Aber dein Bengel von Bruder, Jean Jacques,“ ſagte Angele —

„Soll künftig wieder ſeine Hiebe haben, jawohl,“ fiel Jean Jacques überzeugt ein. „Seine Bosheit iſt ins Kraut geſchoſſen, ſolang ich den Kopf hab' hängen laſſen, aber jetzt wird die Erziehung wieder aufgenommen.“

Die Begegnung

Es war eine wunderliche Sache: nichts hatte ſich verändert und alles ſah anders aus, die Stadt, der Wald davor, die Straße, die aus der Stadt durch das Holz führte, und eigentlich auch die Gewitterbank, die der Stadt gegenüber hinterm Wald lag. Die Stadt zählte fünfzigtauſend Einwohner und war tauſend Jahre alt. Das Gewitter hinterm Wald war erſt fünf Tage alt, aber wenn es durfte, ſo richtete es die tauſendjährige Stadt in zehn Minuten zugrunde. So ſtanden die Dinge. Außerdem feierte die Stadt ihr Jubiläum, und war darum allenthalben Giebel, Turm und Erker bekränzt und beflaggt.

Wo die tote Straße die Stadt verließ, hatte man eine vielſäulige Ehrenpforte errichtet, denn weil die Stadt in der Geſchichte des Vaterlandes und des zuſtändigen Fürſtenhauſes ab und an eine kleine loyale Rolle ſpielte, war der Kaiſer zu ihrem Jubiläum perſönlich geladen worden und geſtern Nachmittag auf vierundzwanzig Stunden eingetroffen. Die Ehrenpforte war aus Holz, Pappe und Malerwitz dem Triumphtor in der Hauptſtadt nachgebildet, aber wer gewöhnt war, auf eine Sache zu achten, dem mußte auffallen, daß am Geſpann des Siegeswagens, auf dem die Göttin Viktoria ſtand, ein Pferd fehlte. Der Kaiſer ſah es ſofort beim Einzug und machte die Bürgermeiſter mit gutem Humor darauf aufmerkſam; aber die Bürgermeiſter hatten nicht mit der Möglichkeit gerechnet, daß der Kaiſer in dieſem erhebenden Augen-

blick irgendetwas merken könnte, und gerieten aus dem Konzept. Außerdem wußte man beim Kaiſer nie ſicher, wo man daran war mit ſeinen Fröhlichkeiten, manchmal war er auch wütend dabei; und dann hatte es das Lachen der Majeſtät an ſich, daß es ſeinen Gegenſtand wie eine Salve aus dem Hinterhalt traf. Der Kaiſer ſchoß immer in Salven, ſcharf in Geſchäften, mit Kanonen im Ärger, mit Platzpatronen im Scherz; das war ſo nach ſeinem ritterlichen Herzen.

Aber das Tor ſtand in ſeiner unwirklichen Exiſtenz aus Holz, Pappe und Malerwitz um dieſe Nachmittagszeit verlaſſen und ganz allein dem Gewitter gegenüber. Die Stadt war vollauf mit einer Abſchiedsovation beſchäftigt, die ſie dem Kaiſer auf ihrem Marktplatz darbrachte. Alle hohen Giebel und Türme reckten die Hälſe nach dem geſchichtlichen Vorgang, und die niedern Häuſer hockten gleichſam vor ihren eigenen Türen auf den Gaſſen beiſammen wie die alten Weiber, und lauerten die gekehrten Bürgerſteige auf und ab, ob ſie nicht wenigſtens einen Adjutanten oder Prinzen zu ſehen kriegten. Man konnte ſich einbilden, die Stadt habe ſolange das Tor als Wache und Schutzwehr gegen das Gewitter aufgeſtellt, aber dann war es fatal, daß die Pferde mit dem Kriegswagen ſtadtwärts rannten und nicht gegen das Gewitter angingen. Jedoch das richtige war, das Tor langweilte ſich. Seine Aufgabe war erfüllt, ſchon geſtern Nachmittag, und jetzt wußte es nicht, was es noch weiter mit ſich anfangen ſolle. Es ſtand da auf ſeinen hohlen Füßen, ſpielte mit ſeinen Wimpeln und krachte leiſe mit ſeiner Pappehaut; und dazwiſchen

ſchlief es immer wieder ein bißchen ein. Manchmal wälzte ſich aus der Stadt heraus eine krauſe Welle Jubel und Muſik darüber hin nach dem Wald zu; es war mehr Geräuſch darin als Klang, und der Wald gab nichts darauf heraus.

Überdies war der Wald mißmutig. In dem verfluchten Vorgewitterlicht hatte er ſeine friſche grüne Farbe eingebüßt und lag jetzt blaß und graublau unter dem fahlen Himmel, ſoweit ſeine Bezirke reichten. Auf der heißen Ebene ſtand es ſich wie auf dem Keſſelboden einer Saline; das Holz wurde warm bis in die Wurzeln hinab in dem Brand und Dunſt, und das Laub hing an den Zweigen wie gekocht. Und nirgends wollte ſich nachgerade ein Leben regen. Ein Wind exiſtierte überhaupt nicht mehr; es war ſo gut oder ſo ſchlimm, wie wenn ihn einer abgefangen und in die Taſche geſteckt hätte. Und was von Vögeln ſich nicht in Strauch und Buſch ſtille hielt, das ſaß mit den Krähen auf klugen Äſten und paßte den beiden Geſpenſtern auf, die einander gegenüber den Wald belagerten. Es war ein ungünſtiger und verrückter Zuſtand, und der Teufel mochte ihn holen.

Was das Gewitter antraf, ſo beſtand es beim erſten Hinſehen aus einem hagellichten Zentrum und zwei weitgedehnten ſchieferdunklen Flanken. Es lag hinter tieflauernd vorgerecktem Kopf und Hals im unguten Tag überweltlich-echſenhaft hingeſpannt, mit ſchwefeldunkelhellem Riſt und Rücken und ungeheuren ſchwarzen Flügeln. Vor ſechs Tagen war es noch Abend geworden wie immer, mit Glockenläuten, Vogelſingen und vergißmeinnichtblauem Feierhimmel darüber.

Und am nächſten Morgen gleich beim Erwachen hatte ſich Stadt und Land dem Unweſen gegenüber gefunden, ohne daß ein Menſch zu ſagen wußte, wie es hergekommen war. Und ſeither lag es hinter dem Wald und ſtarrte immerfort über den mißfarbenen Wipfelſee nach der Stadt herüber.

Dreihundert Meter vom Tor ſtand die Bonifaziuskirche inmitten einer Kinderſchule von kleinen, dicken Bürgerhäuſern. Von ihrem beflaggten Turm herab ſchlug es drei Uhr. Als der dritte Schlag verſummt war, fuhr unter dem Tor ein vierrädriger Stoßwagen hervor, auf dem eine Drehorgel ſtand. Gleich dahinter folgte der zugehörige Muſikant oder Fuhrmann. Er ſchob mit der linken Hand den Wagen, und in der rechten hielt er eine ſchwarze ſtählerne Taſchenuhr, deren Gang er aufmerkſam mit der Turmzeit verglich. Als er zu einem Reſultat gekommen war, blieb er ſtehen und drehte an der gerippten Kugel einigemal hin und her, wobei er magere und außerordentlich gelenkige Finger regte, die mit ihren ſubtilen Bewegungen an die Beine mechaniſcher Spinnen erinnerten oder an hochgebildete elektriſche Maſchinenglieder. Die Finger verrichteten alles mit dem geringſten Aufwand von Zeit und Raum, der möglich war, und brachten dabei eine merkwürdige Art nervöſer Grazie auf, die mehr Mitgefühl erregte als Wohlgefallen, oder auch Ängſtlichkeit und Spannung.

Als die Uhr gerichtet war, legten ſich die Hände wieder an den Wagen, und Räder und Füße ſetzten ihren Weg fort. Doch ſah es nicht ſo aus, als ob der Menſch gewohnt ſei, mit dem Fuhrwerk umzugehen;

er mußte nach zwanzig Schritten ſchon die Richtung korrigieren, und fuhr dann ſogleich nach der andern Seite ſchief, was nachher wieder eine Berichtigung nötig machte. Es konnte ſein, der Wagen war ſchlecht gebaut oder ausgefahren, aber dann blieb immer noch zu bemerken, daß man ſonſt ſo zum Wagenſchieben andere Augen und ein anderes Geſicht zu machen pflegt, als an ihm zu ſehen war. Wie ſeine Finger, mahnten auch ſeine Augen an ſeltſame elektriſche Einrichtungen, an noch unerfundene geiſtvolle Konſtruktionen und Inſtrumente, die ein entgleiſter Geſchmack oder ein ironiſcher Wille in eine menſchliche Geſtalt montiert hatte, um damit irgend ein tiefſinniges Paradoxon aus dem dunklen Reich des Peſſimismus zu beweiſen. Es waren keine Augen, die eine Welt rund in ſich aufnahmen und begriffen, ſondern es waren bewegliche Lampen, die in einem unheimlichen kinematographiſchen Nacheinander Gegenſtand um Gegenſtand anfielen und fixierten, den Baum, den Raben, die Wolke; daraus konſtruierte dann die Netzhaut ein freudloſes Regiſtrierbild, eine Art Steckbrief oder Gebrauchsanweiſung, und das war ſo im ganzen alles, was dieſe Augen ihrem wenig glücklichen Beſitzer von der Welt vermittelten. Schließlich iſt von den Augen noch zu ſagen, daß zwei dunkelbewegte Brauen wie Janitſcharenfahnen darüber wehten; und zwiſchen den Brauen düſterte in einer kurzen, untiefen Schulmeiſter-Senkfalte der nächtige Intellekt eines Prophetenſchülers und Fanatikers.

Sobald ein Gehirn nicht bloß aus anatomiſcher Unumgänglichkeit eine Schädelhöhle ausfüllt, hat die

Kreatur ſo oder ſo mit Ideen zu ſchaffen, ſelten zu ihrem Vergnügen, oft zu ihrem Schaden. Es hatte unter andern Verhältniſſen dreißig Jahre lang den Anſchein gehabt, als ob der gegenwärtige Fuhrmann und Muſikant zu der nützlichen und ungefährlichen Menſchenart gehöre, deren Kopf gegen geiſtige Einflüſſe durch einen zuverläſſigen hermetiſchen Verſchluß geſchützt iſt; aber das verhielt ſich nicht ſo, oder nicht ganz ſo, ſondern er war von Geburt an zur ideellen Beſeſſenheit prädeſtiniert, welche die andere Art von Verhältnis ausmacht, in dem ein Geiſt zu einem Menſchen ſtehen kann. Hatte niemand etwas davon gemerkt, ſo lag das an der beſonderen Form der Kandidatur, die ſich vom gewöhnlichen Stumpfſinn bloß durch kleine nervöſe Reizbarkeiten unterſcheidet, und manchmal durch verborgene Feinheiten an Gliedern oder Organen. Vor einer Woche noch hatte er nicht exiſtiert für die unſichtbare Welt; da war er ſtill, unhöflich und ſtumpfſinnig einer katholiſchen Dorfſchule vorgeſtanden, hatte Kinder geprügelt, Orgel geſpielt und Bier getrunken. Und jetzt ſtand er plötzlich im Begriff, in die Weltgeſchichte einzutreten, kraft einer dunklen, mörderiſchen Idee. Aber der kleinſte Einblick in ſeine Vergangenheit und Herkunft beweiſt ſofort und bündig, daß ſeine angeborene Unſchuld noch durch keinen üblen Willen getrübt, und daß das Kind, als welches er zur Welt gekommen, ſich durch nichts verändert hatte, als daß ihm ein Schnurrbart angewachſen und es inzwiſchen ein Schulmeiſter geworden war.

Übrigens verhielt es ſich mit ſeiner Geburt ſo, daß er dabei gleich mitten in eine große Not und Ver-

legenheit hineingeraten war, indem ſich für ihn nichts zu trinken und zu eſſen vorfand. Sein Vater hatte ſich über die Grenze davon gemacht, und ſeiner Mutter war aus Schreck und Ärger darüber die Milch ausgeblieben. Da tat er das Vernünftigſte, was in ſeiner Lage zu tun war: er richtete ſich aufs Hungerleiden ein. Er kam mit halb ſoviel Nahrung aus als andere Kinder, und hielt ſich für den Ausfall an Realien ſchadlos an der Zeit, die nichts koſtete. Während andere Kinder mit ſieben Monaten ſitzen können, ließ er ein Jahr vergehen, bevor er ſich mit dieſem Kunſtſtück verſuchte; und zweie brauchte er, bis er ſtehen konnte. Er lachte nicht und gaukelte nicht. Weil ihm in einer merkwürdigen Feinhörigkeit ſein eigenes Geſchrei übel klang, ſteckte er's frühzeitig auf. Wenn ihn irgendwer betrachtet hätte, ſo wäre ihm eine gewiſſe mürriſche Faſſon ſeines Schädels ſicher aufgefallen; aber es betrachtete ihn niemand und es fiel auch niemand etwas auf an ihm. Und als er mit den andern Göhren ſeines Jahrgangs ſechs Jahre alt geworden war, wurde er eines Morgens bei Wind und Regen zur Schule geſchickt.

Das war die erſte Ungehörigkeit des Schickſals gegen ihn, die ihm direkt und ſofort zu Gemüte trat. Er mußte vier Stunden lang mit naſſen Schultern zwiſchen Rangen ſitzen, die er nicht kannte, Dinge betreiben, die er nicht verſtand, und einen fremden, großen Menſchen mit diktatoriſcher Gewalt über ſich verfügen ſehen, den er deshalb vom erſten Augenblick an verabſcheute. Zwar weinte und erregte er ſich nicht, und wunderte ſich auch nicht, daß der Umſtand durch Wochen,

Monate und Jahre mit wenigen witzloſen Variationen derſelbe blieb; aber er rächte ſich für dieſe Grobheiten nach ſeinem Temperament, indem er ſich vornahm, ebenfalls Schulmeiſter zu werden. Da er durch unholde und übermütige Einflüſſe mit dem Daſein bereits auf den uncharmanten Fuß geſtellt war, ſo paragraphierte ſich ſein Katechismus nach dem wenig günſtigen Grundſatz: Kneifſt du mich, kneif ich dich! Er hatte um ſo mehr Ausſicht, damit durchzukommen, als in ihm nicht das Brauſepulver der Bitternis ein heißes Blut zu Wallungen und Demonſtrationen trieb, ſondern durch ſeine feinen Adern kreiſte zwiſchen den dünnflüſſigen Säften ohne Willen und Beſtimmung der gemeine Wanzentod einer chroniſchen Lebensſchnödigkeit. Doch ließ es die Hungerleiderſchaft ſeines Weſens nicht zu, daß er, ohne Vorteil daraus zu ziehen, durch den Zuſtand ging. Seine auf kleine Vorteile wachſam gerichtete Spekulation machte ihn zu einem mittelmäßig erfreulichen Schüler, und er trug freud- und neidlos mit frühgefurchter Stirn fortlaufend günſtige Zenſuren nach Hauſe. Obwohl ſein Charakter nicht zum Wohlwollen einlud, ſo gewann ihm doch ſein pedantiſcher Ordnungsſinn die Zuneigung ſeiner Lehrer. Und was ſeine Mitſchüler anging, ſo ließen ſie ihn in Ruhe um der ſchnöden Antworten willen, die von ihm ausgingen, wenn man ihm krumm kam, und die, ſobald ſie losgelaſſen waren, wie blinde Pferde um ſich biſſen und dann noch lange auf eine unbegreifliche Weiſe in die leere Luft hinein weiter beleidigten. So brachte er ſeine Art ohne Veränderung oder Steigerung unabhängig, feingliedrig und mittel-

mäßig durch die Jugend, und war eines Tages ein Jüngling. Und wie es das Praktiſche in ſeinen Verhältniſſen erheiſchte, da er doch einmal dabei geblieben war, Schulmeiſter werden zu wollen, kam er auf Koſten ſeiner Vaterſtadt nach ehrenhafter Abſolvierung der bürgerlichen Schulklaſſen aufs Lehrerſeminar. Und vom Seminar kam er als Unterlehrer nach Hilbertshofen, wo er nun ſeit zehn Jahren ohne Fluch und Segen tätig geweſen war.

Aber jetzt meinte der Schulmeiſter, zwiſchen ſeinen Zähnen und dem Gewitter hänge das Weltgericht. Sein ganzes Empfinden und Trachten war martervoll in dieſen Raum eingeſpannt. Er fuhr mit ſeinem dumpfen Kopf und ſeiner Drehorgel auf der toten Linie dazwiſchen hin wie ein eingeſetzter Zug auf den Probierſchienen, und in ſeinem Hoſenſack ſtak eine doppelläufige Piſtole. Denn es konnte gehen wie es wollte, aber wenn es ihm gelang, den Kaiſer mit Pulver und Blei dazwiſchen heraus zu ſchießen, ſo war ihm geholfen; der Geiſt ſagte es, von dem er beſeſſen war. Dann fiel das Gewitter wie eine Tafel hinter den Horizont hinab, und ſeine Zähne wurden wieder richtig; jetzt ſtanden ſie ihm eiſern und quer in den Kiefern.

Vor ſechs Tagen am Abend war ihm der Beſcheid zugekommen, daß ſein Kollege zum Oberlehrer befördert ſei. Das legte ihm etwas auf, denn der Kollege war jünger als er, aber es war weiter nichts dabei. Am nächſten Morgen erwachte er wie immer, ſtand auf und ſah das Gewitter. Erſt machte er ſich keinen Vers darauf und wandte ſich ſtillbeſonnen nach

ſeinen Kleidern, die auf dem Stuhl lagen, denn er war noch im Hemd, in einem rot und weiß geſtreiften Nachthemd. In dem Augenblick kam der Geiſt über ihn. Er erſchrak auf einmal, fuhr wie gerufen nach dem Gewitter herum und ſtarrte es lange an. Und das Gewitter ſtarrte ihn an. Das Gewitter war der Geiſt. Oder der Geiſt war im Gewitter. Und war zugleich über und in ihm. Dann wurden zum Zeichen ſeine Zähne zu Eiſen und drehten ſich nacheinander in ſeinen Kiefern quer; vorn fing es an und ging durch bis zu den Weisheitszähnen. Es war ein ſehr großes Übel, das mit dem Gewitter und das mit den Zähnen, aber ſobald er das mit dem Kaiſer getan hatte, war alles in der Welt wieder gleich. Und nun zog er, ein beſcheidener Siegfried, ſeit fünf Tagen dem glänzenden Drachen und ſtrahlenden Erzfeind entgegen, um ihn im Namen der Ordnung und des Weltgleichgewichts mit ſeiner Piſtole zu erlegen. Die ſchmerzliche Phraſe hatte er am Abend vor ſeiner Berufung in einem Zeitungsbericht über einen Anarchiſtenprozeß geleſen, aber er wußte es ſchon nicht mehr. Es kam auch nicht darauf an, ſondern daß er ſolche Hände hatte und einen ſolchen Kopf darüber: wenn ihm Zucker in die Hände fiel, den aß er, und wenn ihm eine Piſtole darein geriet, ſo ging er damit ſchießen. Und daß es mit ſeiner Idee eine Sache war wie mit den Zeitloſen, die am Herbſttag auf allen feuchten Wieſen zugleich violett machen und nichts voneinander wiſſen, obgleich ſie eines Papſtes Biſchöfe und Pfaffen ſind. Aber in Wahrheit: hätte der Schulmeiſter in dieſen Herbſttagen der Geſchichte nur einmal ſeine

durch feindliche Kräfte und Gewalten ins Rieſenhafte aufſummierte Monſtreexiſtenz überſchauen können, er wäre auf der Stelle ein Kind des Todes geweſen vor Schreck, denn er beſaß bei aller Pöbelhaftigkeit ſeines Kopfes ein ſchamhaftes Herz, das an dem grotesken Kaiſertum ſeines gegenwärtigen beſchlagnahmten Zuſtandes keinen Anteil hatte.

Das Tor hielt ſich ganz ſtill an ſeinem Platz. Es krachte nicht mehr mit ſeinen Häuten und war völlig wach; das Rollen des Handwagens war von dem wütigen Kleinſtadtpflaſter wie ein Donnerwetter in ſeine idiotiſchen Gewölbe eingebrochen, und jetzt lauerte es mit blinden Augen auf weitere Begebniſſe, denn es bildete ſich ein, daß nun wieder etwas losgehen werde. Von ſeinen Augen zu ſprechen, ſo beſaß es eigentlich gar keine, der Witz des Malers hatte dazu ſo wenig ausgereicht wie das Genie des Architekten zu Ohren, die ihm auch abgingen. Aber die Reichsfahnen, die ſo flachgebreitet aus ſeinen gezogenen Firſtluken an den Tag heraushingen, ſahen aus wie eine Art bedauerlicher Verlegenheitsſinne, gleichſam herausgereckte Horchzungen. Aber wenn ſie, wie es dazwiſchen auch das Anſehen machte, ſeine Seele vorſtellen ſollten, ſo fiel es ins Gewicht, daß der Schneider ſie auf Beſtellung mit der Maſchine zuſammengenäht hatte.

So lauerte das Tor hinter dem verfluchten großartigen Schulmeiſter her.

Zwar der Wald nahm keine Notiz von ihm, ſondern ärgerte ſich weiter über die erſchwerten Exiſtenz-

bedingungen, den ausgeheizten Boden, das warmgeſtandene Holz und das verbrühte Laub. Aber die Krähen auf den hohen Eichen ſteckten die Köpfe zuſammen: da kam ja ein größerer Verwandter des Weges! Und einige von ihnen verbeugten ſich und krächzten, wobei ſie ſehr lebhaft ſchwarzlackierten hölzernen Knarren glichen mit eingeſetzten Springfedern und Vogelſtimmen. Der öde Klang fuhr unwirſch aus und durchklirrte den geſpannten Nachmittagsglaſt, der wie ein verzauberter Glasgarten über dem Wald ſtand. So befanden ſich die Dinge auch in der Sichtbarkeit, umgekramt und verzerrſpiegelt. Andere Krähen, die auf andern hohen Eichen noch tiefer im Dunſt drin ſaßen, nahmen den Ruf auf und gaben ihn weiter, und wie ſie ſich dabei bewegten und verbeugten in ihrer unwirklichen Geſpenſtergröße, warfen ſie für ihren Teil völlig das Anſehen aus, als ſeien ſie zu Auguren dieſer beklommenen Stunde beſtellt.

Die Gewitterechſe lag hinter dem Wald und ſtarrte nach der Stadt. Sie hatte ſachte den dunklen Kopf erhoben und lauſchte: aus dem Innern der Stadt brach nach ſo langer Stille plötzlich ein tauſendſtimmiges Freudengeſchrei und Fanfarengeſchmetter los: Hurra! Hahaha! Hoch! Hahaha! Terengtengteng! Und dann purzelte alles zuſammen in die Nationalhymne: Vater, unter deiner Hand! Der Vater, das war der Kaiſer. Es mochte gut gemeint ſein, aber weil der Tag einmal keinen Klang aufkommen ließ, tönte es wie aus dem Kaſten eines Kaſperltheaters heraus, oder wie von Franzoſen durch die Naſe geſungen. Zugleich pruſtete aus dem Tor eine Schar Bürger los, die auf Pferden,

Wagen und Automobilen dem Kaiſer voraushaſen wollten, um ihn noch einmal zu ſehen. Der Schulmeiſter merkte das nicht gleich, ſondern fuhr mit ſeiner Drehorgel in Dumpfheit und Prophetengefühl immer ſeine Straße geradeaus. Aber als die Reiter und Wagen an ihm vorbeigaloppierten und ratterten, empfand er, daß die Zeit nahte. Und als er ſich nach dem Tor umdrehte, vernahm er auch das Abſchiedsgetöſe der Untertanen. Zugleich begannen die Glocken zu läuten, denn der Kaiſer beſtieg ſeinen Wagen. Aus dem Tor blitzte eine Batterie Artillerie in die Sonne heraus, ſchwenkte in voller Karriere nach links und rechts bogenweiſe auseinander, und fuhr zu den Flanken des Tores in zwei Abteilungen ſchußgerecht auf. Die Kanoniere ſprangen von den Protzen, die Fahrer von den Pferden, und man konnte nur eben eine Nuß aufknacken, ſo krachte ſchon der erſte Schuß los. In einer Wolke hochauf wirbelte Staub und Pulverdampf. Es war eine Art Schreck oder Verwunderung dabei: was iſt denn nun los? Und gleich ſchlug der zweite Schuß darein, und der dritte und vierte. Das Tor begann wie ein Schemen zu tanzen in dem Dampf- und Nebelſchwanken. Manchmal ſah man eine Gruppe Soldaten bei der oder jener Kanone. Die Leutnants ſtanden mit blankem Säbel dabei, ſchrien und kommandierten wie in der Schlacht, und die Kanoniere ſprangen ſchneidig hin und zu und gaben mit jedem Manöver deutlich zu verſtehen: Furcht, was iſt das? Siegreich wollen wir Holland ſchlagen.

Eigentlich imponierte dieſer Aufzug dem Schulmeiſter. Er war immer ſtolz geweſen auf ſein Vater-

land, und obgleich er ſelber nicht Soldat geworden war, ſo gehörte er doch nicht zu den hämiſchen Dienſtkrüppeln, die über das Militärweſen das Maul verziehen und ſagen: „Iſt uns viel zu dumm!“ weil man ſie nicht brauchen konnte. Nein, er ſympathiſierte mit den dunklen Jungen, und hatte auch ehrlichen Reſpekt vor jeder Offiziersuniform. Bloß die Kavallerie mochte er nicht leiden, die war ihm zu windig und zu prahleriſch. Und zu bunt. Darin erging es ihm wie dem Truthahn: auf ſpöttiſche und freche Farben fuhr er los.

Darauf kam das liebe Volk aus dem Tor gewimmelt. Genau genommen war es ein Wunder, daß bei dem tanzenden Holzkaſten noch ein Verkehr ſein konnte. Man durfte ſich vernünftigerweiſe nicht für verſichert halten, daß nicht der eine oder andere Gevatter bei dem Spaß mitgehend zertreten und breitgetanzt wurde. Die Geſchütze krachten; der Pulverdampf wallte und wogte; Jungens ſchrien herum und ſangen Soldatenlieder; Kinder und Frauen jubelten über die Kanonenſchüſſe, und die Sonne ſchien wie unſinnig. Und dem Schulmeiſter war es einen Augenblick, als wollte es ihm anders werden. Dieſer ganze außerordentliche Aufwand, der ſich in tauſendköpfiger Bewegung auf den Einſamen zuwälzte, ging ihn mit Verwirrung an, und es ſchien ihm, als ſolle ihm daraus etwas geſagt werden und müſſe er hinhören. Aber der Geiſt ließ es nicht zu, ſondern riß ihn herriſch auf ſeine tote Linie zurück. Und dann war es auch richtig: was hatte er mit dieſen rabiaten Schuſtern und Schneidern zu tun!

Es begab ſich aber, wie der Schulmeiſter Sinne und Geſicht wieder dem großen Geiſt zuwenden wollte,

der von ſeinem düſtern Zeichen aus den Tag in ſeinem Bann hielt, daß ſich das umgekehrte Wunder an ihm bewirkte. Wahrſcheinlich war ein Sturmwirbel der Sinn der Erſcheinung, die ihn befremdete, und der Wolkenſchlauch, der davon aufgeſogen gleich einem Hals aus dem ungeheuren Rumpf hervorwuchs, bedeutete den Aufbruch des Gewitters. Aber der Schulmeiſter ſah einen Mann und Herrn auf dem Wetter wandeln mit der Sonnenkrone ums Haupt, und erſchrak. Seine Einbildung fiel augenblicklich aus einem hellen Raum eine Treppe hinunter in die Dunkelheit. Er ſtarrte beſtürzt auf das veränderte Zeichen und wußte plötzlich nicht mehr, was er mit dem Phänomen zu ſchaffen hatte. Auf einmal war die Linie vor ſeinen Augen abgebrochen, auf der er im weltrichterlichen Beruf dahingefahren war, und er ſtand über einem Abgrund. Sein Herz fing an zu zittern wie ein Haſe, der merkt, daß er in der Schlinge hängt. Und mit einer wahren tödlichen Verblüffung fühlte er, daß aus ſeinen Zähnen die Eiſenſchwere wich; nun mußten ſie nur noch in ihre alten Stellungen zurückkehren, ſo war er verloren. Er ſuchte in ſeinem Gedächtnis verzweifelt nach einem Unterſchlupf, nach irgend einer Hingehörigkeit in der Welt, fand zum zweitenmal den Kaiſer und die Piſtole, und machte eilig einen Eigenſinn aus der Berufung. Er durfte das, denn er wollte doch leben. Die fortlaufenden Phraſen und Verwünſchungen der dämoniſchen Macht, deren Knecht und Fahnenträger er geworden war, brachten ihn ſogar wieder in einige Stimmung. Aber die neuſte Kalamität beſtand darin, daß ihm jetzt ein kantiger, kalter Stein in der Speiſe-

röhre ſteckte, der nicht herauf und nicht hinunter zu kriegen war, und der ihm den Atem beengte.

Das Gewitter am Horizont hob ſeine ungeheuren Schwingen und begann zu ſteigen. Die Krähen auf den hohen Eichen verbeugten ſich wie verrückt und ſchrien im Chor. Zugleich erhob ſich an der Stadt ein wirres Gejubel von zehntauſend Stimmen und Stimmchen, denn eben fuhr der Kaiſer aus dem Tor. Die Kanonen krachten; das Tor tanzte im Pulverdampf; das Volk ſchrie Hoch! und Hurra! Aber die Krähen ſchwirrten nun in dunklen Schwärmen vom Wald auf und machten ſich fluchtweiſe ſeitwärts nach dem freien Feld davon; und die verlaſſenen hohen Eichen regten ihre Äſte im erſten Windſtoß. Breit und heerhaft ſchwärmte die ſchwefelhelle Nacht am Himmel herauf. Dem belebten Maſſenhaften voraus gierte und taſtete organhaft aufgerichtet der unwillkommene Wolkenſchlauch. Er bewegte ſich ſcheußlich hin und her wie der Rüſſel eines Elefanten. Die Sonne, von ihm aufgeſchlungen, glitt und rollte mit verhülltem Leuchten den bangen Weg hinab. Und die Kanonen am Tor flammten in der einbrechenden Dunkelheit auf einmal auf wie ſchwediſche Streichhölzer auf einem dämmrigen Treppenvorflur.

Der Schulmeiſter ſtand bei ſeiner Orgel und hielt ſich mit einer Hand am Wagen feſt; mit der andern taſtete er nach der Piſtole in ſeiner Taſche. Und im Kopf ſuchte er nach ſeiner Schnödigkeit, die dazu gehörte, wenn der Schuß losgehen ſollte. Der Geiſt ſprach zu ihm. Es war entſetzlich, was ein Geiſt für Worte fand, Worte, die keines Menſchen Gehirn ausdachte,

grauenhafte, totſichere Verdammungen, Läſterungen, wenn ſie öffentlich wurden, wenn man ſie über eine Provinz hell ausſprach, verſank die ganze Provinz in Nacht und Elend. Darum war den böſen Geiſtern auch das Stimmband verflucht, daß ſie nicht laut reden konnten, ſondern bloß flüſtern und raunen. Und dazwiſchen tönte wie die Poſaune des jüngſten Gerichts das Horn des kaiſerlichen Automobils heran, näher und immer näher. Hinterher jauchzte das Volk und böllerten die Kanonen. Und über den Wald her rollte groß und gebietend dem verworrenen Getöſe entgegen der erſte Donnerſchlag. Es war ein unſäglicher Tumult. Es war der jüngſte Tag. Und er beſtand darin, daß jetzt gleich der Schulmeiſter den Kaiſer totſchießen mußte.

Aber jetzt kamen die Bürgerautomobile und -Wagen vor dem Gewitter her zurückgeraſt. Sie wollten den Kaiſer nochmal in die Stadt nehmen, bis die ſchlimmſten Schläge vorbei waren, und gerade auf einen halben oder drittels Piſtolenſchuß vom Schulmeiſter ſtellten ſie ihn.

„Majeſtät möge bedenken! Majeſtät wolle ſich nicht unnötig in Gefahr begeben!“

Der Kaiſer lachte, aber im Grund war er wütend, daß ihm die Bagage ſo dreiſtdummlich den Weg verſtellte.

„Kaiſer und Totengräber fürchten ſich nicht! Das bringt der Beruf mit ſich“, rief er.

Es war eigentlich ein ſchauerlicher Witz, und den Bürgern wurde es unheimlich davon. Und dann ſagte er noch: „Platz, ſüßer Pöbel, Platz!“ Das kaiſerliche Horn tönte, die Maſchine ruckte an, und die Bürgerkarren ſprangen erſchreckt zur Seite. Quer über den

Wald flammte ein Blitz, und gleich von oben herein ein zweiter, daß sie sich fast kreuzten. Aber der Kaiser sah steif geradeaus und zuckte mit keiner Wimper. Und die Bürger dachten: „Er fürchtet sich nicht vor Tod und Teufel.“ Sie wurden bei aller ekligen Bange stolz auf einen solchen Herrscher, als ob sie ihn eigenhändig gemacht hätten, und fanden es nachträglich ganz in der Ordnung, daß er sie gemarschpudelt hatte. Er war doch der Kaiser; wie kamen sie dazu!

Der Schulmeister hatte unter dem Griff des Geistes in sich zusammengeduckt und mit halbgebrochnen Augen den Diskurs neben seinen Ohren angehört. Die Pistole im Hosensack schlug ihm ans Bein, so schlotterte er. Er hatte seine Schnödigkeit nicht mehr vorgefunden in seinem Kopf, und war gerichtet. Die Stunde traf ihn sofort im tiefsten tragischen Jammer, der über einen Menschen von seiner Art kommen konnte. Das Elend fuhr ihm in die Gedärme, wie einem kleinen Jungen die Furcht der ersten Schulstunde. Und die Angst und der Geist rissen ihn einmütig von den Füßen und warfen ihn vor seinen eigenen Wagen. Dann ließ der Geist von ihm. Er hob sich auf und fuhr im beginnenden Gewittersturm davon.

Wie ein leuchtender Riesenkäfer flog das weiße Kaiserautomobil unter den Blitzen hindurch die zuckende Heerstraße hinauf.

Nun wogte und brauste der graublaue Wipfelsee des Waldes unter den Stößen des Sturmes. Die hohen Eichen stürzten sich mit großer Gebärde in den

breiten Wellengang, und überall taten ſich tiefe dunkelgrüne Abgründe auf. Die Blitze krachten durcheinander; manchmal klirrten ſie zuſammen wie Küraſſierſäbel, und manchmal ziſchten ſie faſt lautlos durch die Lüfte wie glühende Kreuzottern. Es war nichts mehr da, als die freie, königliche Naturgewalt. Die Bürgerfuhrwerke waren nach dem dritten Donnerſchlag ohne weiteren Aufenthalt wie ein Rudel junger Hunde nach Hauſe gewuſelt und allbereits in ihren trocknen Löchern untergekrochen. Das letzte Volk am Tor hatte das Kaiſerautomobil auf der Höhe der Straße in die anrückende Wettermauer einbrechen und darin verſchwinden ſehen. Bloß der Schulmeiſter befand ſich noch auf der Straße. Er lag in Sturm und Hagelſchlag unter ſeinem Wagen und wußte nicht aufzukommen. Das Straßengefälle und der Sturm hatten ihm das herumgeriſſene Fuhrwerk mit einem Vorderrad auf den Hals getrieben. Wenn er ſich nun an der Karre erheben wollte, riß er ſie ſich noch härter ans Genick, und der Sturm tat das Seine dazu. Dies traurige Spiel trieb er ſo lang, bis ihm der tieriſche Inſtinkt ſagte: Krieche weg. Er kroch weg und kam wieder auf die Füße zu ſtehen. Die Schloßen praſſelten ihm in Kieſelgröße auf den unbeſchützten Kopf; der Sturm hatte ihm den Hut entführt. Der Sturm trieb ihm auch den Wagen in den Straßengraben und warf ihn dort um, daß die Orgel ſich im Überſchlag ins Randgeſtrüpp ſtürzte. Aber der Schulmeiſter kümmerte ſich nicht darum. Er wußte gar nicht mehr, daß er einen derartigen Vorwand beſaß. Die Nöte dieſer Stunde waren in ihm tauſendmal größer und mäch-

tiger geworden als ſeine ganze Perſönlichkeit mit allen ihren Kräften und Hilfsmitteln. Sein tieriſcher Inſtinkt riet ihm: Flüchte dich in den Wald vor dem Hagel. Er ſtieg mit wimmelnden Beinen über den Straßengraben und arbeitete ſich mit ſeinen zarten nervöſen Händen durch das Randgeſtrüpp in den Wald.

Als das Gewitter vorbei war und die Bürger ſich wieder aus dem Bau wagten, fanden ſie vor der Stadt eine beſondere Beſcherung. Wo fünf Tage lang das Tor in der fröhlichen Verlogenheit ſeiner Scheineriſtenz gegen die Sonne geprangt hatte, lag nun ein erbärmlicher Trümmerhaufen aus Holzſtangen und -Brettern und Pappenfetzen. Der Siegeswagen ſtand ziemlich fahrrecht unter dem Gehölze auf ſeinen eigenen Pferden, aber die Göttin Viktoria ſtak mit dem Hals kopfſtändlings zwiſchen zwei Balken. Und auf dem hingeſtürzten Dachfirſt ſaß der blödſinnige Schulmeiſter und hatte eine krepierte Platzpatrone in der rechten Hand, und in der linken ein Stück Pappe, auf das der Maler irgend eine verrückte Arabeske geſchmiert hatte. Er zeigte den Bürgern freundlich die Dinge, und ſagte mit mildem Lächeln, das ſei nun ſo eine Sache. Seine Schnödigkeit war völlig von ihm gewichen. Als die erſten Rangen angelaufen kamen, nickte er ihnen brüderlich zu. Und vor den Frauen ſtand er auf und verneigte ſich.

Aber der Wald glänzte ſoweit das Auge ſah in neugeſchenkter Grüne, und auf den hohen Eichen ſaßen ſtatt der Krähen Amſeln und Droſſeln und läuteten miteinander den Tag aus.

Agnes

Da ſaß ich vergangenen Herbſt vor meinem Rohrſeſſel auf dem Stubenboden und hantierte mit Meſſingdraht und Bindfaden am Sitz herum, an dem ſich einige Ruten ausgebrochen hatten. Die Erſatzruten ſtammten von einem abgelegten Meerrohrſtöckchen aus meinen jungen Tagen, das ich in zwei Teile geſpalten hatte, und den Meſſingdraht gewann ich von einer Konzertzither, auch aus meinen jungen Tagen, die aber ſeit reichlich zehn Jahren verſtummt war und nun halb abgetakelt neben mir am Boden lag, mit dem Geſicht nach oben. Einige aufgerollte Saiten hingen daran herum, und wenn ich den Lehnſtuhl hin oder wiederſchob, ſo ging ein müdes verlorenes Summen durch die letzten paar aufgeſpannten Bäſſe. Du verehrlicher Herrgott, wo waren die Lieder hin, die ich darauf geſpielt hatte und die Hoffnungen, die ich damit hatte anlocken wollen. Beſonders die Hoffnungen! Ich rate jedermann, ſich mit nichts zu vertröſten, denn auch auf die Zöpfe iſt kein Verlaß. Meine Mutter hatte ſtarke Zöpfe und war eine gute Frau. Da dachte ich, es ſei nicht anders und ich wolle bei meinen Verhältniſſen darauf ſehen, daß ſie dicke Zöpfe hätten. Hatten ſie auch, dreie nacheinander, aber ſie ſchlüpften mir durch die Hand wie Schneiderzwirn. Eine war ſchwarz, die zweite blond und die dritte braun; keine war auf die andere gut zu ſprechen, aber tanzen taten ſie alle einmütig mit andern, denn ich hatte genug zu tun mit Aufſpielen. Jetzt haben ſie längſt Kinder

und fangen ſachte an, ſich nach Enkeln umzuſehen. In der Nähe der Zither lagen meine Schaftſtiefeln übereinander. In dem einen verſchwand das entfernte Ende der Schnur, mit der ich nächſtens zu flechten anheben wollte und die ich vorderhand am näheren zwiſchen den Zähnen feſthielt, damit ſie mir nicht mein Petermann verſchleppte. Petermann war eine hübſche ſchneeweiße Ratte, die aufs Wort hörte und aufs Zeichen ſah und nun in dem Stiefel mit dem Schnurende ihr Weſen trieb. Ich mußte die Stiefeln dann und wann ein wenig mit Petroleum tränken, daß mir Petermann mit ſeinen ſcharfen Zähnen vom Leder blieb; das war aber tatſächlich die einzige Unzuträglichkeit, die ſich mit ſeiner Exiſtenz für mich verband, und er hätte dieſerhalb noch lange leben können. Ab und zu kam er vorn im Stiefelſchaft zum Vorſchein und guckte mich mit ſeinen rubinroten Augen liſtig und zutraulich an; darauf verſchwand er wieder in der Tiefe und nahm immer ein neues Teil Schnur mit, bis die zwiſchen meinen und ſeinen Zähnen voll angeſpannt war. Nun zog ich unter meinem Geſchäft ein wenig her, ſo zerrte er unverweilt hin; ich zog wieder her und er wieder hin, und das ging ſo lange, bis er ſich endlich feſt auf alle Viere ſtellte und ſich auf keinen weiteren Spaß mehr einließ. Da trat denn eine Pauſe ein im Spiel, während deren wir uns ruhig und beharrlich anſahen, eins das andere ſo gleichſam: Sei vernünftig, du, und verdirb mir meine Praktik nicht!

Aber auf der Stuhllehne ſaß Suſanna, mein Papagei, ein goldgelber Prachtvogel, wiegte ſich von einem

Fuß auf den andern, blinzelte mir jetzt mit dem linken, dann mit dem rechten Auge ins Geſicht und ſagte ſo beiläufig: „Michel, mach keine Dummheiten!“ und dann hellauf: „Helf dir Gott, juhuhuhu!“ Das letztere konnte ſie ſchon, als ich ſie kaufte, aber das mit den Dummheiten hatte ich ihr beigebracht, da ich von jeher der Meinung bin, daß der Menſch einen ſolchen Zuſpruch immer einmal brauchen kann. Sie ſagte auch noch: „Alter Leimſieder“ und „Schafskopf“, doch machte ich mir da weniger draus; ich hätte ihr die Wiſſenſchaft ſogar ausgetrieben, wenn's nur zu machen geweſen wäre; aber das war von vornherein verlorene Mühe; was die einmal im Schnabel hatte, ließ ſie nicht wieder los.

Alſo Suſanna betrieb auf der Stuhllehne ihre Kurzweil — ſie war juſt in ihrer beſten Laune —, ich lag mit Petermann im Feld wegen der Schnur, und mein Geſchäft war zum Stillſtand gekommen: das war der Zuſtand, als an meine Tür geklopft wurde. Ein höflicher Menſch bin ich nun einmal, und ſo rief ich ohne Verzug kräftig: „Herein!“ Dabei entfiel das Schnurende meinen Zähnen und Petermann hatte gewonnen. „Helf dir Gott, juhuhuhu!“ ſchrie Suſanna, während ich in Geſchwindigkeit meine langen Beine unter dem Lehnſeſſel hervorzog. Noch ehe ich aber auf die Füße kam, ſchlüpfte wie ein weißes Schlänglein das letzte Ende meiner Schnur in den Stiefel hinein und ſtand mein Beſuch ſchon friſchweg in der hellen Zimmermitte.

Frau Chriſtine Baldrian, geborene Süßgut, war ſchon von Kindesbeinen an meine ſozuſagen Nach-

darin — ich wurde im 64 geboren und ſie im 57. In ihrem fünften Lebensjahr ſtreckte ſie mir zum erſten Mal die Zunge heraus, in ihrem neunten und meinem zwölften gab ſie mir den einzigen Kuß, deſſen ich mich zu getröſten habe, ſprach aber gleich nachher bei meinen Kameraden herum, ich hätte Gott geläſtert und werde meiner Lebtage keine Frau bekommen; die Gründe für dieſe Behauptungen ſind heute noch ihr Geheimnis, indeſſen ſcheint ſie mit der letzteren Recht behalten zu ſollen. Sodann ſpielte ſie mit zwanzig Jahren noch eine kleine kurzweilige Rolle in meinem Leben, indem ſie ſich von mir mit Moſelwein und Braten regalieren ließ und dazwiſchen nach den Klängen meiner Zither mit einem Kanzleiſchreiber Polka tanzte; den Kanzleiſchreiber heiratete ſie darauf, und nun ſtand ſie als ſeine Witwe rund, friſch und fromm mit ihrem Töchterchen Agnes vor mir im Zimmer.

Was ſodann dieſe Agnes und mich anbelangte, ſo iſt weiter nichts zur Sache zu bemerken, als daß wir einander gut waren in der Weiſe, wie es zwiſchen einem ſchmalen ſechzehnjährigen Backfiſch und einem alten Eſel von meiner Leibeslänge ſtattfinden kann; ich bin nämlich gegen alles Übereinkommen in die Höhe gelümmelt, ſo daß man mir ſchon in der Schule einen beſonderen Stuhl und Tiſch in die Fenſterniſche ſtellen mußte. Agnes war meine einzige Freundin und ich ihr einziger Freund. Weitere Freundſchaften zu kultivieren war ich zu alt und trübſinnig und ſie zu beſchäftigt, ſo mißlich das Wort auch klingt, wenn's auf ein ſechzehnjähriges Mädchen angewendet werden muß.

Frau Chriſtine trug einen weißen Deckelkorb am linken Arm. Als ich mich aufgerappelt hatte, tat ſie drei kurze Schritte auf mich zu und reichte mir das Händchen, und zwar nach der neuen Mode, wobei man einen Buckel macht und die Hand bei heraufgeſtellten Ellenbogen ſchneidig unten hereingedreht vor Bruſtbein oder Kehlkopf bringt, was einen durchaus korpsmäßigen Effekt macht. Indem Frau Chriſtine ſolches tat und mich nach meinem Befinden fragte, liefen ihre hellen Augen ſo hurtig im Kopf herum, wie blaue Glasmarmeln zwiſchen zwei weißen Katzenpfötchen, und bis ich meine Antwort beiſammen hatte, beſaß ſie ſchon Kenntnis von meinem ganzen Beſitzſtand mit Ausnahme der Ratte, die ſaß im Stiefel drinnen; die Schranktüren und Kommodenfächer jedoch ſtanden alle weit offen, wie es denn nun zugeht. Das Weiblein verzog auch das Geſicht zu meiner Ordnung, aber ich ließ mich nicht ärgern, ſagte: „Danke, es iſt zum Aushalten," und drückte ſo hinten herum mit dem linken Fuß die Schranktüre zu.

Frau Chriſtine ſagte, ſie habe vernommen, daß ich ein Tierliebhaber ſei. Nun habe ſie da ein ſchnurres, murres Katerchen, das gerade wie für mich geſchaffen ſei und mit dem ſie mir gern eine Freude machen möchte. Dabei ſtellte ſie den Korb auf die Diele und tat den Deckel davon. Da lag denn in der Tat ein glänzend ſchwarzes Katzenvieh im weißen Geflecht, drehte ſich ſchnurrend auf die Seite, hakte ſich mit den Krallen behaglich ins Flechtwerk und blinzelte mich aus goldgrünen Augen an: Bin ich nicht ein flotter Kerl? Und hab ich auch nur ein einziges weißes

Härchen an mir? Wir werden uns gewiß prächtig zuſammen vertragen.

„Sehen Sie, Herr Blümchen“ — ich heiße nämlich Blümchen —, „ob das nicht ein zahmes, poſſierliches, bequemes Tier iſt. Und durchaus ſtubenrein, Herr Blümchen, abſolutemang ſtubenrein. Garantie! Gelt Michelchen! Ei ja, ei ja doch, Michelchen!“

Die Katze mauzte und richtete ſich unter ihrer Hand mit träger Geſchmeidigkeit in die Höhe. Als ſie mit den Vorderpfoten auf den Korbrand trat, kippte die Behauſung um, was ſie aber nicht aus der Faſſung brachte; ruhig und gemeſſen, wie ein Panther aus ſeiner Höhle, ſchritt ſie aus dem Korb heraus, ging auf mich zu und legte ſich vor mir nieder.

Da war es denn nun ſicher, daß das Vieh zu mir gehörte. Nur dreierlei Bedenken hatte ich vorher noch laut zu machen. Erſtlich: wie würde ſich das Raubtier zu meiner Suſanna ſtellen? Zweitens: daß die Kreatur ausgerechnet Michel heißen mußte; ſo hieß ja ich. Und drittens war auch an Petermann zu denken; was doch einen rechten Kater vorſtellte, das hatte immer ſeine beſonderen Anſichten über Ratten, auch über weiße! Zwar der vorliegende ſah ſehr friedlich aus, und Frau Chriſtine beeilte ſich, dieſen Vermut umhändig zur Überzeugung feſtzuſchwören, wodurch der erſte Einwand ſchon abgetan war. Auch war ein Papagei am Ende doch kein Kanarienvogel; der wußte ſich einen Menſchen vom Leib zu halten, geſchweige ſo einen Kater. Das ſprach ſie ſehr gut. Sodann war es auch tröſtlich zu vernehmen, daß der Kater auf jeden beliebigen Namen hörte, wenn er bloß ſah, daß es

etwas zu freſſen gab. Und was Petermann anlangte, ſo hatte Michel ja eben ſein bisheriges Quartier verlaſſen müſſen, weil er nicht mauſte. Frau Chriſtines Küche wimmelte von Mäuſen, aber Michel hatte ſeiner Lebtage noch nichts damit zu beginnen gewußt. Er war übrigens genau ein Jahr alt.

Na dann.

Meine Suſanna hatte ſich während des ganzen Seelenhandels mäuschenſtill verhalten. Nun ſchüttelte ſie ihr Gefieder, pfiff durch die Zähne und flog von der Rückenlehne des Seſſels auf die linke Seitenlehne herab. Als Michel das Geräuſch vernahm, erhob er ſich und trat dem ſchönen gelben Vogel intereſſiert näher. Suſanna ihrerſeits ſprang vollends auf den Sitz herab, beguckte ſich den neuen Hausgenoſſen mit dem linken und dann mit dem rechten Auge und pfiff wieder durch die Zähne. Als ihr aber Michel noch näher zu Leib rücken wollte, erhob ſie ſich hoch auf den Beinen, ſpreizte die Flügel und kreiſchte ihn mit der ganzen Kraft ihrer Lunge an: „Michel, mach keine Dummheiten!“ Darauf war Michel allerdings nicht vorbereitet und tat vor dem gefiederten Phänomen ſtehlings einen ellenhohen Sprung rückwärts, gerade vor meine Stiefeln. Dort fuhr ihm aus einem Stiefelſchaft noch Petermann entgegen und führte ſich mit Schreien und Zähnefletſchen ſo beſtialiſch vor ihm auf, daß Michel völlig verdutzt unters Bett kroch.

Damit ſchien nun auch mir der Beweis erbracht, daß mein eingeſeſſener Viehſtand von dem Neuling nichts zu befürchten habe, und der Handel wurde beſchloſſen. Dann bat Agnes ihre Mutter, noch ein

wenig bleiben zu dürfen, es ſei ſo gemütlich bei mir; und die Alte, da ſie merkte, daß ich's gern ſah und wohl auch aus guter Laune, weil ſie ihren Kater los war, ſagte zu.

„Aber du weißt, wer gleich nach ſieben Uhr kommt? Und um acht Uhr haſt du Nähſchule. Und dann ſind deine Aufgaben noch zu machen. Das vergiß mir fein nicht, Agnesle! Haſt gehört, Agnesle?"

Nun, Agneschen, wenn dir's bei mir gefällt, ſo ſetz dich, oder tu was du magſt, jedenfalls genier dich nicht zu gucken und zu fragen, was dich gelüſtet."

Agneschen nickte. „Danke ſchön, Herr Blümchen, ich werd's ſo halten. Denken Sie nur, ſo etwa im großen und ganzen hab' ich mir vorgeſtellt, daß es bei Ihnen ausſehen werde, gerade ſo heimelig. Wenn ich hier wohnen müßte, von der erſten Stunde an wäre ich zu Hauſe bei Ihnen. Was iſt das auch für eine ſchöne alte Uhr auf der Kommode! Die muß ſchwer ſein. Wiſſen Sie was, ich bilde mir einmal herzhaft ein, daß ſie aus purem Gold ſei; nehmen Sie mal an, aus purem Gold! So reich ſind wir. Aber die beiden ſchönen Frauen, die links und rechts am Uhrgehäuſe lehnen, was bedeuten die, Herr Blümchen?"

„Ja, Agneschen, das iſt nun wieder was andres. Von uns geſehen links, daß iſt die Freude, und rechts die Wohlhabenheit. Ich hab' die Uhr mal bei einem Antiquitätenhändler gekauft; es iſt gut, ſich dann und wann daran erinnern zu laſſen, daß es auch ſolche Dinge gibt in der Welt, wie Freude und Wohlhabenheit ſind; man braucht ſie juſt nicht zu beſitzen; es

beſſert ſchon und macht zufrieden, zu wiſſen, daß ſie exiſtieren.

Agnes blickte nachdenklich auf die franzöſiſche Uhr. „Ich wüßte doch gern," ſagte ſie, „wie das tut, einmal ſo recht luſtig ſein und im Vollen fahren, nur zwanzig Atemzüge lang. Eine einzige Viertelſtunde Wein und Kuchen und Tanzmuſik, und dann meinethalben wieder Nähſchule und Klavierſtunde und Strickſtunde und Kochſchule ohne Klage, bis es durchgehalten iſt. Einmal hat ja alles ſeinen Beſchluß, auch das. Gott, warum muß nun gerade ich ſo unmenſchlich geſchickt werden!"

Da war's von ſelbſt, was ich mit Delikateſſe aus dem Hag hatte lockpfeifen wollen. Und lag denn alſo noch viel näher am Tag, als ich gedacht hatte. Das Mädchen war voll von dem Ding, ſonſt hätte es nicht freihändig davon zu reden begonnen.

„Hör mal, Agnes, wie lange kennen wir uns jetzt ſchon, ich meine, recht. Ein Jahr, was?"

„Ich glaube auch; im Frühjahr haben Sie zum erſtenmal mit mir geſprochen."

„Beim Oſterkaruſſell, Agnes."

Agnes ſeufzte. „Ja, das war gütig von Ihnen. Und ich wäre auch ſo gern mitgefahren, aber ich durfte nicht von wegen dem Anſtand; wir waren doch noch unbekannt." Und leiſe ſetzte ſie hinzu: „Ich hätte es doch tun mögen; es war im Grund ſo dumm von mir, nicht? Sie ſahen richtig unzufrieden drein, als ich nicht gleich wollte, und das machte mich traurig. Hätten Sie's doch nur noch mal verſucht. — Wiſſen Sie noch, da war auf dem Karuſſell ein Mädchen, ſo alt wie ich; das gewann jedesmal die Fahne — der

Burſch am Pfahl hielt ihr immer den Ring zu —, und jedesmal ſchenkte ſie ſie einem armen kleinen Jungen. Der Junge rief dann immer ſo luſtig: „Danke ſchön, Fräulein!“ Wer das ſo kann! Ich müßte die Fahne wohl für mich behalten, wenn ich ſie ja einmal in die Hand kriegte — die Burſchen am Ringpfahl ſind alle parteiiſch und ich bin nicht ſchön. Aber ich meine, wer ſo eine Fahne verſchenken kann, der iſt über vieles weg.“

„Das ſchon, Agnes. Indeſſen mitfahren hätteſt du ganz ruhig dürfen; wir ſahen einander ja jeden Tag ein paarmal und grüßten uns glaub' ich auch ſchon. Wenn uns wieder mal ſo ein Engel vom Himmel kommt, Agnes, dann ſchlägſt du ihm nicht wieder dein Komplimentierbuch um die Ohren, hörſt du?“

Agnes ſah mich dankbar an. „Gewiß nicht, Herr Blümchen; die eine Dummheit ärgert mich ſchon genug. Sie ſind auch ſo gütig und ich bin doch noch lange kein Fräulein.“

„Juſtement: wie alt biſt du eigentlich, Agnes. Aber nicht raten laſſen; ich hab's lieber klar und wahr aus deinem roten Mäulchen.“

Sie lief ein wenig an. „Siebzehn vorbei, Herr Blümchen. Ich bin wohl noch ſehr zurück?“

„Ei, das juſt nicht, im Gegenteil.“ Mir fiel aber jetzt zum erſtenmal ein, daß Agnes eigentlich kein Kind mehr ſei. Siebzehn — mit ſiebzehn Jahren war meine Mutter ſchon Braut. Und da ich einmal ſo weit war, entdeckte ich vollends, daß da mit Gottes Luſt und Willen eine richtige, angehende Jungfrau vor mir ſtand, worüber ich alsbald in eine gewiſſe ſteifbeinige

Plaiſierlichkeit geriet, die mich immer einmal um Weihnachten oder im Frühjahr ankommt; aber ich ließ mir nichts davon anmerken. „Sag' mal, Agnes," nahm ich vielmehr das begonnene Verhör wieder auf, revidierte jedoch heimlich meine Weſtenknöpfe auf ihre Vollzähligkeit: „Sag' mal, Agnes, wer iſt denn das, der da um ſieben Uhr kommen ſoll. Dein Klavierlehrer vermutlich. Oder?"

„Die Lehrerin."

„Deſto ſchlimmer. Und um achte haſt du Nähſchule. Wie lang' dauert denn die?"

„Bis zehn."

„Und biſt zu Hauſe?"

„Um halb elf."

„Dann kommen deine Aufgaben. Wann biſt du mit denen fertig?"

„Um halb zwölf."

„Darauf gehſt du zu Bett?"

„Ja."

„Und ſchläfſt ſpornſtreichs ein?"

„Meiſtens. Oft dauert's aber ein bißchen."

„So? Na, du ſchläfſt dafür dann natürlich Expreß und holſt in ein paar Stunden die Verſäumnis ein. Träume haſt du ſelbſtredend bei der Eile gar keine oder nur ganz leichte, luſtige."

„J — ja. Manchmal aber auch ſehr ſchlimme. Und manchmal fahre ich auf in Angſt und Not. Aber nicht immer."

„Aber nicht immer, natürlich. Wann haſt du denn Tagwacht?"

„Um halb ſechs."

„Um halb ſechs? Die Schule geht ja erſt um acht an.“

„Das ſchon. Aber ich muß vorher noch eine Stunde auf dem Klavier üben und den Kaffee kochen.“

„Jetzt hör' mal! Du kochſt den Kaffee?“

„Ja gewiß. Das iſt doch kein Kunſtwerk, Herr Blümchen!“

„Jaſo. Wann ſteht dann deine Mutter auf?“

„Um ſieben. Sie fängt dann an zu arbeiten, während ich das Schlafzimmer in Ordnung bringe.“

Das iſt ſchon richtig ſoweit: Die Kanzliſten-Witwenpenſion hat noch keinen Frühling ins Land gebracht, und mit dem bischen Nähkram macht Eine den Hammel auch nicht fett. Aber es wäre gegangen mit dem einzigen Kind, wenn ſie hätte Vernunft walten laſſen.

„Ich glaube, das andre weiß ich jetzt, Agnes. Bis zwölf Uhr Schule, daß dir vor Weisheit die Ohren läuten. Dann im Trab nach Hauſe und das Eſſen anrichten. Nach dem Mittageſſen das Geſchirr waſchen, hübſch leiſe, daß der Mama ihr Schläfchen nicht geſtört wird — ſiehſt du! Bis vier Uhr wieder Schule.“

„Bis fünf.“

„Bis fünf. Dann Stenographie —“

„Morgen Buchhaltung.“

„Buchhaltung. Darauf Engliſch —“

„Italieniſch.“

„Italieniſch. Auch ein bißchen Schreibmaſchine gefällig? Richtig, bis ſieben Uhr Schreibmaſchine. Von acht Uhr an Kleiderſchnitt —“

Sie lachte. „Morgen Stickſchule.“

„Mädchen, wie oft iſſeſt du im Tage?“

„Dreimal doch, Herr Blümchen."

„Nun ja, morgens um halb acht, mittags um eins, abends wieder um halb acht. Laß dich's nicht verdrießen, wenn ich dämlich frage: Was haſt du dann ſo am Morgen?"

„Ein Brötchen eben und eine Taſſe Kaffee." Sie lachte wieder.

„Das reicht dann bis zum Mittag, oder wann kriegſt du wieder Hunger?"

„Nun, ſo um zehn fängt's gewöhnlich wieder an."

„Dafür haſt du was mit von zu Hauſe?"

„Nein. Mama ſagt, unter der Zeit zu eſſen habe keinen Wert und ſehe überhaupt nicht gut aus. Und ein bißchen Hungerleiden mache große Menſchen."

„Hm. Und nachmittags die gleiche Geſchichte natürlich. Abends Kaffee und Brot, und damit Schluß bis zum andern Morgen. Reichliche Menage, muß ich bekennen. Sag' mal, wer begleitet dich abends aus deinen verflixten Weiberſchulen nach Hauſe?"

„Niemand, Herr Blümchen. Wer ſoll mich auch begleiten?"

„Hör', Mädchen, nachts treibt ſich allerhand Geſindel in den Straßen herum. Das iſt doch kein Verlaß für ſo junge Dinger, allein dazwiſchen hin zu gehen. Hat deine Mutter nie daran gedacht?"

„Mama ſagt, ich ſoll nur immer gradeaus ſehen und hurtig laufen, dann habe es keine Not. Und ſie hat gewiß auch Recht damit."

„Selbſtredend. Du biſt ja auch noch nie angerempelt worden. Na alſo. Und das wird dir künftig immer häufiger paſſieren. Heute Abend hole ich dich ab, ver-

ſtanden; ich hab' ohnehin in der Gegend zu tun. Aber jetzt iſt's ſieben Uhr, Agnes. Da ſchlägt's auch ſchon."

Meine Uhr ſchlägt auf zwei Glocken zugleich, die genau auf Terz geſtimmt ſind, und die ſieben raſchen Doppelſchläge klangen nun ſo graziös durchs Zimmer, wie der Auftakt eines Rheinländers. Dazu ſprangen in meiner alten Seele ein paar vergeſſene Türen auf und ein putzig aufgeſchneidertes Völkchen fuhr aus lang verſchloſſenen Gemächern hervor, um zu tanzen. Das gute Geſindel war der Meinung, daß ſofort eine Feſtivität losgehe und ſtand ziemlich betreten an den Wänden herum, als es merkte, daß es fürs erſte auf lange Naſen herauskam. Aber doch waren die Füße wieder probiert und die Türen wieder gangbar und war das Völkchen wieder auf dem Plan, wenn auch in verjährter Mode.

„War das nun wieder hübſch," ſagte Agnes und wandte ihr lächelndes Geſicht zu mir herauf. Nun ſah ich auch, daß das von einem fröhlichen Oval war, mit einer klugen weißen Stirn und einem feinen Kinn, in dem gerade noch ein Grübchen Platz gefunden hatte. Auf dem Näschen ſaßen ein paar Laubflecken beieinander; in den blauen Augen gingen noch alle ſechs Schöpfungstage um; aber der Mund lächelte bereits dem erſten Kuß entgegen, das war ein reifer, geſegneter Frauenmund. Und das alles umrahmte ſie mit reichlichen braunen Zöpfen, die ſie wie eine Krone ums liebe Haupt gewunden trug.

Unterwärts umſchloß dann ein knappes graues Kleidchen viel allgemeine Dürftigkeit neben entſchloſſenem Einzelwachstum, wie es immer dort zu

Tage drängt, wo die Natur unter Zurückſetzung der ganzen übrigen Entwicklung zu ihren letzten Zielen und Wünſchen vorgeht, um dann das Ganze in ein frühes Grab zu ſtürzen.

Agnes war gegangen und ich ſtand mitten in meinem Zimmer, wunderte mich eine Weile über mich ſelbſt und begann dann in meinem gravitätiſchen Glückzuſtand unter wirklicher Neugierde meinen Siebenkram an den Wänden und auf Tiſch und Kommode zu muſtern; es mußte doch was daran ſein, daß er Agnes gefallen hatte, und ich fing an, die Dinge nacheinander ernſtlich darauf anzuſehen. Zwar machte ich auch jetzt keine handgreiflichen Entdeckungen in meinem Da- und Umſein, außer etwelchem Staub hier und dort, und da mag das von der Handgreiflichkeit im wörtlichen Sinn verſtanden werden; ich muß hingegen ſagen, daß ich dergleichen lieber auf ein paar Häufchen geruhig beiſammen liegen habe, anſtatt vom Dienſtmädchen den ganzen Tag mit Lappen und Federwiſch in der Luft herumgewirbelt; im übrigen fand ich aber ſelber, daß es bei mir ſein behagliches und ſtillgemutes Ausſehen habe, und daß ohne ſonderliche Operationen meine ganze Junggeſelleneinrichtung, wie ſie lag und ſtand, mit gutem Glück und Erfolg einer ehemäßigen Häuslichkeit einverleibt werden könne; eventuell natürlich, überſchlagsweiſe, und um von ſo was überhaupt zu ſprechen. Nur dem tönernen Napoleon auf dem Schrank ſein höhniſches Lächeln konnt' ich diesmal nicht ertragen. Sonſt ging ich etwa noch achſelzuckend daran vorbei; aber heute ver-

ſchnupfte mich das Gegrinſe und ich drehte die Statuette mit der Vorderanſicht ſachte gegen die Wand. Als ich dann ſeine verpfuſchte Rückſeite anſah, freute mich's wieder und das Gleichgewicht war wiederhergeſtellt. Es werden den großen Mann auch bei ſeinen Lebzeiten viele Leute lieber von hinten geſehen haben als von vorn.

Als ich vom Schrank zurücktrat, ſtieß ich mit dem Fuß an die Zither, die immer noch am Boden lag. Da ging ein tiefes Tönen aus von ihr, erhob ſich auf dunkelhellen Schwingen leiſe vom Boden, flog müde und ſeufzenderweis durchs Zimmer, ſtrich ſchwebend rings den Wänden entlang und verhallte, ich weiß nicht wo. Und mir wurde auf einmal zu Mute: Michel, wenn du einen Walzer ſpielen könnteſt jetzt! Oder auch nur ein Lied! Agnes von Tharau iſts, die mir gefällt. Agnes? Annchen heißt es ja, Annchen von Tharau. Ob es überhaupt kein Lied gab mit Agnes? Aber ich wußte, was man ſpielen mußte jetzt. „Das iſt der Tag des Herrn", mußte man ſpielen. Wie's die Geſangchöre ſangen, zurückhaltend angeſtimmt, und dann vom „Tag" an losgeſchwollen, daß das „Herrn" recht vollhalſig und anhaltend herauskam. Das „noch eine, eine" wurde ſtockend und geheimnisvoll geflüſtert; die „Stille" mußte ſich wirklich nah und fern ziehen, und beim „ſüßen Grau'n" hatte ſchon Mann und Zither mitzubeben, ſonſt war's nichts wert, wie auch das „knieten viele ungeſehn" breit und tief heraufgeholt werden mußte. Laß doch mal ſehen, ſollte das nicht zu machen ſein? Da war ja noch der F-Akkord; und der G-Akkord; am C-Akkord fehlte nur

eine Saite. Und eine Oktave —? Eine, zwei, vier, ſechs, acht — da hingen und lagen ja völlig neun Melodieſaiten herum, die reichten zu einer Oktave gerade aus; die Oktave ihrerſeits reichte zum „Tag des Herrn", und der zu einem Tümpel Fröhlichkeit: 'ran an den neuen Glauben!

Ich ſetzte mich auf den halbgeflickten Lehnſtuhl, nahm die Zither zwiſchen die Beine und begann mit Zange und Schraubenſchlüſſel daran herum zu hantieren. Und wie ging doch die Weiſe? So und ſo ging ſie.

Die Saiten klirrten, die Saiten jauchzten, die Saiten riſſen, die Saiten mußten parieren. Und ich geriet ordentlich in Atem und Eifer über meinem Geſchäft.

Da kam meine Suſanna herbeigeflogen, um zu ſehen, was ich treibe. Sie ſetzte ſich neben mich auf die Tiſchecke und guckte eine Weile ſchweigend meinem Weſen zu. Dann ſagte ſie völlig im Vertrauen und neigte ſich dabei ſo ſeitwärts nach mir hin: „Alter Leimſieder!"

So was iſt unbedingt bitter und geht kratzig ein. Das heilloſe Vieh hatte Recht, aber das brauchte nicht zu hindern, daß ich's ihm übel nahm. Die nächſte Folge von der Sache war denn auch, daß ich Suſanna in den Käfig ſchob und dunkel ſetzte. Sie reklamierte übrigens nicht weiter dagegen; nur daß ſie einmal leiſe durch die Zähne pfiff: alſo ſo weit ſind wir miteinander, Freundſchaft! Dann ſtellte ich ſachte das Inſtrument an die Wand, da doch die Begeiſterung einmal hin war, mit den Saiten gegen die Tapete, und ſah mich nach meinem übrigen Viehſtand um.

Petermann niſtete bereits in ſeinem Neſt herum, und Michel lag auf dem Bärenfell vor meinem Bett und ſchlief. Das Bärenfell war aber an Schafen gewachſen, und zum Teil ſogar auf dem Acker und hatte dort freundliche blaue Blüten getrieben; die hatten ſich an ſchönen Sommerabenden zu Tauſenden im Takt unterm Wind gewiegt, hin und her, hin und her, alle Tauſende zugleich hin und her.

Darauf ſetzte ich mich vor meinen Lehnſtuhl auf den Boden und nahm mein unterbrochenes nachdenkliches Geſchäft wieder auf.

Aber um halb zehn Uhr ging ich Agnes abholen. Und am folgenden Abend wieder. Das war die Regel und der Sternengang: am Montag und Dienstag und Donnerstag und Freitag, den lieben langen Winter hindurch, ich zwiſchen dort und hier jede Woche vier halbe Stunden mit dem klugen, zutraulichen Kind an der Seite. Wir waren auch nicht lange ſo dumm, nur gleich hinterm Schulhaus loszuziehen und heimzutreiben. Am Weg hatte ich eine Konditorei ausgefunden mit einem kleinen, weißgetäfelten Hinterzimmer, das in geſchmackvoller Fröhlichkeit mit lauter blauen Reihern dekoriert war; jedes Stückchen Geſchirr hatte ſeinen graziöſen Vogel und jedes Tiſchzeug wies am Rand eine fliegende Garnitur von blauen Reihern auf, weiß und hellblau, immer weiß und hellblau. Das war das beifällig bekannte blaue Reiherzimmer, und dort ſtand uns jedesmal etwas bereit, wenn wir aus der Schule kamen, fix und fertig, damit wir keinen Aufenthalt erlitten, eine Taſſe Schokolade, nicht zu heiß und nicht zu kühl, und ein wenig Gebäck daneben. Agnes

hatte ſich anfangs einigermaßen geniert, aber ſchließlich waren Luſt und Hunger über die unprofitable Regung Meiſter geworden. Nebenbei ging dann immer ein leichtes Geſpräch hin und her über das Tiſchchen; ſie erzählte kleine Geſchichten aus Haus und Schule, aus denen nichts weiter hervorging, als daß ſie eine treue, redliche Seele war, gab zwiſchendurch auf meine Fragen geſcheite und artige Antworten, und ſaß in ihrem grauen Kleid und unter ihrem hellbraunen Hütchen bei aller Mangelhaftigkeit eigentlich doch recht ſchik und in einer Art elegant auf ihrem Stühlchen. Und war dabei immer der rote frühreife Frauenmund und die braune Haarfülle. Auch kamen bei ſolchen Gelegenheiten noch rote Wangen hinzu.

Es war einmal ſo um die Weihnachtszeit herum, daß ſich folgendes machte. Im Hinterzimmer wurden die berühmten goldgelben Reiher ſerviert, mit Formen geſtochen, was weiß ich, aus was für Stoff, aber eßbar, eßbar. Alle Abend aßen wir Reiher und tranken Schokolade, waren auch nicht die Einzigen, die ſolches taten, denn an den Tiſchchen herum ſaß immer allerhand Liebesvolk und ließ zwiſchen den blauen und gelben Vögeln verloren ſeine roſenroten aufſteigen. An jedem Tiſch ſaß ein Pärchen, nie mehr. Jedes Pärchen kümmerte ſich ausſchließlich um ſich ſelbſt, und ſo ging es immer freundlich und artig zu in der eleganten Lokalität.

„Was macht Michelchen, Herr Blümchen?“ fragte Agnes.

„Danke, es geht ihm rechtſchaffen. Er frißt, ſchläft und hält Frieden.“

Sie biß nachdenklich ihrem Reiher die Beine ab. „Wissen Sie auch, warum er von uns fortgemußt hat?"

„Nun, weil er nicht mauste, hörte ich doch."

Agnes kicherte. „Nein, sondern weil er zuviel mauste." Und ernster setzte sie hinzu: „Er kam uns auch sonst zu teuer. Man mußte extra seinetwegen Milch und Fleisch kaufen, und unter einem halben Liter und einem Viertelpfund kann man das doch nicht kriegen. Jetzt sparen wir so viel. Übrigens, das hab ich Ihnen noch gar nicht gesagt: mein Bruder ist wieder da."

„Dein —? Ach ja, du hast ja einen Bruder. Was treibt er auch gleich wieder, dein Bruder?" Ich hatte den jungen Menschen in einem schlechten Andenken, wußte aber nicht gleich warum.

„Sergeant ist er jetzt. Er ist nach dem Manöver befördert worden und hat jetzt Ferien."

„Urlaub heißt das, Agnes."

Ja, das war ja der Bursch, der seiner Mutter noch auf dem Geldbeutel lag, der sich in seinen Flegeljahren von einem Meister zum andern getrieben, nichts gelernt und daneben immer flott aufgespielt hatte unter seinen Kumpanen. Der Kerl, der Abgott seiner Mutter, der Aff seiner Schwester, der blühende Nichtsnutz. Der geschmeidige Schuft mit den weißen Handschuhen und der eigenen Uniform, die ihm die Mutter bezahlt und nachher mit dem Mädchen hinter verriegelten Türen dafür gedarbt und gehungerludert hatte. Erdbeben, Schadenfeuer und Pest, das alles ist kein Grund zum Kopfhängen, denn Gott ist drin; aber wie ich das Wissen um eine solche Erscheinung

auf dem Erdboden ohne Augenzudrücken in einem halbwegs mutigen Chriſtenweſen unterbringen ſoll, das will mir einmal auf keine Weiſe aufgehen. Na.

Alſo: „Urlaub“, verbeſſerte ich; „ein kaiſerlicher Sergeant hat Urlaub, Agnes. Wird euch übrigens ein Häufchen Geld mitgebracht haben aus der Garniſon: Hier Mutter, mein Koſtgeld über die Feſttage. Iſt ja alle zeit ein hübſcher Junge geweſen und ein braver Junge.“

Agnes ließ den Blick ſinken. „Daran dürfen wir bei ihm nicht denken,“ ſagte ſie unter einem ſchüchternen Verſuch zu lächeln; „das iſt nun mal einfach ſeine Sache nicht. Aber ein Menſch kann doch auch andere Tugenden haben, als nur ausgerechnet Sparſamkeit“.

„O ja, zum Beiſpiel blankgeputzte Knöpfe, Agnes.“

„Und dann bin ja doch ich da, wenn Mama einmal alt wird. Auf Max hat ſie ohnehin nie gerechnet. Sie ſagt, Jungens müſſen ſich ausleben, Mädchen haben das nicht nötig; die ſind anders, die können ohne weiteres zu arbeiten anfangen. Und wir haben's ja ſchon jetzt ganz ordentlich, völlig, wenn ich einmal ans Verdienen komme. Darauf freue ich mich herzhaft; wirklich. Dann nehmen wir eine andere Wohnung; in der Daunerſtraße, ſagt Mama, wo die beſſeren Beamten wohnen. Und Märchen bekommt doppelt ſoviel Taſchengeld, das iſt ſchon ausgemacht.“

Sie wollte dabei die Hand zum Mund führen, hielt aber halbwege inne und ließ den Arm langſam ſinken. Und als ich ſie anſah, hatte ſie die Augenbrauen zuſammengezogen, und darunter hin ſchlich ihr eine fahle, ſchlottrige Bläſſe übers Geſicht.

„Agnes? — Heiliges Donnerwetter, Mädchen, was iſt das?"

Aber da lächelte ſie ſchon wieder. Nur die Oberlippe hatte ſie noch nicht in der Gewalt; die kräuſelte ihr ein Schmerz aufwärts, daß die ſchmale Lücke zwiſchen ihren beiden ſchlanken Vorderzähnen ſichtbar wurde. Dann jagte eine helle Röte über ihre Stirn, eine Bläſſe hinterher, noch eine Röte, diesmal übers ganze Geſicht — und darauf war alles wie zuvor.

„Was war das, Agnes?"

Ihre Finger ſpielten nervös mit dem Gebäck, ich weiß nicht, unter der Nachwirkung des Zufalls oder aus Verlegenheit. „O nichts beſonderes, Herr Blümchen. Es iſt wahrſcheinlich nur eine alte Erkältung. Ich bin auch ſchon wieder ganz munter, Herr Blümchen."

„So ſo. Das iſt ja wieder niedlich, Agnes. Wie lange dauert denn dieſe Erkältung ſchon?"

„Etwa ein Jahr, vielleicht auch ſchon ein bißchen länger."

„Und das vorhin — kommt das oft?"

„Ja — in letzter Zeit. Bei der rauhen Witterung."

„Weiß es deine Mutter?"

„Ja."

„Ich meine, weiß ſie es recht? Hat ſie dir ſchon zugeſehen?"

„Ja, ſchon oft."

„Und ſagt?"

„Es ſchade nichts; ſie habe ſo ähnliches in meinem Alter auch gehabt. Das gebe ſich mit den Jahren."

„Iſt ſie ſchon mal beim Arzt geweſen mit dir?"

„Nein, Herr Blümchen. Es iſt gewiß auch nicht nötig; zudem geht immer gleich ſoviel Geld drauf. Man muß nur nicht wehleidig ſein. Wenn ich juſt daheim bin, bekomm' ich Tee; das leichtert dann ein wenig. Es iſt eben von der Bleichſucht; andre haben's auch, nur daß ſie ſich weniger draus machen. Ich bin wohl empfindlicher."

Das Mädchen wußte nicht mehr, wo es die Augen laſſen ſollte vor Verlegenheit; ſo ließ ich die Sache für jetzt fallen. Ich machte mit Soſo und Naja einen anſtändigen Rückzug, und brachte dann eckûber eine Bureaugeſchichte aufs Tapet. Aber im ſtillen nahm ich mir vor, gleich morgen das törichte alte Weib in die Verhandlung zu nehmen. Da mußte doch etwas geſchehen! Dieſem böſen Ding durfte man auf keinen Fall ſeinen Lauf laſſen; wie ſollte es denn ſonſt ausgehen? Da mußte ein Halt geſetzt werden mit Nachdruck. „Dafür biſt du jetzt gerade der Mann, Michel," ſagte eine Stimme in mir. Und plötzlich flog mir noch ein Knäuel Wolle zu für einen ganz beſonderen Strumpf. „Wenn du jetzt in deinen alten Tagen —" flüſterte mir die Stimme wieder zu: „Michel, wenn du die Frau Chriſtine Süßgut heirateteſt? Was wäre groß dabei? Einen Schwarm haſt du ja ohnehin einmal gehabt für ſie. Dann wäre das Kind aus allem Jammer. Du ſchickteſt's irgendwo aufs Land oder nach dem Süden — vermagſt du ja langhin —, bis es wieder rote Wangen hätte und runde Glieder. Der Mund, die braune Haarfülle, und richtige rote Backen dazu! Michel?"

So ſprach die Stimme und es war nicht übel geſprochen. Aber es tat eine fatale Wirkung, daß ich

mich ſofort in meiner Stiefvaterrolle dabei ſtehen ſah. Agneſens Stiefvater! Nein, das war nichts. Das ging in Ewigkeit nicht. Agneſens Stiefvater konnte ich nie ſein. Es war allerdings wahr, dann richtete ſie das unvernünftige Weib vollends zu Grund, und ich hatte zugeſehen dabei. Aber ich wollte ja morgen mit ihr reden. Und ſie mußte dann doch Vernunft annehmen, wenn ich ihr's vorſtellte, oder ſie war überhaupt aus aller Art gekegelt, was jedoch durchaus nicht der Fall war, durchaus nicht. Warum ſollte denn der Sache nicht von dieſer Seite beizukommen ſein? Warum mußte da gleich geheiratet werden? Das war ja — einfach Übereilung war das.

Davon natürlich abgeſehen, dachte ich weiter, daß es allerdings immerhin angenehm und erhebend wäre, wenn ſie eines Tages — durch meine Verurſachung — geſund, friſch und ſchön aus der Fremde zurückkäme und mir etwa um den Hals fiele: „Danke ſchön, lieber Papa", oder ſo. Ein Opfer wäre das ſchon wert. Eine kleine Selbſtverleugnung durfte da ſchon dran gewagt werden. Und ſo ſchien die Stiefvaterrolle doch eine dankbare Seite zu haben, als doch wieder das unglückliche ſchwarze Gegenbild aus dem Nebel meiner Unentſchloſſenheit hervortrat, jene verruchte Erfindung, durch die die feindliche Gewalt vorweg unſere beſſern Regungen entkräftet und die ſchönſten Entſchlüſſe hintanhält. Da wäre alles recht und gut, ſagte ich mir, wenn dir nicht zum Beſchluß der rührenden Geſchichte eines Tages irgend ein junger Grasaff ins Haus hüpfte und dir dein Agneschen davonführte. „Seid glücklich, liebe Kinder." Und da ſäße ich mit dem

alten Weib im kühlen Schatten. Und der Sergeant, der wäre bis dahin Vizefeldwebel: „Hör' mal, Papa, du könnteſt mir eigentlich zwanzig Mark an die Sonne machen. Sieh mal, Papa, mein Waffenrock — weißt du, du darfſt ſchon was an mir wenden. Laß mal ſehen, Papa, was für Zigarren rauchſt du eigentlich? Ah, Kuba! Ich bediene mir. Gehn wir aus, Papa? Mauth hat friſchen Anſtich. Möchte dir Kameraden vorſtellen, ſchneidiges Korps, geſpannt auf dir. Wirſt dir doch nicht lumpen laſſen —?" Nein, das ging nicht. Das ging auf keine Weiſe. Das war mehr, als ein einfacher Menſch leiſten konnte.

Wir ſagten einander heute betrübt und kleinlaut gute Nacht.

Was indeſſen meinen Viehſtand anbelangte, ſo war es bald unverkennbar, daß ſich jedermann im Umgang eines guten Tones befleißigte. Freundſchaften wurden nicht geſchloſſen, aber man ließ ſich gelten und hatte bloß Krieg, wenn ſich eines an des andern Futternapf verirrte. Es war ein Verhältnis, wie es in der Regel in jeder ordentlichen Familie vorkommt, ſofern nicht allzu große Tugendhaftigkeit die normale Bildung verhindert. Petermann ſpielte als der kleinſte die Rolle des ſtillen Mißtrauiſchen. Sonderlich Michel gegenüber vermochte er es nie zu einem rechten Verhältnis zu bringen; er lag immer auf der Lauer, wenn der große Burſche in ſeine Nähe kam, obwohl er eigentlich keine Urſache haben konnte für dieſe übertriebene Vorſicht. Im Gegenteil, Michel war der geduldigſte Stubennachbar, den man ſich denken konnte,

was ein einziges Beiſpiel unzweifelhaft dartun ſoll. Als nämlich Petermann wie alle kleinen Perſonen wieder einmal ſeinen böſen Tag hatte, ließ er ſich von ſeiner Mißlaune dazu hinreißen, dem ſtarken Tier, das friedfertig ſeines Wegs an ihm vorbeiging, meuchlings hinterher nach den Füßen zu fahren. Nun dachte ich doch, jetzt werde ſeine letzte Stunde geſchlagen haben, aber Michel ließ nur ein kurzes, klägliches Mauzen hören, ſchüttelte die angefallene Pfote hinter ſich und ſetzte in etwas beſchleunigter Gangart ſeinen Weg fort.

Anders gab es ſich mit Suſanna, die immer ein wenig terroriſtiſche Neigungen zeigte, auch mir gegenüber. Kaum hatte ſie gemerkt, daß der ſchwarze Junge vor ihren Talenten Reſpekt hatte, als ſie ihn auch ſofort in die Schule zu nehmen begann. Mit Zwicken und Kneifen leitete ſich das ſo [illegible]ſachte ein; ſpäter fing ſie an, ihm unter großem Geſchrei auf Rücken und Kopf zu fliegen, und kein Menſch weiß, wie weit ſie's mit ihm gebracht hätte, wäre der Kurs nicht nach dem erſten Vierteljahr jählings abgebrochen worden. Wurde es ihm einmal zu bunt, ſo wies er ihr ein wenig die Zähne. Aber dann erhob ſie ſich augenblicks hoch auf den Beinen, ſträubte ihr Gefieder, ſchlug mit den Flügeln um ſich und ſchrie ihn aus voller Kehle an: „Helf' dir Gott, juhuhuhu!" Und Michel war jedesmal der Getölpelte. Für den Tag zwar war's dann aus mit der Freundſchaft; ſie gingen in Hader auseinander wie der alte Fritz und Voltaire. Aber am andern Morgen ſaß Suſanna ſchon wieder völlig parat vor Michel auf der Stuhllehne, guckte ihn mit dem linken und dann mit dem

rechten Auge an und ſagte ganz freundlich: „Michel, mach' keine Dummheiten."

Allerdings ſtellte es ihrem Charakter nicht eben ein günſtiges Zeugnis aus, daß dieſer Verkehr auf ihre Sitte Einfluß gewann. Sie zeigte nach und nach Symptome einer eintretenden Verwilderung, und es machte ſich ſchon etwa einmal nötig, die Dame auf längere Zeit dunkel zu ſetzen, um ſie in der Furcht des Herrn zu erhalten. Darin unterſchied ſich nun Petermann auf vorteilhafte Weiſe von der Südländerin. Mit ihr zuſammengehalten hatte er überhaupt etwas Nobles in ſeinem Weſen. Er machte ſich nirgends gemein und ging überall ſeine reinlichen ſtillen Wege. Kam ihn wirklich einmal das Bedürfnis nach Unterhaltung an, ſo machte er ſich zuerſt eine Weile in meiner Nähe zu tun, wobei er dann und wann ſtill hielt und mich anſah. Wollte das von mir nicht verſtanden werden, ſo zupfte er mich etwa am Hoſenbein und ſprang mir endlich auf's Knie, wo er ein Männchen machte, und wenn ich nicht enttäuſchen und entwöhnen wollte, ſo mußte ich jetzt darauf eingehen. Es kann manch einer ein Tier bändigen und abrichten durch Hunger und andere Zwangsaktionen; es aber wirklich zutraulich machen und in Zahmheit und Geſittung erhalten, ohne wieder zu Zuchtmitteln zu greifen, das iſt das beſſere Kunſtſtück.

Wenn aber ſo ein Menſchenweſen mit einem roten Frauenmund und einer braunen Haarkrone in den Kreis tritt, dann merkt man, daß das Tier doch nur zweiter Klaſſe iſt und daß es für ein einſames Herz noch beſſere Dinge gibt, als ein rötliches Rattenpfötz-

chen. Nur daß dabei unter Umſtänden viel Kummer, Verdrießlichkeit und unvernünftige Unruhe mitunterlaufen und ſo ein überweiſer Tierbändiger im Handumkehren ſelber unter die Fuchtel geraten kann. Es iſt ohne Frage ein bedauerlicher Zuſtand, wenn ein Menſch nicht mehr weiß, was er will oder ſoll, wie ſolcher zu meinem Schaden und Leidweſen zur Zeit bei mir angetroffen werden konnte. Die Gründe für und gegen ein Unternehmen, wie es die Heirat mit Chriſtine Süßgut war, erwieſen ſich fortdauernd als gleich ſtark und gleich dringlich; dazwiſchen aber, wo ich ohne Richt' und Ziel umherirrte, dehnte ſich der Sumpf der Ungewißheit, in den ich immer tiefer hineingeriet. Und weil mein Vorhaben, die Alte wegen der Jungen ins Kreuzfeuer zu nehmen, auch mit in den Handel geraten war, ſo wurde auch daraus nichts. Ich bin zu tadeln um meine ſelbſtſüchtige Unentſchloſſenheit. Ich weiß es und hab' es bereits ſelber mit Bitterkeit beſorgt. Käme ich aber heut am Tag wieder vor die Aufgabe zu ſtehen, ſo wäre es eben nicht anders, als das erſte Mal und ich wüßte mir abermals nicht zu raten. Wer ein ſelbſtloſeres Herz hat, der macht mich zu Schanden und iſt erſt noch glücklich dabei. Aber es gehört viel dazu, das kann ich ihm ſagen, über ein unvernünftiges altes Weib und einen kaiſerlichen Sergeanten hinwegzukommen. Ich hab's nicht fertig gekriegt.

Derweilen gingen aber die Dinge ihren Gang, die guten wie die ſchlimmen. Und als der Sergeant für diesmal wieder abgefahren und auch aus Agneſens Plaudereien verduftet war, fiel uns ein guter Tag

vom Himmel. Agnes hatte irgendwo im Februar, knapp vor den Faſten, ihren Geburtstag, und der ſollte auf beſondere Art begangen werden. Sie ließ ſich auch willig finden, an dem betreffenden Abend ihrer Mutter ein Schnippchen zu ſchlagen und Kleiderſchnitt Kleiderſchnitt ſein zu laſſen.

Und der Abend kam, kalt, bitterkalt. Es hatte Schnee und Eis nach Fuß und Zoll. Um ſieben Uhr ſchon ſtand der Himmel gedrängt voller Sterne; es war ein Leuchten und Wehen droben, daß es einem ordentlich Herz und Atem erregte, ſah man länger hinauf. Um halb acht hatte ich bereits meinen beſſern Ausgehrock an, ob es gleich noch dreiviertel Stunden dauerte bis zur abgemachten Zeit. Dann ſtand ich noch zwanzig Minuten unter der Laterne 834 an der Wimpfenſtraße und ließ mir ſorg- und reuelos die Ohren gefrieren, ehe Agneschen mit ihrem Bündelchen Schulkram unterm Arm zu mir ſtieß. Alsdann fuhren wir mit dem elektriſchen Wagen — ſie drinnen und ich draußen auf dem hintern Perron — unter den Sternen hindurch zur Stadt hinaus. „Station Tanzend'!" rief der Kondukteur. Und da waren wir. Tanzend' iſt eine Kolonie von Tanzſälen am Ende der Stadt — daher der Name —, wo außer den Sonntagen jeden Abend in der Woche in dem einen oder andern Lokal ſich ein Kränzchen aus dem Stegreif zuſammenfindet; für den Kalenderſaal war ich heute meiner Sache vollends ſicher und wurde auch nicht enttäuſcht. Etwa ein Dutzend Paare hatten ſich um den Tanzplatz herum in der Tiefe des Saales bereits angeſiedelt; neben dem Piano ſaß der Klavierſpieler und verzehrte

eine Portion Rauchwurſt mit Sauerkraut und Kartoffeln. Halbe Beleuchtung.

Ich ſetzte mich mit Agnes an ein gutgelegenes Seitentiſchchen und beſtellte. Dann legten wir ab, ſahen uns einmal auf das Abenteuer an und lachten. Agnes hatte ihr gewöhnliches graues Kleid an, aber ein rotes Bändchen um den Hals geknüpft, und das riß ſie mächtig heraus. Ich war ein wenig ſtolz auf ſie und ſagte ihr's auch. Darob errötete ſie zwar, aber ich ſah doch, daß es ſie glücklich machte. Der Kellner brachte das Beſtellte, warmen Rotwein mit Zucker, und Waffeln. Und wir ſtießen an und lachten, tranken und lachten wieder. Darauf ſchlug der Klavierſpieler ein paar Takte an. Schottiſch.

„Wollen wir?"

Agnes ſchüttelte den Kopf. „Erſt einmal zuſehen, bitte."

Und wir ſahen zu.

Es war da ein exkluſives Volk beiſammen, geſchmeidige, ſichere Frauen, umgängliche, unverzagte Tänzer, Auswahl, doch keine Nobleſſe. Das Hellere aus Schreibſtube und Ladengeſchäft und ähnliches, aber gelaſſen, heiter und wohlanſtändig.

„Ja, was ich heute Nacht geträumt hab'," ſagte auf einmal Agnes. „Stand ich auf einem Felsvorſprung über einem fließenden Waſſer. Die Sonne warf von hinten her meinen Schatten lang darüber, und die lichten, treibenden Spiegel glitten darunter hindurch wie unter einer Brücke. Die einen waren ſchimmernde Schilde aus hellem Silber, andere grüne Fenſter, durch die die Sonne in ſeltſame Glaskammern

hinabzündete. Welche waren ſcharf umgrenzt wie Eisſcherben, ſo daß immer eine leichte Brandung um ihre Ränder ſpielte; andere zergingen unmerklich im Waſſer wie in ziehendem Stahlgefäß. Als ich nun aber ſo zuſah, wie das flutete und trieb und zog, bemerkte ich plötzlich, daß mein Schatten am Kopf zwei Hörner hatte, die ziemlich lang und etwas gewunden ſeitwärts davon abſtanden. Darob erſchrak ich heftig und griff an meine Stirn, fand da aber alles wie ſonſt. Da dachte ich, es ſteht was hinter dir, erſchrak noch mehr und bekam das Naſenbluten davon. Tropf, tropf, tropf, ging das ins Waſſer hinab. Aber unterwärts aus dem Schatten, den der Fels auf den Fluß warf, ſchwammen nun lauter gelbe Blätter und Goldſtücke in den Sonnenſchein hinaus. Ei ſieh, dacht' ich, das mußt du nachher Mama erzählen. Wenn aber jetzt nur wer die Sachen fiſchte; es wäre ſchade um die ſchönen Blätter, wenn ſie die Gründlinge zerrauften. Da hörte ich auf einmal meinen Bruder hinter mir ſchelten: ‚Dummes Ding, was läßt du das ins Waſſer fallen? Haben wir da was von? Dreh' dir doch um!' Max hat auch Recht, dachte ich, drehte mich um und bekam nun mit eins die Sonne ins Geſicht und eine ganze weite Ebene mit viel hundert Windmühlen. Dabei fiel mir ein Tropfen aufs Kleid und ich hatte ſchon Angſt wegen dem Fleck; Mama bringt ſich immer ſo auf über dergleichen. Aber der Tropfen ſprang mit einem hellen Klang vom Kleid ab und fiel zu Boden; doch konnte ich nicht ſehen, was es war, denn Max griff ſofort danach und ſteckte es in die Taſche. ‚Was war's, Max?' fragte ich. ‚Geht dir nichts an;

blut' nur weiter,' antwortete er aber und war ſo aufgeregt und unfreundlich, wie ich ihn noch gar nie geſehen habe. Aber ich war klug; als ich ſpürte, daß wieder was an meiner Naſenſpitze hing, ſchielte ich danach; da ſah ich, es war eine goldene Glocke, ſo groß wie eine Türklingel, und als ich den Kopf ſchüttelte, läutete ſie auch, und zwar ſiebenmal, Herr Blümchen, und im Dreiklang wie Ihre Uhr zu Hauſe. Nun hätt' ich das aber gewiß nicht tun ſollen; denn als Max läuten hörte, fuhr er auf und ſchimpfte ſchrecklich auf mich ein. Und die Sonne fiel mit einem Mal hinter die Berge hinab, und eine Stimme rief von dorther: ‚Heut' iſt der Letzte.' Da wußte ich, daß ich jetzt ſterben mußte und es war mir auch ſo weh auf der Bruſt. Dann vergingen mir die Sinne. — Iſt das nun nicht ſonderbar, Herr Blümchen?"

Sie ſah mich geradeaus an. Ihre Augen ſchimmerten feucht. Sie ſtanden vor mir in ihrem eigenen Licht wie zwei kleine Regenbogen. Und es war Zwang da, daß man antworten mußte.

„Ja, gewiß, es iſt ſonderbar. Und dann biſt du aufgewacht?"

„Ja, dann bin ich aufgewacht." Sie ſeufzte leiſe.

„Und biſt lange nicht wieder eingeſchlafen, Agnes?" Ich ſah ſie feſt an, daß ſie mir nicht ausweichen durfte.

„Gar nicht mehr." Sie blickte ungewiß zur Seite und errötete, als ob ich ſie auf einer Sünde betroffen hätte. Es war klar, das mit dem Schmerz auf der Bruſt war nicht nur Traum geweſen.

„Warum willſt du nun noch immer nicht zum Arzt mit mir?" nahm ich dann nach einer Pauſe das

Schwebende wieder auf. „Das iſt — reinweg Leichtfertigkeit iſt das, Agnes.“

„Ich will ja jetzt, Herr Blümchen.“

„Du —? Jaſo. Morgen?“

„Ja.“

„Dann iſt's gut, Agnes. Das iſt ſo viel, als ob du ſchon wieder geſund wäreſt.“

„Ja, nicht wahr, Herr Blümchen! Es iſt ja weiter nichts Gefährliches dabei. Und im Frühling krieg' ich wieder rote Wangen, Herr Blümchen!“ Sie ſah mich ſo dankbar an, als hätte ich verſprochen, ihr die zu machen. Und ich nickte ihr fröhlich zu, weil ſie mir eine Laſt von der Seele genommen hatte. Jetzt mußte ja alles gut werden. Und die Frau Chriſtine, das törichte Kriegsſchiff, wollte ich mit dem Arzt nun ſchon beitreiben. Abermals lachten wir und ſtießen miteinander an, auf rote Wangen und auf den Frühling.

Darüber hatte, ohne daß wir's bemerkt hätten, der Schottiſch mit einer Polka gewechſelt. Nun trat ein junger Menſch an den Tiſch und bat Agnes um eine Runde und mich um die Erlaubnis dazu. Und ehe einer auf fünf zählen konnte, tanzten die beiden miteinander davon.

„Wie iſt das auch zugegangen?“ dachte ich nachher, indem ich ihnen mit den Blicken folgte. So: der Jüngling hatte gute Manieren gezeigt und Agnes gute Luſt, mit ihm in ihrer friſchen Freude ihre Sohlen zu verſuchen. Dann hatten die beiden auch ſo rundum zueinander gepaßt und zu ihrem Vorhaben, mir aber waren plötzlich meine vierzig Jahre eingefallen und

meine zwei Meter Leibeslänge, nicht davon zu reden, was meine Suſanna wieder zur Sache zu melden gehabt hätte. „Aber natürlich, Mädchen! Immer los!“ Darauf flog ſie davon und ich zog mein Taſchentuch hervor, um mir die Stirn zu trocknen. Mein Gott, war ich denn mit Agnes hier herausgefahren, um mich mit ihr zu amüſieren oder um ihr eine Freude zu machen? Und ich hatte doch vorhin mit ihr tanzen wollen! — Na, das war ja wieder mal ein angenehmes Gefühl!

An mir vorbei trieb der Tanz wie ein gelaſſenes Waſſerfließen mit ruhig bewegten farbigen Wellenlichtern. Jetzt leuchtete ein rotes Kleid vorüber, nun ein weißes, dann ein blaues, darauf ein roſenrotes, dahinter ein grünes, nun eins, das leuchtete nicht, das war ein graues, dem folgte ein veilchenblaues und dem ein rehbraunes — halt doch, vorhin das graue, dort leuchtete auch was: ein rotes Halsbändchen und rote Flecken auf blaſſen Wangen. „Agnes ſollte ausſetzen,“ fuhr es mir durch den Sinn. Aber der Gedanke kam nicht klar heraus, denn mitten in die Beſchaulichkeit hinein wie zwei balgende Habichte in ein Blumenbeet fiel mir ein neues Fürundwider. „Weißt du was, Michel,“ ſagte die Stimme in mir, „heirate nicht die Alte, ſondern die Junge. Direktes Verfahren, Michel. Außerdem, das Alter hat ſie dazu, das geſetzliche. Kaufe der Alten das Kind ab; für ein paar Tauſend tut die das. Und dann in den Tau mit der kranken Lerche.“ Nun ſtand die Sache aber ſo, daß der Vorſchlag für das, was er mehr Reiz bot als der vorige, auch mehr Wenn und Aber gegen ſich

hatte, und wurde diesmal die Würgerei bedenklicher als je zuvor. Denn da waren zuerst die lieben Verwandten. Angenommen, sie gingen auf den Handel ein. Nach Jahr und Tag hatte die alte Torheit mit dem schnoddrigen Sergeanten das Geld verjuckt; und was dann? Dann hatte ich die beiden mit unabwendbarer Sicherheit auf dem Hals sitzen. Dann wollten sie doch Dank sehen, daß sie mir das Kindchen abgelassen hatten. Wünsche und Anforderungen kamen nunmehr in aller Gestalt und in allen Gangarten angeritten und es mußte überhaupt rundum mit dem Teufel zugehen, wenn nicht die gute junge Unschuld jedesmal den Gaul eigenhändig am Zaum in den Hof zog. Aber wo blieb da der Friede? Ferner: ich war zweiundvierzig Jahre alt und das Mädchen siebenzehn. Wäre sie nun noch groß und frühheraus gewesen! Aber wer glaubte mir dem kinderhaften Bündelchen Sorge gegenüber an gute Absichten? Vollends wenn später mal die rechte Liebe über sie kam, dann ging das Elend breit heraus in allen Flöten los. Denn es soll doch so ein farbloser alter Esel ja nicht meinen, weil nun er zunächst dabei steht und just das Maul offen hat, müsse ihm so ein junges Ding auch gleich ihre süße Zuckerware dreinstecken. — Aber was sollten am Ende diese ganzen Verhandlungen! Morgen wollte ich ja zum Arzt mit dem Kind, und dann kam alles ins Reine, wenigstens das wirklich Wichtige. Das andere eilte überhaupt nicht. Im Frühling pflückte sie sich rote Wangen an Schlüsselblumen und Veilchen, und dann auch: wer wußte denn so genau, was dazwischen sonst noch alles aus

dem Boden herauswuchs! Am Ende erblühte trotz allem und allem in irgend einem Winkel auch für mich noch eine verspätete Blume.

Und weiter rauschte gemächlich der Tanz. Braunes Haar wechselte mit schwarzem. Blonde Locken, rötliche Ringel, goldhelle Flechten. Blaue Augen, schwarze Augen, graue Augen, braune Augen. Blitzende Zähne hinter offenen Lippen; lächelnde Blicke über einem geschlossenen Mund. Eine blühende Wange, eine Wange mit vornehmem Blaß, eine zartgerötete Wange. Ein hellauflachender Mund. Ein listig schillerndes Auge, das gehörte der Dame im rehbraunen Kleid, das Paar war der grauen Tänzerin vorausgekommen und stieß im Vorbeifliegen an meinen Tisch; aus Agnesens Glas schlug ein wenig Wein über, aus dem meinen nicht. Und da war wieder das rosarote Kleid; jetzt kamen die rötlichen Haarringeln, nun die goldhellen Flechten. Wo blieb das Kind? Warum sah man das Kind nirgends?

Da brachte sie mir der junge Mensch zurück, mitten aus dem Tanz heraus. Seine runden Augen fuhren über seinem Schurrbart besorgt und aufgeregt gleichsam durcheinander, und es war wirklich auch nicht viel Gutes an dieser stummen, ängstlichen Auskunft. Agnes lächelte zwar, aber ihre fahlen Wangen gaben dazwischenhin deutlich zu verstehen, daß man da nichts darauf geben solle. Der Jüngling hatte es eilig mit der Ablieferung, dann bedankte er sich aufatmend und machte sich schleunigst davon; Agnes setzte sich mit niedergeschlagenen Augen an ihren Platz.

„Du darfst nicht mehr tanzen, Agnes."

Sie nickte. Dann wollte ſie ihr Glas ergreifen, mußte es aber gleich wieder abſetzen, ſo zitterten ihre Hände. Unter der krampfig emporgezogenen Oberlippe trat die ſchmale Zahnlücke wieder hervor. Sie ſenkte traurig ihr junges Haupt über ihr Glas und in ihren Wein ſah ich eine Träne fallen.

„Na nu, Kopf hoch, Agneschen, ſonſt mußt du geſalzenen Wein trinken. Morgen gehen wir zum Arzt.“

Sie nickte inbrünſtig. Darauf ſah ſie zu mir auf, und unter Lachen und Weinen ſagte ſie: „Und dann krieg' ich wieder rote Backen, Herr Blümchen.“

„Verſteht ſich, Agneschen. Und im Frühjahr drehen wir deinen langweiligen Schulmeiſtern manche ſchöne Naſe.“

Sie lachte. „Und dafür machen ſie mir dann ſchlechte Noten.“

„Gute Nächte ſind nützlicher, Agnes.“

„Ach ja! — Wenn nur wer käme, und mich von dem ganzen Kram erlöſte!“

Da wars ja ſchon wieder. Haſt du's gehört, Michel Blümchen? Wenn nur wer käme! Michel! Heirate das Kind. Heirate die Alte. Was Rückſichten! Iſt denn an dir ſchäbigen Kerl noch viel gelegen? Dein Glück? Das iſt was vor die Hühner. Das Kind will erlöſt ſein, Michel. Willſt du's in Verzweiflung zugrunde gehen laſſen? Michel! Michel!

Nach einer halben Stunde brachen wir auf und fuhren mit dem elektriſchen Tram in die Stadt zurück, wiederum ſie im Wagen drinnen und ich auf dem hinteren Perron, mit ihrem Schneiderkram unterm Arm. Und dann ſtanden wir voreinander unter ihrer Haustür.

„Und nun gute Nacht, Agneschen. 's ist diesmal nicht groß geworden mit dem Vergnügen. Aber an Pfingsten, Agneschen, da sollst du einmal die ganze Nacht durchtanzen im Waldhaus. Nimm mich zum Pfand dafür, wie ich dastehe: die lange, liebe Nacht!"

„Und mit roten Backen, Herr Blümchen. Und muß kein einziges Mal aussetzen. Dann tanze ich nur mit Ihnen, Herr Blümchen!"

„Nun das just — das findet sich dann, Agnes. Gute Nacht, Schmalbäckchen, nächstens wieder Rotbäckchen."

„Gute Nacht, Herr Blümchen — lieber Herr Blümchen!"

„Ei Kind — Kind — —"

Frisch zu, Michel! Immer zu! Mache sie glücklich. Da sind ihre Hände. Da ist ihr Mund; von wem will er geküßt sein? Michel! Was sagen die Augen? Halt' sie fest, sie taumelt ja, aber nicht vor Weh diesmal. Und du, wie ist dir? Die Laternen, weil sie auf dem Kopf tanzen? Ei ja! Ei wohl! Laß sie? Jetzt Michel: von Herzen! Jetzt ist der Augenblick! — — — Ei Michel!

Wie der Teufel ums Eck mit Blitzen und Lärmen kam der elektrische Wagen angepöbelt, derselbe, mit dem wir sonst nach Hause fuhren, und hielt abgezählt vor dem Haus. Lautlos wie ein Schatten verschwand Agnes in der Haustüre, und ich stand da in meiner ganzen Länge auf den Vorstufen und gaffte dumm und von Herzen verblüfft in das Geflimmer und Geflammer hinein, das von dem verwünschten Fuhrwerk ausging. Das hatte dann also für diesmal doch wohl nicht sein sollen.

Es war in derſelben Nacht nach elf Uhr. Ich ſaß in meinem Lehnſtuhl und hatte die Seele voll von den Dingen, die ſich dieſen Abend zwiſchen Agnes und mir begeben hatten. Ich dachte ſeltſame Gedanken, wie ſie mir niemals ſonſt weder vorher noch nachher ins Bewußtſein getreten ſind, und von denen es war, als würden ſie mir von einer überlegenen Hand vorzu weggenommen, denn ich vermochte mich bald nachher keines einzigen mehr zu erinnern. Einzig von Agnes weiß ich noch, daß ich ſie in meiner innerlichen Anſchauung immer durch goldene Gitterſtäbe hindurch ſah.

Einmal trat Michel vor mich hin, ſah mich an und mauzte. Das war um halb zwölf. Mauzte drei, viermal, gab ſich wieder und legte ſich aufs Bärenfell zurück.

Nach zehn Minuten ſprang er plötzlich ſteil auf wie einer, der ſcharf gerufen wird, ſtarrte einen Augenblick lang nach dem Fenſter, fuhr nach der Tür herum und begann an dieſer vorbei unſtät im Zimmer hin und her zu laufen.

„Michel, gib dich zur Ruhe."

Aber Michel gab ſich nicht zur Ruhe. Sein Laufen gewann geradezu das Ausſehen, als fliehe er. Er ſträubte die Haare, rollte die Augen und mauzte immerfort leiſe und kläglich vor ſich hin; ab und zu ließ er auch einen halblauten Schrei dazwiſchen hören. Und um dreiviertel zwölf ſetzte er ein mit einem ununterbrochenen grauenhaften Geſchrei und berannte dabei aufgeregt und unbändig Fenſter und Wände, daß es mit dem großen ſchwarzen Tier ſeine unheimliche Art

hatte. Und noch lang, nachdem ich ihn zum Fenſter hinausgelaſſen hatte, hörte ich in der Finſternis ſeine wilden langgezogenen Schreie im aufziehenden Südwind verwehen.

Das war um zwölf Uhr, meine Doppelglocken läuteten dazwiſchen; dann blieb die Uhr ſtehen; ohne Umſchweife ſtellte ſie ihr Tiktak ein und verſtummte. Sie ſteht auch heute noch; die Uhrmacher haben mir die Reparatur abgeſprochen.

Um zwölf Uhr auch war allbereits Agneſens Leben fertig und abgetan. Ein Herzkrampf hatte die zarte Jugend hurtig ſterben gelehrt, und mit den roten Wangen war es diesmal unwiderruflich vorbei. Ich allerdings wußte nicht, daß meine Gedanken zur Zeit nur mehr eine friſche Leiche umkreiſten, während ich am offenen Fenſter ſtand und in die Nacht hinein ſah, dabei ſtillſchweigend mit meinen Hoffnungen rang, daß ſie mich nicht unterkriegten, und ſie doch auch nicht fahren laſſen konnte. Aber das iſt ja jetzt mit Agneſens Leben ebenfalls fertig und abgetan.

Die Sterne, die unſerm Rendezvous zugeſehen hatten, ſchienen jetzt nicht mehr. Mit Sauſen und Pfeifen war der Föhn ins Land gefahren und hatte den Himmel mit einem grauen Geſchleier überzogen. Als der Tag heraufſtieg, war nichts in der Welt als Sturm, Südſturm. Und der Südſturm brauſte fort bis zum Abend, brauſte die folgende Nacht und den nächſten Tag, und abermals eine Nacht und wieder einen Tag. Alle Traufen ſangen und läuteten. Es troff von allen Dächern. Es troff von den Bäumen. Es troff aus den Wolken. Es troff aus der Erdoberfläche hinab in

unterirdiſche Ströme und Meere. Es klang und rauſchte über der Erde und rauſchte und klirrte unter der Erde.

Von all dem hoffnungsvollen Treiben hörte Agnes nichts. Sie lag im Sarg, ſtill und ernſthaft, mit jenem bekannten erbärmlichen von der Leichenfrau hergeſtellten Händefalten auf der eingeſunkenen Bruſt, und alt und unfröhlich: Warum habt ihr mir den Tort angetan? Das iſt mir nun ein ſchlechter Spaß; tragt mich jetzt nur auch hinaus, daß die Sache ein Ende hat. — Ein herzſchneidendes Weh ging aus von der wächſernen Lüge ihres armen Leichengeſichts, und zum Überfluß trieb noch das unterm Wolkengang wechſelnde Taglicht ſein jammervolles Spiel in den halb durchſichtigen Zügen und auf den ſchlechtverwahrten glanzloſen Augäpfeln.

Sie hatten ihr ihr Konfirmationshäubchen aufgeſetzt. Als ich das nun zurückſchob — ihr braunes Haar mußte doch immerhin noch einigen Troſt geben —, bekam ich nur ein ſchmales, kahlgeſchorenes Schädelchen zu ſehen. Die Mutter ſtand dabei und der Sergeant, und ich ſah eins ums andere an.

„Herr Blümchen, da iſt nichts bei. Gutes Recht von mich. Schriftlicher Vertrag mit die Selige bei Lebzeiten; hier, jawohl. Alles echt. Denn warum? Es wäre doch ſchade davor, naturellemang. Hören Sie mal, Sie waren doch ein Freund von die Selige, ich laſſe Uhrketten draus machen, billig für Sie."

„Danke."

Schuft, daß ich dir nicht an den Hals gerate. Und das Häubchen, das behalten ſie auch zurück, wenn's

zum Begraben geht, und verkaufen's dann auf den Palmſonntag.

„Wenn ich aber das Häubchen haben könnte."

Sie ſahen einander an und ich zog den Geldbeutel.

„O — wegen dem Geld, Herr Blümchen. Wir ſind ja allerdings nicht reich — und gekoſtet hat ſie uns auch genug —."

„Hier, Frau Süßgut, das iſt mein Beitrag an die Beerdigungskoſten. Und das Häubchen will ich heute Mittag an der Leiche ſehen, wenn der Sarg geſchloſſen wird. 'n Morgen."

Es war um die zweite Stunde nach Mittag, daß ſich der Leichenzug aus der Stadt dem Kirchhof zu bewegte. Dort wehten Tannen und Zypreſſen im Sturm. Die Leichenpferde ſtreckten ſchnobernd und wild die Nüſtern in die Luft und wieherten, und ihre ſchwarzen Mähnen flatterten ihnen über die Köpfe voraus grabwärts. Grabwärts wehten die ſchwarzen Pferdedecken und flatterte das wollene Bahrtuch. Und grabwärts wehte am Kreuz die ſchwarze Kirchenfahne mit den Zeichen des Todes und wehte das unterſchiedliche Trauergeflor der Leidtragenden, die ſich rückwärts gegen den Sturm ſtemmten. Und die uns entgegen kamen, arbeiteten wider den Luftdruck, als flüchteten ſie einer Waſſerflut entgegen vor dem offenen Grab hinter ihnen, das doch einzig dem zerriſſenen Leben bereitet war, das wir da im Sarg hinausführten.

Neben dem Prieſter her ſchritt rechts Frau Chriſtine und links der Sergeant, ich gleich dahinter, ſtumm und wie verwickelt in die Ereigniſſe der Stunde. Ich hatte geſehen, wie man den Sarg verſchloß, mit ſeinem

kläglichen Inhalt aus der Stube ſchaffte, ſchief und überſchräg die Treppe hinab transportierte, und vor dem Haus in den Leichenwagen ſchob. Nun ging ich in einer Art von ſtumpfer Verwunderung über dieſe Vorgänge hinter der Leiche her, dachte nichts, erinnerte mich an nichts und erwartete nichts; nur des Prieſters halblautes Beten klang in meinen bedrückten Dämmerzuſtand hinein.

Derweilen kam der Zug auf den Kirchhof und ich neben den Sergeanten hart ans Grab zu ſtehen. Der Sarg wurde herbeigebracht und auf zwei Querhölzern über der Grube zum Verſenken bereitgeſtellt. Der Prieſter betete laut und murmelte leiſe, die Trauergemeinde ſprach ein Bittfüruns ums andere. Das Rauchfaß qualmte, die gläſernen Totenkränze auf den Nachbargräbern klirrten im Sturm, und der Sergeant begann laut zu weinen.

Ich ſah über den Kirchhof und die Stadt hinweg nach dem Höhenzug, an dem die Wolkenſchiffe zu Hunderten zerſchellten, ehe der Sturm ihre Trümmer durch die Klüfte und Felſentore in die jenſeitige Ebene weiter trieb. Ich ſah die Wälder im Sturm ſchwanken; und vor meinen Augen taten es ihnen die Berge nach und der Horizont, und kam das Schwanken in breiten Wogen die Täler herab und übers ebene Land herbei. Als ich auch die Stadttürme ſchwanken ſah, erſchrak ich und kam wieder zu mir, ſchaute verwirrt rings im Kreis herum und dem Pfarrer mitten ins Geſicht, als er gerade den Segen zu ſprechen begann, und ſtaunte ihn an und wandte kein Auge von ihm, bis er fertig war.

Der Sarg war ſchon drunten; darüber verwunderte ich mich aufs neue. Der Prieſter warf drei Schaufelſpitzen voll Erde auf den Sarg. Sogleich drängte ſich Frau Chriſtine herzu und tat ihm das eifrig nach. Dasſelbe, nur mit größerer Geſetztheit, verrichtete der Sergeant. „Agneschen, du warſt mich eine treue Schweſter. Auf Wiederſeh'n droben!“ rief er dabei ins Grab hinab. Dann lächelte er und ſtreifte ſich den linken Handſchuh wieder an, den er zuvor ausgezogen hatte. Nach ihm kamen alle Anweſenden, einer nach dem andern, und alle machten das mit der Schaufel dem Pfarrer nach. Und das alles war mir ſo erſtaunlich, daß ich es auf keine Weiſe zu faſſen vermochte. Mit innerlichem Kopfſchütteln verließ ich als der letzte den Kirchhof. Es lag mir auch ſo ſchwer unter der Hirnſchale, als wäre alle die naſſe Erde nicht auf Agneſens Sarg, ſondern auf meinen Kopf geworfen worden.

Agnes war beſegnet und begraben, aber in meinem Sinn lag das ganze ſchmerzliche Ereignis noch wie eine friſche Leiche obenauf, unverſehen und unbegriffen auf der Oberfläche des Bewußtſeins, und es war nun dem Gang meiner ferneren Tage anheimgeſtellt, ob es durch Riß oder Sturz in die Nacht des Vergeſſens verſinken oder zwiſchen dem leiſen Schütter des täglichen Geſchehens hindurch allmählich und friedevoll in die dämmerigen Seelengründe der Erinnerung hinabgleiten ſollte. Denn ein Geſtorbenes iſt nicht vollendet, ſolange es nicht auch in ſeinen Freunden zur Ruhe gekommen iſt; aber es läßt ſich hier nichts

mit Vorſatz verrichten, ſondern es ſteht alles bei der Oberherrlichkeit der Zeit.

Es iſt nun allerdings kein beſonderes Stück, hinterm Mirakel her Sprüche zu machen. In Wahrheit ſtand ich dem Herrgott anfänglich gerade ſo eigenſinnig und querköpfig in ſeinem Tag herum, wie jeder andere, dem auf ſeinem Weg ſo was zum Ausraten aufgeſtiegen iſt. Ich ſtachelte mir nach der beliebten Manier bei Tage den Witz lahm mit Begreifenwollen, und die Nächte füllte ich mit Torheiten und den bekannten unſinnigen Ärgerniſſen. Aber auf ſo vielen nachdenklichen Stühlen ich auch über dem Warum und Wieſo ſaß und grübelte: eines Tages hatte eben doch mein beſſeres Teil gewiſſermaßen an mir vorbei oder über mich hinweg den Hergang verſtanden, ich wußte ſelbſt nicht wie, und meine Seele hatte nun nichts anderes zu tun, als ihre Röcke zuſammen zu raffen und in gläubiger Demut hinter ihrem guten Engel her ihre eigenmächtig unterbrochene Wanderung wieder aufzunehmen. So iſt es auch geblieben bis auf dieſen Tag, und wenn nun doch noch etwas zu erzählen übrig liegt, ſo betrifft es lediglich die Geſchichten, die unterdeſſen darüber hin geſchehen waren und die die Urſache meiner gegenwärtigen gänzlichen Verwaiſung ſind, indem ich jetzt auch der unterhaltſamen Geſellſchaft meiner Stubengenoſſen entbehren muß und des troſtreichen Anblicks ihrer tieriſchen Unſchuld. Aber das begab ſich folgenderweiſe.

Es war im März, vier Wochen nachdem wir Agnes begraben hatten, daß ich eines Tages müde und niedergeſchlagen nach Hauſe ſchlich. Auf dem ganzen Weg

hatten auf Bäumen und Dachgiebeln die Amſeln geſungen, und in den Gärten blühten ſchon allenthalben Schneeglöckchen, Schlüſſelblumen und Veilchen. Aber bei mir ſah es noch völlig winterlich aus; wie in meiner Stube zuhauſe brannte in meinem Innern hinter ſchwerverhängten Fenſtern Lampe und Ofenfeuer, und ich war durchaus nicht geſonnen, dies Jahr dem Frühling Aufmerkſamkeit zu ſchenken oder Raum zu geben. Im übrigen wußte ich mich willens, nach Beſorgung meiner Tiere ohne Aufenthalt zu Bette zu gehen, denn ich fühlte mich nicht wohl.

Wie ich nun vor meiner Stubentür ſtand und nach dem Schlüſſel ſuchte, hörte ich drinnen meine Suſanna gell aufſchreien: „Michel, mach keine Dummheiten!“ und gleich noch einmal zornig: „Alter Leimſieder!“ Darauf folgte ein ſeltſames Geziſche und Geſcharr, und dann wurde es ſtill. Nun wollte mir die Sache gleich nicht gefallen und es war mir, als ſei mir im Betragen des Katers in letzter Zeit gelegentlich eine Veränderung aufgefallen, nur wußte ich in der Geſchwindigkeit nicht, wie das. Aber da hatte ſich endlich mein Schlüſſel gefunden; ich öffnete die Tür und trat raſch ins Zimmer, bekam jedoch vorderhand weder vom Vogel noch von der Katze etwas zu ſehen. Ich rief, ich lockte. „Suſe? Suſelchen? Ei wo ſteckt denn mein gelber Nichtsnutz, wo? Hopp, hopp, Michel, s' Mäuschen. Komm hurtig, Michelchen!“ Aber keines von beiden erſchien oder gab auch nur Laut. Und auch meine Ratte war nirgends um den Weg. Da wurde mir die ſtille Sache ängſtlich und ich begann zu ſuchen, hinterm Schrank, hinterm Ofen,

unter der Kommode, unterm Bett. Im hinterſten Winkel unterm Bett ſaß Frau Chriſtines Kater, rollte die Augen im Kopf und fauchte mir entgegen. Und vor ihm auf der Diele lag meine Suſanna, blutig, verzauſt, mit durchbiſſenem Hals. Als ſie mich ſah, trat ein bösartiges Funkeln in ihre Augen und ſie riß den Schnabel auf, als wollte ſie noch vorm Verſcheiden Klage führen gegen den Übeltäter. Doch brachte ſie nur einen ärgerlichen Laut hervor; dann kam der Krampf über ſie; ſie zuckte zuſammen, ſtreckte ſich zitternd aus und verſchied. Und immer ſaß hinter ihr mit glühenden Augen Frau Chriſtines Kater, ſchnurrte und knurrte und ſchlug aufgeregt mit dem buſchigen Schwanz um ſich. Bei genauerem Zuſehen erblickte ich dann auch etwas ſeitwärts Petermann in demſelben kläglichen Zuſtand; der hatte offenbar zuerſt dran gemußt. Ich faßte unters Bett und holte den toten Kameraden hervor, ſah aber bald ein, daß da mit aller Freundſchaft nicht mehr zu helfen war; die Liebe war nun auch hin. Den Vogel legte ich daneben, dann langte ich mir den Kater herbei, alles Fauchen und Kratzbeißen war umſonſt. Ich war dabei weder zornig noch ſonſt aufgeregt, nur eine tiefe, troſtloſe Bitterkeit gegen das ſchlimme Tier erfüllte mich, vermiſcht mit Abneigung, Furcht und Haß, und es war mir nicht anders, als es werde nun um Leben und Tod ein ſtilles, verbiſſenes Kämpfen anheben zwiſchen mir und dem dunklen Geiſt.

Aber es kam nicht ſo weit, und es war denn doch wohl ein Finger Gottes dabei. Denn als mein Blick unter meinem unvernünftigen Vorhaben noch einmal

in die Tiefe fiel, ſah ich zu meiner Verwunderung, daß ſich dort etwas Mehrfaches bewegte in einem Gegenſtand, der wie meine vermißte Pelzmütze ausſah. Und indem ich nach kurzem Bedenken den Kater fahren ließ und das Fragliche ans Licht zog, ward ich gewiß, daß es fünf neugeborene Kätzchen waren. Und meine Pelzmütze war es richtig auch. Schwarz, ſchwarz wie die Nacht, eins wie das andre. Und Michel war die Mutter dazu. Frau Chriſtines Kater war eine Kätzin.

Das machte das Maß überlaufen. Ich ſpürte das Fieber den Rücken hinauf, zog mich aus und legte mich ins Bett. Ich ſah noch eine Weile dem Weſen zu, das das mütterliche Tier mit der unbeholfenen blinden Kindheit hatte. Dann ging die Phantaſie los.

Mir war, ich ſtand an Agneſens Grab und hatte eine Goldamſel in der Hand. Und die Goldamſel ſang aus aller Macht, daß mir das Herz im Leib davon weh tat. Da bewegten ſich die Erdſchollen auf dem Grab und Agnes ſtieg in den Mondſchein herauf. „Ach, Sie ſind's, Herr Blümchen," ſagte ſie mit heller Freude und ſtrich ſich das Haar aus dem Geſicht. „Es iſt ſo kalt überall," klagte ſie dann, „und Sie haben ſo einen warmen, weiten Mantel." Ich zog ſie an mich und ſchlug die Mantelflügel um ſie; als ich aber recht zuſah, hatte ich eine kleine weiße Schlange an der Bruſt; Agnes war verſchwunden, nur ihre Augen waren an ihrer Stelle geblieben, ſahen mich geradewegs an und weinten. Ich ließ die Schlange fahren, und Agnes ſtand wieder vor mir da und klagte, daß ſie friere. Und ſo blieb es. Nahm ich Agnes an die Bruſt, ſo verwandelte ſie ſich in die weiße Schlange

und vor mir in der Luft ſchwebten die weinenden blauen Augen; wollte ich Agnes ſehen, ſo mußte ich ſie fahren laſſen. Ich merkte aber bald, daß die weiße Schlange von einer freundlichen Beſchaffenheit war; mit ihrer purpurroten Zunge konnte ſie lieblich lecken, auch ſtieß ſie mir mit dem kühlen Schnäuzchen zuweilen an die Lippen und auf die Augen, als ob ſie küſſen wollte; ich hätte ſie auch immer behalten, wenn nicht die weinenden Augen geweſen wären.

Wenn mir jetzt wer zu raten vermöchte! Seit Petermann und Suſanna tot ſind — auch Michel iſt mit ſeinem Nachwuchs ſeiner Wege gegangen —, ſtehen alle meine Wünſche auf dieſe weiße Schlange, und ich weiß dabei nicht einmal, ob es deren gibt. Es muß aber artig ſein, wenn ſo in der Dämmerung das weiße ſchlanke Seelchen über den Teppich hinhuſcht, dort unter die Kommode ſchlüpft, vorm Bett wieder zum Vorſchein kommt, mit einem Sprung ins Zimmer fliegt — Schlangen können ja ſpringen —, ſich an ſich ſelbſt in die Höhe ringelt und auf dem Schwanzring ſteil aufgerichtet einen graziöſen, lautloſen Geiſtertanz ausführt und dabei züngelt und ziſcht und mit den ſmaragdgrünen Augen um ſich blitzt!

Wer mir dazu verhelfen könnte!

Der Kilometerſtein

Die Zeit ging gegen Mitternacht. Der Sturm war los, der Himmel mit dunklem, langgeſtrecktem Gewölk belebt, das an einen aufgeregten endloſen Zug Delphine erinnerte. Über dem Gewölk ſchien der halbe Mond.

Der Kilometerſtein Nr. 34 neben der Landſtraße ſchimmerte furchtſam durch die erregte Dunkelheit. Es war ein kleiner weißgekälkter Baſalt. Seine einzige Nachbarſchaft beſtand aus einem entlaubten alten Nußbaum, der überm Straßengraben zwei Schritt im Ackerfeld drin ſtand. Der Nußbaum bewegte ſeine Äſte im Sturm durcheinander. Es ſah aus, wie zwanzig ſinnlos aufgreifende Arme eines einzigen friſchgeköpften Rumpfes. In einer Aſtgabel ſaß unbehaglich eine Eule und ſchrie; ihre glühenden Augen ſchwankten in den Zweigen mit der allgemeinen Bewegung hin und her wie zwei Diebslaternen. Hundert oder zweihundert Meter jenſeits der Straße ging ab und zu ein Mondgeſpenſt ohne Füße langſam vor einem Wald vorbei.

Ein Glockenſchlag fuhr im Sturm über die Straße. Es war dreiviertel. Gleich darauf ſetzte ziemlich plötzlich der Sturm ab; es wirkte, wie wenn eine Halle voll Maſchinen ſtillgeſtellt wird. Zugleich fiel der Mond zwiſchen das Gewölk, wodurch die nächtige Gegend mit der einſamen Landſtraße ſofort mit einem helltrüben Licht überſchwemmt wurde. Wald und Feld ward in Sichtbarkeit gezogen. Ein Dorf verbarg ſich

Digitized by Google

vor der untraulichen Wetterhelle hinter der Straßenbiegung. Auf der Straße näherhin erklang kurzabgeriſſen das Rollen eines Fuhrwerks, darauf allein der völlig regelloſe Hufſchlag eines Pferdes. Es tönte, als ob das Pferd ſcheu geworden ſei vor dem raſchen Regenſchein; und wie noch ein Wolkenſchleier vor dem Mond riß, trat in ſichtliche Erſcheinung, daß ein Schimmel zweihundert Schritte in der erhellten Nacht ſchräg vor einem Fuhrwerk über der Straße ſtand und mit den Hufen aufgeregt den Boden ſchlug, ohne ſich vor- oder rückwärts zu bewegen.

So ſchnell wie ſich die Gegend illuminiert hatte, trat die Finſternis wieder zu. Ein dunkler, fiſchgeſtaltiger Wolkenleib ſchwamm herbei und ſchob ſich platt in den hellen Riß. Wie Ruß und Tinte fiel es aus der Höhe in die Helligkeit hinein; in Zeit von einer halben Minute war das Dorf hinter der Straßenbiegung wieder in die Nacht eingeſchwärzt, und Feld und Wald ausgewiſcht, als wären ſie nicht vorhanden. Furchtſam wie zuvor ſchimmerte der kleine weiße Kilometerſtein um ſich. Schwarz ragte der Baum vom Feld in die Nacht. auf Ein Stückchen Straße dämmerte bleich vorbei und verlor ſich zehn Schritte auf und ab ſpurlos im Dunkel. Der Sturm ſetzte wieder ein, und die Eule, die ſolange geſchwiegen hatte, begann auf ihrem Sitz wieder zu ſchreien.

Es vergingen darauf etwa acht oder zehn Minuten unterm zunehmenden Brauſen und Pfeifen des Sturmes. Vom Nußbaum fiel ab und zu ein abgebrochener Zweig neben den Kilometerſtein herab. Die Finſternis lebte. Jetzt hob ſie ſich eine halbe Mannshöhe vom

Boden, ſchwebte einen Atemzug lang ſchwankend in der geringen Höhe und ſank mit fühlbarer Schwere auf die naſſen Felder zurück. Nun verdichtete ſie ſich mit Zuzug von außen her; dann trat ſie gleichſam einen launiſchen Schritt in ſich ſelbſt zurück.

Die Eule wandte ihre Augen nach der Richtung des Dorfes gegen die Dunkelheit. Dort heraus erklang in großer Nähe wieder das kurz abgebrochene Räderrollen durch den Sturm, und dann das aufgeregte Hufſchlagen des Pferdes. Das Geräuſch gab das Anhören, als ob das Pferd raſend galoppiere und dazwiſchen plötzlich einhalte, um ſich aufzubäumen, aber es kam immer von derſelben unſichtbaren Stelle. Mitgeſchehend begann eine männliche Stimme zu ſchelten, durcheinander hell, rauh und heiſer vor Zorn und Aufregung, und die Worte erwieſen, daß dem Menſchen die Situation ſo wenig gehörte wie dem Tier. Dazwiſchen ſtrengte es immer einen Ruck in die Stimme, der vom wiederholten wütenden Anreißen der Zügel herrührte. Endlich begannen Peitſchenhiebe zu ſauſen, Schlag auf Schlag, zehn, fünfzehn, zwanzig, dreißig. Die Peitſche pfiff und klatſchte. Das Pferd ſchlug raſende und immer raſendere Wirbel mit den Hufen. Der Sturm brauſte voll und orgeltönig über das Feld heran. Die Finſternis ſtand mit geheimer Bewegung gruppenweiſe umher.

Ein großer ſchwarzer Neufundländerhund tauchte aus dem Dunkel auf. Er trabte einige Schritte, dann blieb er ſtehen und ſah gegen den Wald, vor dem wieder eine Lichterſcheinung vorüberging. Er befand ſich ſichtlich in Angſt und Erregung. Seine Augen leuchteten,

Digitized by Google

bisweilen flackerten sie auch gefährlich auf. Die Zunge hing ihm lang aus dem offenen Maul, seine Lungen arbeiteten angestrengt und mit Geräusch, und seine Weichen flogen. Er knurrte und setzte sich wieder in Gang. Als er aber in die Nähe des Nußbaumes kam, warf er sich mit gesträubten Haaren scharf herum und begann ihn zornig anzubellen, erst in kurzen, gellen Haderlauten, dann in überhandnehmender Furcht immer anhaltender, bis ein langgezogenes wildes Heulen daraus ward. Das griff der Sturm frisch auf; er riß es ihm heiß von den Zähnen weg und stob damit klingend und singend in die aufgewühlte Nacht hinaus.

Indem der Hund heulte, kam das Pferd mit dem Wagen angerast. Es sprang mit seinem schimmernden Fell wie mit einem einzigen Satz aus der Finsternis heraus und stand plötzlich hochaufgebäumt, schnaubend und zitternd vor dem weißen Stein in seinem Geschirr auf den Hinterfüßen. Der Nußbaum warf wie eine verwunderte alte Frau die Arme hoch; aber der kleine Stein sah zwischen den Erscheinungen so ängstlich aus, als wollte er vollends in den Boden hinein versinken. Als das Fuhrwerk schon stand, klang im Sturm das Getöse von Rädern und Hufen noch einmal von einer andern Seite vorüber.

Der Fuhrmann sprang sinnlos vor Wut von seinem Sitz herab, lief zum Pferd vor und warf sich ihm mit beiden Fäusten in die Zügel. Die Zügel troffen vor Schaum und Angstgeifer. Das Tier hatte tiefe, irre Höhlen über den Augen. Die Augen glühten und wetterleuchteten aus dem weißen Kopf heraus. Das

Pferd machte den Eindruck, als ſei es daran, den Verſtand zu verlieren. Es ſchlug mit den Vorderfüßen haltlos gegen den Sturm; die Hinterhufe klangen in dem grotesken Tanz, den es unter ſich aufführte, auf eine wilde, tödliche Art von der Straße auf. Der Menſch hing der Kreatur mit dem ganzen Gewicht in den Zügeln, daß ihr die Gebißſtange die Mundwinkel bis zum Zerreißen verzerrten; aber die gewollte Zurechtweiſung wurde dadurch nicht bewirkt. Das Gehirn des Tieres erzeugte unter der vielſeitigen Bedrängnis und Verwirrung immer neu den einen törichten Zentralbegriff von einer furchtbaren Gefahr, die von dem kleinen bleichen Stein neben der Straße drohe.

Der Hund ſprang in großen Sätzen um den ſtumm geführten Kampf herum. Er bellte nicht mehr. Seine Augen glühten, und alles Haar ſtand ihm geſträubt vom Leib. Er wußte nicht, warum er herum rannte. Er war von einer unſinnigen Erregung befallen, die keine Urſache mehr hatte, als ſich ſelber. Es ſchien ihm rot vor den Augen. Er kannte nichts mehr von ſeiner Umgebung. Einmal blieb er ſtehen und ſah einen Augenblick ſtumpf und neugierig auf ſeinen Herrn; dann nahm er ſein Laufen wieder auf, über den Kilometerſtein ins Feld, unter dem Nußbaum vorbei, über den Straßengraben zurück, und um Pferd und Menſch herum über die Straße wieder gegen das Feld hinein. Alle drei Geſchöpfe waren ſinnlos vor Furcht und Wut. Jedes war der Feind des andern und das Grauen des andern. Alle fühlten, der Tod war mitten unter ihnen, und jedes ſah im andern ein Hindernis, ihm zu entfliehen. Der Fuhrmann betete und fluchte:

„Gott ſoll mich verdammen! Heilige Maria, laß mich mit dem Leben davon kommen; ich ſtifte dir was. Jeſus, Maria und Joſeph, der Teufel iſt in das Vieh gefahren. Da ſteigt der Satan ſchon wieder auf! Und wenn du nur verreckteſt! Kommſt du denn nun gar nicht mehr herunter, Luder, Satan, verrückter Teufel? Jeſus, Maria! Jeſus, Maria!“ Er war nahe am Weinen. Seine Gedanken bewegten ſich hurtig und immer hurtiger in demſelben elenden Kreis herum wie in einer Rennmühle. Er ſchwitzte am ganzen Leib, ſah mit unſicheren, naſſen Blicken zu dem ſchnaubenden Pferdekopf auf, und es tanzten ihm lauter wildgewordene Schimmel vor den Augen. Wenn ihm der kalte Sturm ins Genick wehte, ſo lief ihm eine Gänſehaut über den Rücken, und es war ihm, die Fauſt des Teufels greife nach ihm. Er zerfiel mit aller Vernunft und mit jedem Sinn, und hing in den Pferdezügeln auf Gnade und Ungnade zwiſchen Tod und Leben, mehr gewärtig des erſteren als des letzteren, welches ihm bereits ſo fernhin entſchwunden war, daß nur das furchtbare und blödſinnige Gefühl der gegenwärtigen Situation in ihm lebte.

Der Nußbaum ächzte im Sturm und griff mit den Äſten umſonſt in der gejagten Luft nach einem Halt herum. Der Sturm kam wie mit Ketten mit neuer Macht über das Feld herbeigeſchleift. Zugleich brach der Mond mit einem Rand wieder durch das Gewölk.

Das war der Moment, in dem der Hund toll wurde. Er kam vom Nußbaum hergerannt. Wie er über den Graben ſetzte, blieb er hierſeits im Aufſprung wie eingebrochen ſtehen, horchte ſtarr mit geſtellten Ohren in

den unſäglichen Tumult, und ging dann geradezu mit ſtillen, ſtieren Wutblicken auf den Menſchen los. Zugleich ſtieg das Pferd zum letztenmal. Wild auf warf es in Verzweiflung den Kopf, daß der Menſch einen Augenblick frei und ausgeliefert über der Erde ſchwebte und ſchwang ſich mit zum Himmel aufgeriſſenem Maul keuchend hoch herum. Die Deichſel krachte. Die ganze zuckende Pferdemaſſe ſtürzte ſeitwärts hintenüber zur Erde. Der ohnmächtige Menſch in ſeinem Riemenwerk fühlte ſich mit einem gefährlichen Ruck herum- und heruntergeriſſen. Er ſah den verzerrten Pferdekopf im Mondlicht über ſich durch die Luft herabſauſen. Dann vergingen ihm die Sinne mit der erbärmlichen Vorſtellung, daß er zu Hauſe in der Küche ſtehe und eine Schüſſel mit Hefeteig vom Brett auf ihn niederſtürzte. Er wollte noch rufen: „Frau, nimm das weg!“ aber es ging zu raſch. Das Pferd brach ihm mit der Schulter über Schenkel und Unterleib herein, während er ſelber mit dem Kopf auf den Kilometerſtein aufſchlug.

Auf der Dorfkirche ſchlug es zwölf Uhr. Die Eule hob ſich in der Richtung gegen das Feld lautlos davon. Der Hund trabte mit eingezogenem Schwanz die Landſtraße hin dem Klang entgegen. Er hatte mit einem Seitenſprung ſich vor dem ſtürzenden Pferd gerettet, alsdann ohne Beſinnen feige zu laufen begonnen, und rannte nun in einem Lauf ſeiner Witterung nach auf das Dorf zu mit der unerträglichen ſtupiden Sucht in Hirn und Gebiß, um ſich zu beißen, ohne Hunger die Zähne in Fleiſch zu ſchlagen, in viel, ſehr viel lebendes Fleiſch zu ſchlagen. Das Maul

troff ihm von Gift und Geifer. Der Hals brannte, der Magen ſchmerzte, und die Eingeweide knurrten. Dabei empfand er einen heftigen Ekel gegen alle Speiſe. Es war ihm elend zumut, und er zitterte vor einem unbekannten, ſchwarzen, jämmerlichen Schickſal. So lief er auf das Dorf zu.

Der Menſch lag einſam auf der Landſtraße unter ſeinem Pferd, mit deſſen Atem er den ſeinigen vermiſchte, ſo nahe befand ſich Geſicht bei Geſicht. Er hatte einen Schenkelbruch erlitten nebſt einem Bruch des Beckens, Verletzungen in der Bauchhöhle und eine Gehirnerſchütterung mit Einbruch der Schädeldecke. Seine Seele rüſtete ſich eilig und verwirrt zum Abſcheiden und raffte in ihren Räumen haſtig aus allen Winkeln den Bettel ihres Lebens zuſammen, um ihn drüben zu Ausweis und Gutſpruch vorzuzeigen. Es war keine philoſophiſche Seele. Sie war nicht gewöhnt, unter Dingen auszuwählen. Sie war allezeit ſo arm und hungrig geweſen, daß ſie jetzt nicht dachte, ſie wolle ſich ſo und ſo verhalten und drüben dies und das ſprechen. Sie konnte, war ſie klug, ruhig mit leeren Händen drüben auftreten und ſagen: „Es ging zu ſchnell und kam zu früh; was willſt du mit mir beginnen? Wer hat mir das Haus hingeworfen? Nun liegt alles zerbrochen darunter!“ Sie konnte auch raſch zwei oder drei gute Sachen ausſuchen und drüben ſprechen: „Schau, den Anfang habe ich gemacht; es iſt doch ſchade; eben wollte ich recht in Schwung kommen.“ Statt deſſen belud ſie ſich bündelweiſe mit Lumpen und Trödeln und dachte in ihrem blöden Sinn: „Wenn er mich ſieht angeſchleppt kommen,

ſo weiß er Beſcheid.“ Sie irrte unklug von Raum zu Raum und von Winkel zu Winkel. Es ſtand ein Lederſtock in einer Kammerecke, den der Fuhrmann einem Schuhmachergeſellen durch Schafkopfſpielen abgewonnen, und mit dem er unlängſt bei einer nichtswerten Rauferei drei oder vier andere Fuhrleute verprügelt hatte. Nach dem ſchoß die Seele mit beiden Händen, als er ihr in die Augen fiel. Sie war immer ſtolz geweſen auf die Leiſtung und meinte nun, Gott müſſe da auch einen Gefallen daran haben.

Gleich daneben hing an einem Nagel ein Weiberunterrock. Den hatte der Fuhrmann vor eben acht Tagen — zufolge einer Wette mit andern Fuhrleuten — nach Mitternacht der Tochter des proteſtantiſchen Pfarrers in Heilsdorf aus der Kammer geholt. Das war ein Hauptſtreich geweſen von einer ſolchen Satansmäßigkeit, daß das Mädchen nicht mal erwacht war davon. Ungerechnet den Aufſtand, den es am andern Tag in der lutheriſchen Pfaffei gegeben haben mußte. Daran mußten Gott und die Heiligen unbedingt ihren Mann kennen!

Die Seele riß den Unterrock an ſich und ſchoß eilends weiter. Das Haus konnte jeden Augenblick über ihr einſtürzen; es ſchwankte und bebte mit ihr hin und her und auf und ab, daß ſie mit ihrem Plunder manchmal über einen ganzen Boden hinflog und immer von einer Wand an die andere geworfen wurde. Dann war es aber auch wieder völlig totenſtill im Haus, daß ihr grauſte, und daß ſie erſt recht lief und trieb, um hinaus zu kommen. Dabei ſtolperte ſie auch über eine Raffe Andenken an Jugendſtreiche.

Sie ſah den Haufen, erinnerte ſich ſofort, daß da der abgeſchnittene Schulmeiſterrockzipfel dabei lag, und riß das Ganze eilig in eine proviſoriſche Trage zuſammen; ſie und Gott würden nachher ſchon ſehen. Dann haſtete ſie weiter mit ihren Packen.

Das Haus begann wieder, ſich zu heben und zu ſenken. Die Wände ſchwankten und tanzten, und alle Dinge ſchwankten und tanzten mit. Es war wie auf dem Meer, und der Seele wurde auch ſo ſchwindlig und übel wie von der Seekrankheit. Sie taſtete ohne weiteren Aufenthalt auf die Tür los; aber die Tür war verſchloſſen und verklammt; ſie gab nicht nach, wie die Seele auch daran rüttete und ihre Kräfte verdarb. Dann kam wieder ein Stoß von unten und ein Schlag von oben und außen. Die Decke regte ſich und begann ſich zu ſenken. Der Boden hob ſich wankend und ruckweiſe. Die Wände neigten ſich oben gegeneinander und zogen ſich unten nach. Die Seele warf ſich grauſend mit ihren Packen unter ſich, verhielt ſich Augen und Ohren und erwartete in törichtem Entſetzen ihren Tod. Die Unwiſſende wußte nicht, daß eine leere Seele nicht ſterben kann, ſondern daß ihrer viel ſchwärzere Schrecken warten; um das beizeiten zu lernen, war ſie zu dumm und zu leichtſinnig geweſen.

Der Sturm raſte. Er klirrte über den Wald, als ob er lauter Scherben und zerbrochene Krüge und Seelen vor ſich hertriebe. Der Nußbaum ſtöhnte. Die Fäuſte des Sturmes ſaßen ihm unbarmherzig in der Krone und begannen, ihm gleich Fingern die kleineren Äſte zu brechen, nachdem er ihm die Zweige in Menge wie mit Stangen heruntergeſchlagen hatte. Der kleine

bleiche Kilometerſtein wurde mit fliegendem Gehölz beregnet. Der Kopf des Fuhrmanns war von ihm abgeglitten und lag nun mit dem Geſicht dicht vor der Pferdenaſe. Das Pferd ſchnupperte mit zitternden Nüſtern danach, und ein fremdes Furchtgefühl ging wie eine kalte Hand ihm übers Herz. Es verſuchte aufzuſtehen, aber da ſchrie der Fuhrmann ſo ſchrecklich auf, daß es verzagend liegen blieb.

Der Fuhrmann war ein junger Menſch von zweiundzwanzig Jahren, ſeit einem Jahr verheiratet, wegen Augenſchaden militäruntauglich — er trug Goldplättchen in den Ohren —, und Vater von zwei Kindern, von denen das erſte drei Wochen nach der Hochzeit und das andre vor etwa zwei Monaten gekommen war. Wenn ſeine Frau Recht hatte, war ſie wieder im Begriff, Mutter zu werden; das kam von ſeiner ehelichen Treue. Heute hatte er für einen Maler ein in eine Kiſte vernageltes ſehr großes Bild nach der Bahnſtation gefahren, war unter Kollegen am Wirtstiſch ſitzen geblieben und hatte dabei von einem Alten ein Mittel erfahren. Die Frau mußte unverzüglich auf einen Tiſch ſteigen und dann hart zur Erde ſpringen, ſo wurde es nichts.

Nun arbeitete ſein erſchüttertes Gehirn an dem Experiment herum, und manchmal löſte ſich die bornierte Idee als Vorſtellung aus irgend einer dunkelhellen Höhe und ſtürzte auf ihn nieder; doch konnte er vorerſt nicht klar kriegen, war es ſein Pferd, war es die Schüſſel mit Hefeteig oder war es ſeine Frau. Nachher verquickten ſich die Sachen miteinander; da hatte ſeine Frau einen Pferdekopf, oder war das

Pferd ſeine Frau und trug die Schüſſel mit Hefeteig in den Händen. War es ſeine Frau rein, ſo ging es zum Zubettgehen, und er ſah ſie in ihrem rotſchwarz geſtreiften Unterrock und in Hemdärmeln; da gefiel ſie ihm. War ſie mit dem Pferd zuſammen, ſo ſchien es ihm Morgen zu ſein, und dann fürchtete er ſie. Ähnlich hatten ſich ſeine Gefühle auch in Wirklichkeit nach den Tageszeiten gedreht. Am Abend ſah er ihre ſtarken Arme und ihre hohe Bruſt, und war verliebt. Am Morgen bemerkte und bedachte er ihre ſechsund-dreißig Jahre und ihr breites Waſchfrauengeſicht; dann war ſie ihm gleichgültig, manchmal auch zuwider. Über ihre Kinder ärgerte er ſich meiſt und hatte kein Verhältnis zu ihnen. Es ging ihnen von ihm aus gut oder weniger gut, je nachdem er auf ihre Mutter ge-ſinnt war.

Aber jetzt fing ſeine Frau auf einmal an und ſprang mit der Schüſſel in den Händen vom Tiſch auf ſeinen Leib und von da rückwärts auf den Tiſch, wie wenn ſein Leib ein Gummiball geweſen wäre. Sie ſah dabei aus ihrem großen, langweiligen Geſicht gleichgültig geradeaus nach einem geringen Heiligenbild, das an der Wand den Nährvater Joſeph mit der Lilie dar-ſtellte. Wie beſeſſen ſprang ſie im Pulsſchlagtakt auf ſeinen Unterleib herab, und gerade aufgerichtet ohne irgend eine Bewegung flog ſie hinterwärts auf den Tiſch hinauf, um ſofort wieder auf ihn herunter zu ſpringen. Das war doch verflucht und ſie ſollte das laſſen. War ſie verrückt? Oder was hatte er ihr denn getan? Hatte er ſie nicht geheiratet? Was alſo mehr? Er war ihr auch treu geblieben und nicht neben-

hinaus gegangen, nicht ein einziges Mal. Und ſein Geld lieferte er immer pünktlich ab, und vertrank nur, was ſie ihm als Taſchengeld herausgab. Da ſollte ſie ihn doch ungeplagt laſſen! Er ließ ſie ja auch ungeplagt!

Sein Leib füllte ſich allmählich mit Blut, und er bekam Durſt. Sein Gehirn ſchuf ſich den Komplementärbegriff zu Durſt: auf einmal trug ſein Weib ſtatt der Hefeſchüſſel ein großes Glas Bier in der Hand. Und mit dem Bier im Glas tanzte ſie weiter, im immer gleichen Irrſinn vom Tiſch auf ſeinen Leib, und von ſeinem Leib auf den Tiſch, und es ging ſo gerade und eben, daß ſie nicht einen Tropfen Bier verſchüttete; das Bier bewegte ſich nicht einmal. Aber ſtatt daß ſie ihm das Bier endlich gab, trieb ſie das verrückte Weſen über ihm immer weiter und ſchien nicht von fern daran zu denken, daß das mit der Zeit weh tun mußte. Da ſtieg es in ihm auf mit Angſt, Haß und gemeiner Weinerlichkeit. Er nahm ſeine Gedanken zuſammen, denn er wollte ihr etwas ſagen, etwas Gründliches, Wütendes, Treffendes nach ſeiner Weiſe. Etwa ſo: „Daß dich der Teufel zehn Klafter in der Erde hätte! Kommſt du denn immer wieder herunter, verrücktes Luder, Aas, närriſcher Satan. Verdamm mich Gott.“ Aber da ſprang ſie ihm plötzlich auf das Herz, einmal, zweimal. Beim drittenmal durchfuhr ihn ein Stich oder Schlag; und da war es zu Ende mit ihm.

Der Sturm war aus. In aufgelöſten Lichtzügen ſchwebte das Gewölk über eine mondbelebte, getröſtete Welt. Die Landſtraße zog ſich ſchimmernd vor dem beleuchteten Nußbaum vorbei und zwiſchen den dunk-

leren Feldern hin. Das Dorf lag ſicher in der Hut ſeiner wohlgegründeten Ordnungen. Die Mondgeſpenſter wandelten zwei und zwei vor dem Wald vorüber. Neben dem kleinen, bleichen Kilometerſtein lag der tote Fuhrmann mit ſeitwärts gewendetem Kopf und geſchloſſenen Augen; das Goldblättchen im Ohr ſchimmerte im Mondlicht. Das Pferd ſtand in zerbrochenen Deichſeln und verwirrtem Geſchirr verlaſſen daneben und fror in der Nachtkälte. Manchmal ſtieg ein Geruch von dem Toten zu ihm auf; dann ſchauderte es und ſchnaubte.

Digitized by Google

Die Schrift

Es iſt nicht von hervorragender Wichtigkeit, daß vor kurzem mein Großvater mütterlicherſeits geſtorben und bald darauf die Erbteilung vor ſich gegangen iſt. Und obwohl er ein ehrenwerter Mann war und ſein langes, zeitweiſe ſehr kurzweiliges Leben des Intereſſanten viel enthält, will ich doch nicht weiter von ihm ſprechen. Von der Erbteilung will ich auch nur vermelden, daß ich zugunſten meiner Verwandten, die noch ärmer ſind als ich, auf meinen Anteil verzichtete und mir allein das Alte Buch dafür ausbat.

Das Alte Buch iſt eine uralte Handſchrift, die meinen Verwandten nichts genützt hätte, weil ſie ſie nicht hätten leſen können, die aber ſchon lange ein Ziel meiner Wünſche war. Daß ich ſie nicht ſchon bei Großvaters Lebzeiten ihm ſelber abgebettelt habe, hat ſeinen Grund darin, daß ich mir vorſtelle, ich als achtzigjähriger Mann würde wütend, wenn mich wer ans Sterben und Vermachen erinnerte.

Das Alte Buch enthält alles, was meinem Urahnen mütterlicherſeits in ſeinem Leben von beſonderer Bedeutung zugeſtoßen iſt; und deſſen iſt viel, denn er bewegte ſich in einer belebten Zeit und wurde ſehr alt darin. Ob nun gleich alles der Beachtung ſehr wert iſt, ſo ſcheint mir doch eines einer weiteren Bekanntgabe beſonders würdig zu ſein, ja, indem ich veröffentliche, was mein Urahne von einem Mitmenſchen berichtet, der zu mehreren Malen ſeinen Pfad gekreuzt hat, glaube ich recht einen Willen von ihm zu befolgen.

Digitized by Google

Der Markustag hat es in ſich. Am Markustag bin ich getauft; am Markustag iſt mein Vater geſtorben; am Markustag haben ſie mich hier in Amt und Würden geſetzt, und geſtern am Markustag iſt mir eine überaus verwunderliche Geſchichte widerfahren. Ich kam aus dem Rathaus und trat nur eben auf die Straße hinaus, ſo ſtand ein Menſch vor mir, plötzlich, wie aus dem Boden heraufgewachſen, und ſtarrte mir ins Geſicht. Als ich ihm ins dunkle Auge ſah, klangen mir wunderſamerweiſe alte vergeſſene Lieder durch den Sinn und ein fröhliches Lachen läutete drüber hin. „Liberius!“ fuhr es mir durch den Sinn und aus dem Mund. „Liberius! Ja du biſt's! Liberius, Gott grüße dich. Gerade recht kommſt du; meine Hildegard wird nach meiner Rechnung ſoeben anrichten. Du biſt mein Gaſt, und wenn's draußen Rehſchlegel hagelte!“

So etwa rief ich in meiner Herzensfreude, denn ich habe ihn gern gemocht, und habe den jungen Scholaren darum auch angelegentlichſt meinem Bruder Profeſſor ans Herz gelegt, als ich von der Hochſchule abzog. Zu alledem ſagte er aber nun kaum ein Wort; lachen wollte er gar nicht. So ſah ich denn gleich, daß hier etwas nicht in Richtigkeit war, tat aber nicht, als hätte ich etwas Betrübliches bemerkt, fuhr vielmehr fort, Heiterkeit zu machen.

Derweilen kamen wir vor meinem Hauſe an. Er ließ ſich willig hineinführen und gab ſich ſogar Mühe, vor meiner Frau fröhlicher zu ſcheinen; er ſchaute ſie aber nicht recht an, ſonſt wäre er's in Wirklichkeit geworden. Meinen Kindern ſagte ich, das ſei nun der gute luſtige Onkel Liberius, von dem ich ihnen ſchon

oft erzählt hätte; ſie wollten es aber nicht recht glauben und ſchienen froh zu ſein, als ſie ihre Händchen aus ſeiner Rechten wieder frei hatten.

Als wir jedoch zu Tiſche ſaßen, kam doch einigermaßen ein Geſpräch zuſtande. Liberius wurde zugänglicher; denn wenn ein Menſch ſich nur dazu herbeiläßt, Speiſe anzunehmen, ſo nimmt er bald auch Freundlichkeit an. Wir waren eben im beſten Plaudern, da bekommt meine Frau den Einfall, eine Frage an ihn zu ſtellen, die ich gerade deswegen vermieden hatte, weil ich fürchtete, daß dort der wunde Punkt ſei. „Und wie geht es der ſchönen Hartwig, ſicherlich jetzigen Frau Doktor? Wo habt Ihr die gelaſſen?“ fragte ſie, indem ſie mit einer Schüſſel von der Küche herkam. „Du lieber Gott, am Ende iſt er ſchon bald Großvater!“ ſetzte ſie ſcherzend gegen mich gewendet hinzu. Er aber ſchüttelte mit zuſehends verdüſterter Miene den Kopf und machte gegen meine Frau eine abwehrende Gebärde, die in ihrer wortloſen Sprache uns ſchärfer ans Herz griff, als es alle Worte vermocht hätten.

„Alſo wirklich!“ ſagte ich; dann rückte ich zu ihm und legte ihm die Hand auf die Schulter. „Das ſollſt du uns nachdem erzählen, Liberius. Haſt du von uns das Gaſtmahl angenommen, ſo mußt du uns auch zugeſtehen, daß wir dir die Füße waſchen und die überflüſſige Laſt abnehmen.“

Als dann die Kinder fort waren und wir uns bei einem Glaſe Wein und ſüßem Gebäck gegenüberſaßen, meine Frau nebenan mit einem zerriſſenen Höslein meines Älteſten, fing er, der bisher kein Wort mehr geredet hatte, von ſelber an zu erzählen.

Es gibt Menſchen, die von vornherein beſtimmt ſind, glücklich zu werden, ſie können gar nicht anders; die dümmſten Streiche und gefährlichſten Seitenſprünge ſchlagen ihnen zum Glück an. Andre gibt es dann aber, die ſich das Schickſal von Anfang herausgenommen hat, um ſie krumm und elend zu machen. Zu welcher Klaſſe ich gehöre, wird dir nicht mehr dunkel ſein. Sollte indeſſen die Vorſehung einen vernünftigen Zweck damit verfolgen, ſo will ich mich immer noch beſcheiden.

Ihr habt mich um Nachricht von der ſchönen Hartwig erſucht, Frau Bürgermeiſterin. Ich bin euch die Antwort noch ſchuldig; das iſt unhöflich; Ihr ſollt aber zu eurem Recht kommen.

Als wir voneinander am Grenzſtein ſchieden, Flavian, ſagteſt du zu mir: „Liberius,“ ſagteſt du, „du gehſt auf einem guten Weg; wo dir das Sternenlicht aus Hartwigs Augen hinleuchtet, da darfſt du ruhig deinen Fuß ſetzen.“ Sternenlicht ſagteſt du. Warum ſagteſt du nicht Sonnenlicht? Das iſt ein Unterſchied, nicht wahr? — In der Tat, während er das ſagte, wurde mir's klar, daß ich nicht hätte Sonnenlicht ſagen können; es war eben Sternenlicht. Aber welch ein mildes, tiefes, reines Sternenlicht! Liberius trank ſein Glas leer auf eine Art, die mir ſagte, daß ihm die Gepflogenheiten der Herberge und der Schenke keineswegs mehr fremd waren. Dann fuhr er fort.

Als du mich nun allein gelaſſen hatteſt — denn dein Bruder Profeſſor kommt für die Menſchheit nur in Betracht, wenn er hinter dem Katheder ſteht und

das Räderwerk ſeiner Vorleſung abſchnarren läßt —, da fragte es ſich, ob Hartwig nun das bieten könne, was du von ihr erwarteteſt und ich bedurfte. Sie mußte mir dich erſetzen und mußte mir auch geben, was du mir nicht zu geben hatteſt, denn es iſt am Ende kein Verdienſt, einen ſchönen jungen Menſchen zu lieben und ihm treu zu ſein. Einem Menſchen aber das ſein, was ihm eben zum vollen Menſchen fehlt, das iſt es, was die Liebe wertet und ihr Gehalt gibt. Und Hartwig beſtand dieſe Probe ſieghaft.

Es hat nie etwas gegeben, worüber ich mit ihr nicht hätte reden können und dem ich mit ihrer Hilfe nicht auf den Grund ſeines Weſens gedrungen wäre. Sie vermochte mir in meinen Fächern mit der gleichen Leichtigkeit zu folgen, mit der ſie ihres Vaters Baupläne aus ſeinem Kopf aufs Papier übertrug. Was wir in der großen Menge weitausgebreitet in ſeinem komplizierten Getriebe vor uns ſahen und vergebens in einen logiſchen Begriff zu bringen ſuchten, das überſah ihr klares Auge mit einem Blick, wobei es ihr zuſtatten kam, daß ihr die Kleinigkeiten und Nebenſächlichkeiten nicht wie uns wiederum Stoff zu neuerlichen Fragen gab. Wo wir uns umſonſt mühten, für den Bruch $^{33}/_{49}$ eine einfachere Nennung zu finden, ohne dem differierenden Neunundvierzigſtel zu nahe zu treten, da ſagte ſie friſchweg „Zweidrittel“ und hatte auch recht; denn im Leben nützen ſich nicht nur Griffel und Tafel ab, ſondern auch die Faktoren ſind nicht durchaus unveränderlich. Ich ſtellte alſo die Rechnungen auf und brachte ſie herbei, wenn ich

irgendwo anſtand, ſie ließ ihr Sternenlicht darüber ſcheinen, und ſie waren gelöſt.

Schwerer vermochte ſie ſich mit moraliſchen Brüchen abzufinden; hier verriet ſie einige Unſicherheit, weil oft Herz und Verſtand miteinander in Widerſtreit traten; trotzdem war auch hier nicht zu verkennen, daß ſie einen geraden Weg unverrückt verfolgte, den Weg der Gerechtigkeit. Sie wußte nichts von der Liebe, von der großen ſündigenden, verzeihenden, begreifenden Liebe; bei ihr ſündigte die Verderbtheit, begriff etwa der Verſtand und verzieh Gott, Gott allein.

Doch gerade dieſe Seite ihres kriſtallklaren Weſens will ich nicht beſchreiben, ſintemalen meine Geſchichte ſie viel anſchauerlicher beleuchten kann.

Eines Abends kamen wir unter tiefſinnigen Geſprächen von einem Spaziergang in die Stadt zurück. Wir verhandelten über Religion; ſie ſummierte ſich dahin, daß dem Menſchen Religion gegeben ſei, damit er gut bliebe oder, ſo er ſchlecht geworden, wieder gut werde. Es ſtehe in jedermanns Hand, gut oder ſchlecht zu ſein, gleichwie wir immer die freie Wahl hätten, die Wahrheit oder die Unwahrheit zu ſagen. Eine ſchlechte Tat ſei immer durchweg zu verdammen und der Täter werde durch den Willen dazu, der von ihm ausgegangen ſei, eins mit der Tat. Wir hätten das Recht, den Täter zu ſtrafen, zu verachten, ſo lange, bis er ſich beſſere; dann trete er wieder in den Kreis unſerer Liebe.

Ich ſchüttelte den Kopf dazu und meinte, das ſei allerdings Religion, aber nicht die von Chriſtus gelehrte, ſondern ihre, Hartwigs Privatreligion, auch

gefalle mir Christi Religion beſſer, wollte auch nicht zugeben, daß Gutes tun und Böſes tun ſo ſchlankweg in der Hand des Menſchen liege. „Hingen nicht zwei Schächer neben Chriſtus? Erzitterten nicht beider Kreuze gleichmäßig von dem gewaltigen Atemzug der Erlöſung, der durch die ganze Natur einem Sturmwind gleich dahinfuhr? Und hat ſelbſt Chriſtus mit ſeiner weltbewegenden Gegenwart von beiden Schächern mehr denn nur einen von ihnen retten können? Und du ſchreibſt unſerm Pfaffendogma eine größere Kraft zu, als der unmittelbaren Nähe des ſterbenden Erlöſers?“

In meine letzten Worte hatte ſich bereits das ferne Lärmen einer großen Menſchenmenge gemiſcht. Indem wir näher kamen, wurden wir von kleinen Truppen aufgehalten oder zur Seite gedrängt und bald war das Vorwärtskommen ſehr beſchwerlich. Die Urſache von dem Auflauf war, daß man den Pranger wieder einmal aufgerichtet hatte. Es prangte aber durchaus nicht, was ausgeſtellt war, wenigſtens nicht vor Verderbtheit. Es war ein junges Paar, das hier der öffentlichen Verſpottung anheim gegeben war. Das Mädchen trug einen Strohkranz auf dem Kopf, und mit Stroh waren ihre Zöpfe geflochten. Bleich vor Scham und Jammer, hing ſie halb ohnmächtig in den hänfenen Stricken. Der Burſche hatte ein offenes Geſicht und ſchaute mit ſeinen blauen Augen trotzig in die Menge. Hie und da richtete er auch ein freundliches Wort der Ermutigung an ſein blaſſes Liebchen, und ich habe das Zutrauen zu ihm, daß er ſie ſpäter für die erlittene Unbill wohl reichlich getröſtet hat, denn es war ein wackerer Burſche.

Hartwig ſchaute auf die erbärmliche Gruppe und wußte im Anſchluß an unſer voriges Geſpräch wohl nicht, was ſie dazu ſagen ſollte. Ich half ihr. Ich zeigte ihr die belfernde Krämersfrau, die jeden Morgen in der Kirche zu Dutzenden von Malen das „Herr erbarme dich unſer!“ herplapperte. Ich wies ihr den Apotheker unter ſeiner Ladentür, der ſeine Stimme nach Kräften unter das Johlen der Menge miſchte und ſonſt im Geruche großer Wohltätigkeit und chriſtlicher Geſinnung ſtand. Ich machte ſie auf das mißtönige Geſpräch zweier Nachbarn aufmerkſam, die große Stücke auf ihren reinen evangeliſchen Glauben hielten. Und dann nahm ich ſie bei der Hand und führte ſie weg, um am Ufer des Fluſſes hinauf wandelnd ihr zu zeigen, was Liebe iſt, was der Fehl dieſer beiden Unſeligen war, und wie unſere Religion ein Loch hat, ein Loch, vom Feuer der Scheiterhaufen hineingebrannt und von den Schwertern unſerer Eiferer auch nicht eben geheilt. Es iſt gut, daß in dieſem zerfetzten Religionsgewand eine Holzpuppe und nicht der Leib Chriſti ſteckt; es wäre ihm ſonſt übel mitgeſpielt worden.

Nun, und an jenem Abend iſt ihr auch zum erſtenmal die Ahnung von der großen Liebe geworden. Als ich geendigt hatte, ſtanden wir lange ſchweigend und ſchauten zu, wie ein Laſtkahn den Strom hinabtrieb. Am Steuer ſtand ein Mann und neben ihm, an ſeine Schulter leicht gelehnt, ſein junges Weib mit einem Kindlein auf dem Arm. Sie nickte uns freundlich zu und das Kindlein winkte uns mit dem Händchen, indeſſen das Auge des Mannes in ſtiller Zufriedenheit

den Fluß hinabſchaute. Drunten kam eine ſcharfe Krümmung und wartete die Brücke mit ihren Jochen ſeiner Gewandtheit; das Schiff ſchwamm aber ſo ruhig dahin, als ſei es eine Schale in der Hand des leibhaftigen Glückes. Die Abendſonne ſchien darauf und vergoldete Maſt und Verdeck, Menſchen und Wellen, als ſei es des wirklichen Goldes noch nicht genug geweſen.

Wir ſchauten ihnen nach, bis ſie an der Biegung unſern Augen entſchwanden. Dann atmete Hartwig tief auf. „Dieſes Bild und das andere auf dem Markt!“ ſagte ſie darauf. „Und auf beiden das gleiche goldige Leuchten; das können ſie ihnen nicht nehmen.“

Ich verwunderte mich über dieſe raſche Sinnesänderung. „So raſch, Hartwig?“ fragte ich.

„Es iſt ja ſo einfach!“ ſagte ſie unter einem leichten Erröten.

Darauf folgte nun eine ſelige Zeit. Bis dahin waren wir gute Kameraden geweſen. Von nun an waren wir Liebesleute. Was gewann nicht das Leben für ein anderes Geſicht für uns! Was für Höhen erblickten wir! Welche Abgründe eröffneten ſich unſern geſchärften Blicken! Und alle Höhe und alle Tiefe mit Menſchen bevölkert, mit leidenden, kämpfenden, haſſenden und liebenden Menſchen. Und auf jeder Stirn der Stempel der Vergänglichkeit, und auf jeder Tat das Zeugnis der Ewigkeit! Sie haſſen, kämpfen, beten, leiden, fluchen, weinen, ſie ſchmeicheln, drohen, bitten, zwingen, verſchonen — alles, weil ſie lieben. Wir ſahen keinen, der eine Tat um ihrer ſelbſt willen ausführte. Überall waren wir; überall fanden wir

uns zurecht, weil wir die Zauberleuchte der Liebe mitbrachten; überall waren wir willkommen, weil wir Licht und Wärme um uns her verbreiteten. Und nicht genug an dem. Hartwig fing erſt recht noch einmal an, aufzublühen. Ihre Freundinnen konnten ſich nicht genug tun, ihr zu beteuern, wie ſie immer noch ſchöner werde; das Bewußtſein, daß die Liebe der Urquell dieſes neuen Lenzes ſei, gereichte uns wiederum zu neuer Glückſeligkeit.

— Der Freund machte eine Pauſe, während deren er gedankenverloren mit einem halben Lächeln auf dem vergrämten Geſicht vor ſich hinſah. Ohne Zweifel wandelte ſein Geiſt auf den Roſenpfaden der Vergangenheit. Wir aber, mein Weib und ich, ſahen uns an ihm vorbei bedeutungsvoll an; denn uns — wir danken Gott fortan noch einmal ſo eifrig dafür — blühen die Roſen ſo ſchön als jemals in den erſten Tagen.

Plötzlich kehrte er dann in die Gegenwart zurück, und damit ſchwand der milde Schein aus ſeinen Augen. Er leerte ſein Glas wieder und fuhr weiter:

Die Pläne, die wir zuſammen ſchmiedeten, ſo lieblich und paradieſiſch wir uns ihre Erfüllung vorſtellten, gingen dennoch nie über die Grenzen des für uns Möglichen hinaus. Du guter Gott: ein Pfarrhaus in einem Speſſartdorf, eine Kirche mit tauſend Seelen, mit drei Glocken und einem wohlgepflegten Kirchhof, und zwiſchen dieſem und dem Pfarrhaus im Pfarrgarten eine Lindenallee, links Gemüſe und rechts Blumenbeete: was für beſcheidene, winzige Wünſche ſind das im Vergleich zu dem ungeheuren Freiland, das ringsherum für Millionen anderer Menſchen Raum

bietet für Glück, und das mit Torheit beſät wird und Jammer zeitigt. Wir wollten uns lieb behalten unſer ganzes Leben lang, weil wir ja gar nicht anders konnten; wir wollten ein lebendiges Zeugnis werden für die ſüße Botſchaft, daß es ein Glück auf der Erde gibt, daß ſie nicht durchaus und für ewige Zeiten verflucht iſt, daß ſie durch Liebe von ihrem Fluch entlaſtet werden könne.

Nun, wir haben dieſes Problem nicht löſen können. Doch ſind wir nicht daran, ſondern an uns ſelbſt geſcheitert. Wir haben das Glück nicht erreicht; dennoch glaube ich daran und Millionen glauben mit mir daran — die es auch nicht erreichen. Und die es am feurigſten erſehnen, erhalten es nicht; ſie können nicht ſchlafen vor Erwartung; im Schlaf aber kommt es. Sie ſprechen Tag und Nacht davon; es will aber nicht beſprochen ſein.

Es war uns alles zu wenig. Wir wünſchten in unſerm frommen Feuer, mit unſerer Liebe vor eine recht ſtarke Probe geſtellt zu werden, überzeugt, innig überzeugt, daß keine ſtark genug ſein könne, uns aus den ſilbernen Steigbügeln zu heben. Die Probe kam und fand uns gerüſtet. Wir überſtanden den Anſturm, die Folgen aber nicht.

Noch war uns eine Spanne reinen Glücks geſchenkt. Wir genoſſen in vollen, dankbaren Zügen, was Feſte, wie Weihnachten, Neujahr und Dreikönige zwei Liebenden von Süßigkeiten und Seligkeiten gewähren können. Mit jedem Tag glaubten wir neuen Raum in unſern Herzen zu gewinnen, und doch ahnten wir

immer noch unendliche Weiten unentdeckten Liebeslandes ein jedes in des andern Weſen.

So verging der Winter, und der Frühling ſtimmte auf allen Höhen und in allen Gründen ſeine Harfen. Und mit dem Frühling nahte auch ihr Geburtstag.

Wer über die freudige Unruhe lächelt, die unter den Vorbereitungen zum Geburtsfeſt ſeiner Liebſten einen Jüngling in ſchlafloſer Träumerei durch Tage und Nächte hindurchtreibt, der hat noch nie geliebt, und wenn er alle Gärten Aphroditens durchraſt hätte. Und was für Vorbereitungen traf ich!

Wenn wir uns im elterlichen Hauſe trafen, was uns in der Woche zweimal geſtattet war, mußten wir uns die Geſellſchaft einer Schweſter gefallen laſſen, und ich muß geſtehen, ſie tat nicht alles, uns angenehm zu ſein. Dafür war uns aber auch ein wöchentlicher Ausgang zu zweien eingeräumt, und an dieſen Ausgang knüpfte ſich meine feſtliche Geſchäftigkeit. Da hatten wir ein Lieblingsplätzchen auf einem etwas abſeits gelegenen Teil des Buchhornhügels, von dem wir auf die Landſtraße hinab, auf die Stadt und weit hinauf und hinunter in die Stromebene ſahen wie in ein aufgeſchlagenes Bilderbuch. Da hinauf ſchleppte ich Balken und Bretter zuſammen, um uns ein Lufthüttchen zu errichten. Ich zog ein Gärtchen herum, worin ich Primeln und Vergißmeinnicht ſäte, und Winden und Kapuziner zog, die die Aufgabe hatten, die Wände des Hüttchens zu bekleiden, bis die Jungfernrebe und der Efeu nachgewachſen wäre. Des Waldhüters Zuneigung gewann ich mit ein paar Krügen Rheinwein, womit ich die Forteriſtenz meiner An-

ſiedlung geſichert wußte. Von dem Keller, den ich anlegte, ſagte ich aber dem Moosbart nichts, den hütete ich lieber ſelber.

Und dann kam der Tag; ich ſage: er kam, denn ich war lange vor ihm zur Stelle. Ich arbeitete mich müde der Sonne entgegen durch den Nebel. Ich watete durch die taunaſſen Wieſen und pflückte Blumen, das Hüttchen zu ſchmücken. Und was ging mir nicht alles durch den Kopf, während ich die Türe mit Maien zierte und ſelbſt die untere Schwelle mit Blumen völlig überdeckte. Um und um war die Türe mit Blumen überzogen, des gemalten Willkommen-Spruches gar nicht zu gedenken. Und als ich fertig war, warf ich mich vor der Türe aufs Moos, ſchaute an den Himmel hinauf, das Tal hinab und hinauf, und riet hin und her, wo, in welcher Himmelsgegend unſer Paradies unſeres Einzuges harre. Ich erriet es aber nicht.

Als es Mittag läutete, begab ich mich auf den Heimweg; auf meinem Stübchen wartete eine Überraſchung meiner. Mein Oheim ſchrieb mir, wenn ich mein Examen vollbracht haben werde, ſo ſolle ich ohne weiteres meinen Stab nehmen und nach dem Speſſart wandern. Er könne eben einen jungen Gehilfen brauchen, und für zweie werde ſich auch Raum finden in dem großen Pfarrhaus.

Das war nicht anders, als wenn ein Schuß aufblitzt aus einem Geſchützrohr; nur daß es nachher hell blieb und der Knall von meinem Kopf herrührte; denn ich hatte einen Luftſprung gemacht und war von einem Balken an der Decke verhindert worden, übers Dach hinauszufliegen. Ja, lacht nur, muß ich doch

ſelber noch hin und wieder über den Liberius von damals lachen. — Ich kann mich nicht darauf verſchwören, daß ich den Brei wirklich mit dem Löffel und die Klöße mit der Gabel gegeſſen habe. Nur daß weiß ich ſicher, daß ich meiner Liebſten gleich im Hausflur einen gewaltigen Geburtstagskuß gab. Vom Brief ſagte ich aber noch nichts.

Und dann traten wir unſern Ausgang an. Zum Buchhorn-Tor hinaus ging's, eine Weile am Strom entlang, dann von ihm weg durch die Reben hinauf und in den Wald. Und im Wald mußte ſie ſich's gefallen laſſen, daß ich ihr die Augen verband; doch ging mir ihre Hilfloſigkeit ſo zu Herzen, daß es mich alle Anſtrengung koſtete, meine Abſicht durchzuführen.

Vor dem Hüttchen angelangt, ſtellte ich ſie mit dem Angeſicht gegen das Tal. „Jetzt will ich dir die Heilkraft der Küſſe beweiſen," ſagte ich dann. „Werde ſehend!" rief ich, und nahm ihr unter einem Kuß die Binde weg.

Sie hatte allerdings etwas Beſonderes zu ſehen vermeint; nun, als ihr nur der längſtbekannte Ausblick ins Tal ward, ſchaute ſie mich etwas verwundert an. „Deshalb?"

„Nun, iſt das nichts?" fragte ich. „Wollteſt du dich getrauen, etwas Schöneres zu machen?"

„Das nicht," ſagte ſie zögernd, „aber —"

„Wer kommt denn da hinten," fragte ich nun, indem ich zurückblickte; und als ſie mir gleichtat, entfuhr ihr ein heller Ruf der Überraſchung. „Deshalb?" rief ſie nun noch einmal. „Deshalb? O du!" Damit fiel ſie mir um den Hals. Und in dieſer Stellung beſah

ſie ſich fürs erſte über meine Schulter hinweg das Sommerhäuschen mit allem, was drum und dran war. Dabei wußte ſie kein Ende mit Fragen, wie ich das gemacht habe, und wann und mit weſſen Hilfe. Dazwiſchen tätſchelte ſie mir nach ihrer Art die Wangen und merkte nicht, daß in ihrer Freude dieſe Liebkoſungen an Stärke Backpfeifen gleich kamen.

— Ich, Flavian, muß hier dazwiſchen ſagen, daß, während der Freund ſo erzählte, der alte Liberius wieder aus ſeinem blaſſen Geſicht herauszuſchauen begann. —

Dann traten wir in das Häuschen ein, nicht ohne es mit drei Küſſen zu weihen. Ich öffnete meinen Keller, dem ich eine Flaſche Moſelwein nebſt zwei Gläſern entnahm, und leerte mit Hartwig das erſte Glas auf das Pfarrhaus im Speſſart. „Denn," ſagte ich, „ich habe keine Ahnung, als werde etwas daraus. Ich habe davon geträumt, ja, ſo lebhaft geträumt, daß es notwendig Wirklichkeit ſein muß. Ja, da iſt auch der Brief, von dem mir träumte — ich nahm ihn hervor —; laß doch ſehen, ob dasſelbe drinnen ſteht, deſſen ich mich noch vom Träumen her erinnere." Und dann begann ich zu leſen.

Als ich ausgeleſen hatte und ſie anſah, ſaß ſie bleich und bewegungslos vor mir. Doch ſchon flutete ihr die Röte ins Geſicht zurück, und dann riß ſie mich ſo heftig in die Arme, daß ich bei ſchwächlicherer Konſtitution wohl Urſache gehabt hätte, Weh zu rufen; ſo groß war ihre freudige Erregung.

Was waren wir glücklich! Was ſchwatzten wir nicht alles! Und was für Ahnungen waren das, die uns mit Gottes lichtvoller Schöpfung verbanden.

Digitized by Google

Über uns rauſchte der Wald. Die Vögel zwitſcherten. Ein Trupp junger Scholaren zog ſingend die Straße herauf der Stadt zu. Ein Schiff mit einem Fähnlein landgräflicher Kriegsknechte fuhr den Fluß hinab und das Banner flackerte wie ein Feuerflämmchen im Frühlingswind. Gottes Odem ſelber ſäuſelte das Tal hinauf und hinunter, und mir war, ich müſſe jetzt ſeine Augen durchs Gezweige auf uns herab ſchauen ſehen.

Trotz alledem kamen wir an jenem Abend zur feſtgeſetzten guten Tageszeit nach Hauſe. Der Reſpekt vor dem geſtrengen Vater war unſerer Liebe immerdar noch ebenbürtig. Er war es zufrieden, daß wir ihm ein Sträußlein Schlüſſelblumen mitbrachten, und war es auch zufrieden, als ich ihm von der Pfarre im Speſſart ſagte. „Das iſt wenigſtens ein Neſt," meinte er, „für euch verliebte Vögel. Für Atzung wird der Alte ſo lange ſorgen, bis auch der Futterplatz nachgewachſen iſt." Es war ein herrlicher Mann und ich glaubte, er mochte mich noch lieber, als er ſich's anmerken ließ. Solange es mit einem Schein von Wohlgehörigkeit geſchehen konnte, leiſtete er uns allen Vorſchub; aber der Sitte, dem Brauch und ſeiner Reputation vergab er nichts. Das war die Grenze ſeines Weſens und Tuns; außerhalb derſelben war für ihn das Nichts.

Zwei Tage darauf — es war mein Beſuchstag —, als ich ins Haus trat, kam mir nicht wie ſonſt Hartwig im Hausflur entgegen. Ich dachte, ſie habe ein Geſchäft, und trat in die Wohnſtube; ſie war leer. Die Küche war leer. Das ganze Haus ſchien leer. Im

Garten aber konnten ſie nicht ſein, denn es regnete. Ich ſtieg nach des Bauherrn Zeichenſtube hinauf; drinnen ging er mit ſchweren Schritten auf und ab; die Türe aber war verſchloſſen. Ich ſtand ratlos. Da vernahm ich plötzlich die langgezogenen Töne eines jammervollen Weinens. Es war von jenem Weinen, das einem ſofort das Herz zittern und die Haut ſchaudern macht. Jetzt wußte ich, daß etwas vorgefallen war. Im Zeichenzimmer hörte ich den Bauherrn ſich in ſeinen Seſſel werfen. Darauf ward es eine Totenſtille im Haus; nur das troſtloſe Weinen klang immerfort durch die Korridore.

Aber wie ich ſtand und meine Gedanken zuſammenſuchte, überlegend, ob über uns oder über jemand anders da droben geweint werde, legte ſich plötzlich eine kalte Hand in die meine. Und als ich erſchrocken herumfuhr, ſchaute ich in ein bleiches Geſicht. Es war Hartwig, und ſie zog mich mit ſich die Treppe hinab. Das Weinen aber dauerte fort.

Und im Wohnzimmer blieb ſie vor mir ſtehen; und während ſie an mir vorbei ins Leere ſah, ſagte ſie aus einer zweiten, innerlichen Leere heraus: „Wir können uns nicht heiraten, Liberius!“ Dann blieb ſie ſtecken.

Mir wurde ganz einfältig vor Schreck. „So?“ erwiderte ich. „Wer ſagt das?“ Und da arbeitete ſich das Elend aus ihrer Bruſt herauf; ich ſah die Stöße, die es ihr gab, daß ſie allen Halt verlor. Als ich ſie aber in die Arme nehmen wollte, wehrte ſie mich ab und ſank auf einen Stuhl. Sie drückte das Weinen hinab; drum war es auch nur ihre Kehle, die das

Folgende ſprach: „Meine Schweſter bekommt den Strohkranz, und ein Pfarrer kann keine Frau haben, deren Schweſter am Pranger geſtanden hat. Ach Gott! Die Schande! Die Schande!“

Da ſtand ich, wie vor den Kopf geſchlagen. Von der Schande ſpürte ich nichts; aber der Ton ihrer Stimme tat mir weh; ihr kalt ins Leere gerichtetes Auge tat mir weh, ihr bitter zuſammengezogener Mund tat mir weh, am weheſten aber tat mir, daß ſie meine Liebe abwehrte. „Der Vater ſagt, ſie dürfe ihm nicht mehr ins Haus kommen, und ich — ich mag ſie auch nicht mehr ſehen. Das — das hat ſie uns beiden zuleide getan.“

Sie wußte nicht, was ſie ſagte, und das letzte Wort war nur ein Notſchrei geweſen vor dem Gewäſſer des Jammers, das nun doch mit Gewalt aus ihrer Seele heraufdrang und aus ihren Augen ſtrömte. Ich fiel auf die Knie neben ihr; ſie ſchlug ihre Arme um meinen Hals und drückte mich mit der ganzen Laſt ihres Schmerzes auf ihren Schoß nieder; und ſo, ihr Geſicht auf meinen Nacken, ließ ſie ihren Gefühlen freien Lauf. Ihre Tränen rannen über meinen Hals herab in ihren Schoß und vermiſchten ſich dort irgendwo mit den meinigen.

Und dann kamen wir doch miteinander zur Überzeugung, daß wir nicht voneinander laſſen konnten und daß wir uns eben dennoch heiraten würden. Und wie Veilchen im Tau, ſo fanden wir tränennaſſe Hoffnungen die Fülle am Wege. Durch des Vaters Anſehen konnte die öffentliche Schande leicht verhütet werden; ja bei ſeinem Reichtum — der unſelige

Glückliche war ein armer, aber ſchmucker Handlungsgeſelle — konnten die beiden ausgeſtattet und als Eheleute zuſammengegeben werden, noch ehe überhaupt das Geſchrei über ſie gehen durfte. Und wenn auch das Ärgſte geſchah: wir blieben uns treu und wir retteten unſere Liebe unverſehrt durch alles hindurch. Als ich dieſen Abend von ihr ging, vermochte ſie ſchon wieder ein wenig zu lächeln.

O, daß ich hätte bei ihr bleiben können, bis ſie ihren Kampf ausgekämpft hatte! Wie nötig hätten wir einander gehabt in dieſer Zeit, und wie litt ich an den Schranken, die der Vater unſerm Verkehr geſetzt hatte und auch jetzt nicht durchbrechen ließ. Aber ich will ihn nicht verklagen; es tut ein jeder nach ſeiner Art; doch iſt eine Art nicht zu allen Zeiten gut.

Als ich nach drei Tagen wieder ins Haus trat, ging alles ſeinen alten Gang. Nur die Lichter hatte man ausgelöſcht; die vier Augen, die noch im Haus waren, blickten düſter in den Sonnenſchein hinein, der ums Haus her im jungen Grün ſpielte. Ich ſetzte mich bedrückt in einen Winkel. Umſonſt lauſchte ich auf den Namen der Unglücklichen; man ſprach vom Wetter, von Geſchäften, von den Kriegsrüſtungen des Landgrafen gegen den Kaiſer, und von meinem Examen. Ich fürchtete, man möchte in dieſem Ton auch von meinem Pfarrhaus im Speſſart und von unſerer Zukunft ſprechen, und verabſchiedete mich lieber vor der Zeit, mit einem Stachel im Herzen. Ich war tief bekümmert, denn ich merkte, daß die Unglückliche nicht mehr leben ſollte im Andenken ihrer Familie. Man wollte ſie totſchweigen.

Zu Hauſe angekommen, ſetzte ich mich auf meinen Stuhl und blieb die ganze Nacht hindurch darauf ſitzen unter heftigem Nachdenken. Ich wollte mit mir ins klare kommen über dieſe Erſcheinungen in Auge und Herz meiner Liebſten und über die Mittel, das Eis wieder aufzutauen. Ich fand aber keins, als etwa eine Art, es einzuſchlagen.

In dieſer Stimmung traf mich eine Botſchaft der Verſtoßenen. Sie bat mich — und es hätte nicht ihrer Beſchwörung bedurft —, zu ihr zu kommen. Ich fand ſie ziemlich gefaßt, wenn auch etwas bleich und verängſtigt. Sie hatte bei der alten Putzfrau des Hauſes Aufnahme gefunden; ihr Liebſter war bei ihr, zog ſich aber zurück, als ich ihm vorgeſtellt war, um uns allein zu laſſen.

Ihre Dankbarkeit über mein Erſcheinen rührte mich faſt zu Tränen. Eine ähnliche Bitte an die Schweſter war von dieſer unerfüllt geblieben. Sophie wollte am nächſten Tag mit ihrem Liebſten abreiſen. Sie hatten miteinander ihr Geſchick mutig in die Hände genommen, gedachten, in der Stille ſich zuſammengeben zu laſſen und dann einen Hauſierhandel miteinander anzufangen. Er traute ſich die Fähigkeit zu, durch die Jahre ſich hinaufzuſchaffen und dann irgendwo ein ruhiges Krämergeſchäftchen einzurichten, von welchem er wiederum einen ſichern Weg zum Großladen führen ſah. Am Ende war, ſo meinten die beiden, dieſer Vorfall eben zu ihrem Glück gemacht; nur ihre Schweſter wollte Sophie gerne noch einmal ſehen und dann herzhaft der Zukunft entgegenſchreiten.

Ich ſagte ihr meine Fürbitte bei der Schweſter zu, ja, ich ging im Vertrauen auf meine Geliebte weiter und verſprach ihr aufs gewiſſeſte, bei Anbruch der Nacht mit Hartwig bei ihr zu erſcheinen. Dann ging ich, meine Geliebte aufzuſuchen.

Ich traf ſie allein. Sie nähte an ihrer Ausſteuer und ſchien in friedlicher Stimmung zu ſein. So wagte ich es denn und ſagte leiſe: „Deine Schweſter läßt dich grüßen.“ Sie ſchaute überraſcht zu mir auf, doch nur den Teil eines Augenblickes; dann ſenkte ſie ihr Geſicht auf ihre Arbeit und nähte ſchweigend weiter. Ich wartete eine Weile auf Antwort, aber umſonſt. Da nahm ich ihr ihre Näherei aus den Händen, daß ſie mich müßig anhören mußte. Ich erzählte ihr, wie ich Sophie gefunden, was ich geſagt und gewünſcht habe und was ſie zu tun geſonnen ſei. Zum Schluß vereinigte ich meine Bitten mit denen der Schweſter.

Es war aber umſonſt. Sie ſchüttelte nur den Kopf, als ich geendigt hatte, und griff wieder nach ihrer Arbeit. Ich drängte ihr die Hand zurück; dabei fühlte ich, wie der Zorn ſich in mir zu regen begann. „Du willſt nicht?“ ſagte ich. „Du willſt nicht?“ Sie ſchüttelte wieder den Kopf. „Nein.“ „Warum nicht? Was hat ſie dir zuleide getan? Oder hat Dir's der Vater verboten?“ Da ſah ſie mich mit ruhiger Bitte in den Augen an. Der Vater, ja. Aber auch ſonſt. Wenn ſie je würdig bleiben könne, die Frau eines Predigers zu werden, ſo geſchehe es doch allein dadurch, daß ſie ſich von aller Gemeinſchaft mit der Sünderin rein halte. „Gib mir mein Nähzeug wieder!“ ſetzte ſie dann freundlich hinzu.

Warum weiß man oft im richtigen Augenblick auf ein einfaches Wort kein einfaches Widerwort zu finden, wo man ſonſt über gelehrte Nichtigkeiten ſtundenlange ſcharfgeiſtige Vorträge zu halten verſteht? Ich konnte nicht mehr länger an mich halten; der Zorn bemeiſterte mich, der aus der Angſt geboren iſt. „Keinen Stich ſollſt du an deiner Ausſteuer weiter tun," rief ich, „ehe du deine Schweſter geſprochen haſt, und ſollten fünfzig Jahre darüber hingehen. Muß mir nicht vor deines Herzens Härte grauen? Muß ich nicht beſorgen, daß mir einmal dasſelbe liebloſe Gericht von dir zuteil werden wird, wenn mir etwas Menſchliches widerfahren ſollte? Und weſſen ſollen ſich die Pfarrkinder von einem ſolchen eiſigen Sinn verſehen? Biſt du zum Weib eines Seelſorgers oder eines Nachrichters erkoren? Nicht Hartwig, ſondern Hartherz ſollteſt du heißen. Wirſt du deine Schweſter ſehen oder nicht?"

Sie verſtand mich nicht; wie konnte ſie auch. „Es geht nicht," ſagte ſie; und als ich noch einmal aufbrauſen wollte, ſah ſie mich wieder mit der ruhigen Bitte im Auge an: „Du verſtehſt und begreifſt das nicht, deſſen ich mich zu erwehren habe. Ich kann nicht anders. Ich habe nichts dagegen, wenn es ihr fürderhin gut geht; aber ſehen kann ich ſie nicht."

So gingen wir voneinander, und es hatte ſich eine Kluft zwiſchen uns aufgetan. Mein ganzes Gefühl empörte ſich gegen die Härte, die im Verhalten von Vater und Tochter zum Ausdruck zu kommen ſchien. Je mehr ich für die Unglückliche Partei nehmen mußte, deſto heftiger empfand ich meines Herzens Widerwillen gegen jene andern; und der Jammer, den ich

mit meiner traurigen Botſchaft im Häuschen an der Mauer verurſachte, weinte mir die Überzeugung wach, daß wir unter ſolchen Umſtänden nicht mehr länger zuſammen bleiben könnten.

Ich habe in meinem Leben noch nie weniger vernünftelt und geklügelt als in jener Zeit. Alles war Gefühl und Unmittelbarkeit, was ſich in mir durcheinander wälzte, alles war Notwendigkeit, was als Entſchluß an den Tag trat. Wenn ich auch wirklich von einem Irrtum aus meinen Weg genommen habe, ſo bin ich in meinen allerbitterſten Schlüſſen doch mir ſelber treu geblieben.

Es kam unſer Ausgehtag; aber ich war noch nicht mit mir einig. Ja, ich lag tiefer in Widerſtreit mit mir ſelbſt als je zuvor. Ein Zweifel riß mich in den andern hinein; weil ich die Religion für das Verhalten von Vater und Tochter verantwortlich machte, ſprach ich ihr mit einem bittern Hohnlachen ihre geprieſene Wahrheit ab. Von da war es nicht mehr weit, daß ich Chriſtus das Kreuz aus der Hand riß und ſelbſt Gott an den Bart ging. Es machte kaum Eindruck auf mich, daß mir endlich Hartwig den Ring zurückſandte; wenn ich aber bei klarem Verſtand geweſen wäre, ſo hätte ich nicht auf die gleiche Weiſe geantwortet.

Daß ich's nur kurz mache. Als ich keine Liebſte, keine Religion, keinen Gott und keine Zukunft mehr hatte, nichts als Hartwigs Ringlein, ſchrieb ich meinem Oheim ab und nahm des Landgrafen Dienſte gegen den Kaiſer. Und bald darauf fuhr ich mit einem Schiff

unter einem blutroten Fähnlein den Fluß hinab. Ich hätte können Feldprediger werden; aber ich ſchlug es aus; ich hatte alle Theologie abgeſchworen.

Als wir unter dem Buchhorn vorbeifuhren, vermied ich's aufzuſehen. Es nützte mir aber nichts, nur um ſo deutlicher ſah ich die Hütte vor meinem innern Auge — das kann man nicht nach Belieben ſchließen —, und noch mehr, was ich in Wirklichkeit wohl nicht geſehen hätte: ſie ſelber in der blumenbekränzten Tür ſtehen; aber die Blumen waren welk und ihr Geſicht bleich vor Kummer. All die Jahre ſeither konnte ich's nicht aus dem Sinn bringen; am Ende verhielt ſich's in Wahrheit ſo. Und wenn ich's recht überlege, ſo war's juſt an unſerm Ausgehtag. — —

— Liberius ſchien hier abbrechen zu wollen. Ich war aber noch nicht ganz zufrieden. „Und nun?" fragte ich daher, nachdem ich ihn ein wenig ſeinen Gedanken überlaſſen hatte. „Was jetzt?"

„Und nun?" wiederholte er. „Ach ſo, der Herr Ratsſchreiber denkt an die Ausweispapiere. Nun ich — er ward ſogleich wieder ernſt — ich gedenke das Licht leuchten zu laſſen, das mir die Jahre her aufgegangen iſt. So weit vom Wege abgekommen bin ich nicht im Krieg, daß ich nicht nach einem Jahr mein Examen beſtehen könnte. Ich werde die Univerſität wieder beziehen, um ſie nimmer zu verlaſſen. Eine hohe Protektion ſichert mir den Lehrſtuhl; dann wirſt du wohl weiteres von mir vernehmen."

Wiederum war ich nicht ganz ins Genügen geſtellt, getraute mir aber nicht recht mit der Frage heraus. Doch merkte er wohl, was ich noch zu wiſſen begehrte.

„Was ſonſt noch iſt," fügte er leiſe hinzu, „das muß ich erwarten. Was Wild und Gevögel von meinem Gärtchen übrig gelaſſen haben, wird mir ja wohl nicht verwehrt werden."

Am andern Morgen zog er dann ſeines Weges weiter.

Uns iſt in Anknüpfung an ſeine Geſchichte manches treffliche Bemerknis beigekommen; aber da war er ſchon fort. Indeſſen ſcheint mir, als hätte auch er ſelber ſeine ſchwere Lehre daraus gezogen. Obgleich ich fürchte, es wird ein unfröhlicher Lehrer werden nun.

Man braucht im alten Buch nicht weit zu blättern, um wieder auf den Namen Liberius zu ſtoßen. Folgendes wird an jener Stelle weiter von unſerm und dem Freund meines Urgroßvaters erzählt.

— War ich von meiner Stadt mit einem Bittgeſuch an die landgräfliche Kanzlei geſendet. Infolgen uns während des Landgrafen Gefangenſchaft beim Kaiſer die Wildſäue in Menge in Rehberge und Acker gefallen waren, tat uns eine Hohe Vermittlung ſehr not und erhofften wir von Derſelben Eingreifen Linderung und Rettung.

Als ich nun mein Geſuch angebracht und die Verſicherung baldiger Hilfeleiſtung entgegengenommen hatte, ſuchte ich meinen Bruder Profeſſor auf, um etwas über Liberius zu vernehmen.

Mein Bruder antwortete mir auf meine Nachfrage mit Bedacht: „Du fragſt nach dem Studioſo Liberius. Um dir zu Neigung zu ſein mit einer kurzen Antwort:

Du biſt gleichzeitig zu früh, zur rechten Zeit und zu ſpät gekommen.“ Und als ich ihn um die Löſung dieſes Rätſels bat, ließ er folgende Erklärung von ſich: „Zu früh biſt du gekommen, um ihn gerade mit dir zu nehmen, denn du biſt zur rechten Zeit gekommen, ihm in der elendſten Verfaſſung im Kerker nichts nützen zu können; daraus erhellt, daß du zu ſpät gekommen biſt, ihn vor einer gefährlichen Torheit und Aufrührerei zu bewahren. Man ſagt, er habe mit den Pröpſten gehadert um eine vordem lutheriſche Jungfrau, die ſeitdem den Schleier genommen hat. Er beſchuldigte die frommen Herren der Erbſchleicherei, und es ſei zwiſchen ihnen zu heftigen Auseinanderſetzungen gekommen, in deren Verlauf er ſich entſetzlicher Läſterungen gegen Gott, Chriſtum, ſeine Kirche und deren Diener ſchuldig gemacht habe. Da haben ſie ihn gegriffen und an ſeiner Zunge geſtraft, daß er nicht mehr „Chriſtus“ ſoll ſagen können. Wenn du mächtige Freunde mit großen Mänteln in dieſer Stadt haſt, ſo kannſt du ihn vielleicht beſuchen. Haſt du das nicht, ſo warte ab, ob er von ſelber an deine Türe pochen wird, wenn ſich ihm das Kerkertor wieder geöffnet hat.“

Ich muß bekennen, daß mir die Knie gezittert haben bei dieſen Eröffnungen, ſo iſt mir der Schreck ins Gebein gefahren. Und leider iſt alles wahr, was ich dort vernommen habe.

Der Baumeiſter, Hartwigs Vater, iſt geſtorben, an gebrochenem Herzen, wie ſie ſagen. Wahrſcheinlich hat ihm ſein verſteinertes Herz die feinen Lebensfäden abgedrückt, daß er nicht weiter leben konnte.

Nun iſt es aber nicht Liberius allein, der behauptet, daß Hartwig um ihres Vermögens willen alſolange beſtrickt und betört worden ſei, bis ſie alle Hoffnung auf Liberius aufgegeben und den Schleier genommen habe.

Einer Baſe ſoll ſie jedoch geſagt haben, es ſei ihr nicht darum zu tun, den Glauben zu wechſeln; denn ſie werde nachher dieſelbe bleiben, die ſie vordem geweſen ſei. Es verlange ſie allein, wohl zu tun und Liebe zu üben; für ſich habe ſie ausgeweint, nun wolle ſie andern dabei helfen.

Und darob hat er dann alſo alle Klugheit und Mäßigung vergeſſen und iſt mit bloßen Händen mit dem Dornbuſch fechten gegangen. Daß ſich Gott ſeiner erbarme!

Eine größere Periode hindurch forſcht der Leſer nun umſonſt in dem alten Buch nach Liberius' weiteren Schickſalen. Es ſteht viel darin von mächtigen Stürmen in der Geiſterwelt, von neuen Richtungspunkten für die Menſchheit, von Mißverſtändniſſen und Gewalttaten, und nicht zuletzt auch von Waffenklirren und Schlachtgetöſe. Mitten drin aber, da wo man es am wenigſten erwartet, wird uns wieder eine Nachricht von dem Verſchollenen. —

Ich habe zu einer böſen Zeit die Schlüſſel der Stadt überkommen. Seit die deutſchen proteſtantiſchen Fürſten ihre Sache an den Kaiſer verloren haben und unſer Landgraf gefangen iſt, will alles drunter und drüber gehen in unſerm Land. Es vergeht auch kaum eine Woche, daß ich nicht Einen nach dem Galgen-

hügel muß abführen laſſen; doch ſind es Gott ſei Dank meiſt nicht Bürger hieſiger Stadt.

Und geſtern — aber ich will getreu nach dem Hergang berichten. Da waren plötzlich wieder einmal die Straßen voll Auflaufs — will aber noch nicht glauben, daß es Aufruhr geweſen ſei, weiß auch nicht, wo die Bewegung ihren Anfang genommen hat. Wie ich hinzueilte, war es auch ſchon in der Hauptſache vorbei. Einige Verwundete lagen auf dem Marktplatz umher, dort einer und dort einer, und bei jedem kniete im ſchwarzen Gewand eine barmherzige Samariterin. Sie ſollen mir dieſe Jungfrauen nicht mehr beſchreien.

Und wie ich zur erſten Gruppe trete, ſo fährt mir ein Schlag durchs Herz. Liberius iſt der Wunde und Hartwig die Samariterin. Sie kennen mich auch beide. Er lächelt, und ſeine Augen haben einen glücklichen Glanz, wie er mir die Linke reicht, die Rechte liegt zerſchlagen neben ihm. Und dann tut er den Mund auf und ſpricht. Es iſt nicht wahr, was ſie von der Strafe an ſeiner Zunge geſagt haben.

„Es wird alles glatt und alle Rechnungen gehen auf," lächelt er. „Bin ich in Ungelegenheiten gekommen, weil ich die Pfaffen ein weniges geſchmäht, ſo geſchieht mir jetzt ein Ähnliches, weil ich ihnen ihre Jungfrauen herausgehauen habe. Das Geſindel weiß keine Grenze und der Landgraf ließe ſie alle in den Turm ſtecken, wenn er da wäre. Nun iſt auch meine Hartwig dabei geweſen; ſo freut's mich doppelt."

Soeben wollte ich anordnen, daß der Verwundete in mein Haus getragen werde, als ein Mann dahergelaufen kam und nach rückwärts zwei andern zurief:

„Hieher! Hieher!“ Als er mich erkannte, zog er die Kappe und ſagte, der da ſei ſein ſozuſagen Schwager und habe in ſeinem Hauſe Quartier; ſei es ihm mit ganzen Knochen recht geweſen, ſo müſſe es ihm mit den zerſchlagenen vollends billig erſcheinen. Und von Liberius erfuhr ich dann, daß der junge Kaufmann niemand anders war als der Geſell, um deſſen willen ſeinerzeit Hartwigs Schweſter das väterliche Haus hatte verlaſſen müſſen.

„Das ſind Gottes Wege,“ ſagte ich, „nehmt ihn hin. Iſt er um euch vielfach wund geworden, ſo mögt ihr ihn billig heilen.“

Als ich von meinen Pflichten erfüllt hatte, was für jetzt zu tun war, eilte ich nach der Leuengaſſe, wo ich ſie alle vier verſammelt fand. Der Geiſt des Bauherrn wird wohl auch bei ihnen geweſen ſein. Soeben ſteckte der Wundarzt ſeine Inſtrumente ein und entfernte ſich, und Liberius, der trotz allem noch ſehr friſch in die Welt ſchaute, begann nun zu erzählen. Anfänglich nachholenderweiſe ausſchließlich zu ſeiner Hartwig, und erſt von dem Pröpſtehandel an bekamen wir andern auch was ab. Er berichtete, wie er mit dem Landgrafen gegen den Kaiſer gefochten hatte, wie alles verloren gegangen, wie jener in des Kaiſers Gefangenſchaft geraten war, und wie er ſelbſt dann, zurückgekehrt, finden mußte, daß auch von ſeinen eigenen beſcheidenen Hoffnungen nicht die kleinſte mehr auf Erfüllung rechnen konnte. Die Verhältniſſe hatten ſich geändert, ſeine Protektionen galten nichts mehr, und Hartwig war ihm verloren. Nun ſchlug er abermals ſein Leben in den Wind, diesmal mit den

Pröpſten. Daß die Herren noch ſo glimpflich mit ihm verfuhren, verdankte er ſeiner dreiſten Zunge und ſeinen ſchlagfertigen Antworten. Aus einer längeren Gefangenhaltung entlaſſen, begann er dann mit größerer Klugheit Nachforſchungen nach Hartwig anzuſtellen; denn er war entſchloſſen, ſofern ſie ſich's nur nicht gerade verbat, ſie zu entführen. Den Gedanken konnte er nicht ertragen, daß ſie den Pfäfflein zur gottſeligen Augenweide in der ſchwarzen Gewandung herumſpaziere.

So führte ihn die Spur hierher. Zuerſt ſtieß er auf das Krämerneſt mit den beiden alten und den drei jungen Krähen darin. Sie haben ihm aber nicht die Augen ausgehackt, oder denn nur faſt, und vor Freude. „Jetzt bin ich," ſo ſchloß er ſeinen Bericht, „noch keinen halben Tag in der Stadt, ſo haben ſich meine Vermögensumſtände abermals erklecklich geändert. Ich bin nun hier um eine Hand ärmer und dort um zwei reicher geworden."

Hartwig ſaß neben ſeinem Lager. Er ſah ſie an und ſchüttelte den Kopf.

„Woran lag es auch, Hartwig, daß wir ſolche Torheiten begingen? Wie konnten wir uns ſo weh tun? Was fehlte unſerer Liebe?"

Sie ſchaute ihn unter lautloſem Weinen an.

„Ein wenig Geduld, Liberius," ſagte ſie dazu. „Ein bißchen Nachſicht mit des andern Mühſeligkeit."

Und als er nachdenklich vor ſich hinſah, fügte ſie leiſe hinzu: „Du haſt mir ja wohl geſagt, daß ich es ſo nicht recht mache, nicht aber, warum, und wie ich es anders angreifen ſolle. Inzwiſchen habe ich's

allerdings von ſelbſt gelernt. Aber die Schule war bitter."

„Ja, ja, der Lehrer hat ein Einſehen gehabt. Ich glaube, wir haben ein Spiel gemacht aus unſrer Lektion," entgegnete er ernſt. Dann ſah er mich an und ſagte mit ſchmerzlichem Lächeln: „Wenn der Herr Bürgermeiſter etwa nach meinem Paß fragen wollten: ich habe diesmal keinen."

Daran hatte ich nun aber nicht gedacht. Doch erwiderte ich, daß ich ihm dann wohl einen ſolchen ausſtellen müſſe, wenn er wieder wohlauf ſei. Ja, ich wußte ihm ſogar ſchon halbwegs eine Unterkunft.

Es war aber unnötig, daran zu denken. Noch in der Nacht ſetzte das Wundfieber ein bei ihm, welchem er auch bald genug erlag.

Wenige Stunden vor ſeinem Tod ſtand ich noch einmal an ſeinem Bette. Sophie ſaß ihm zu Häupten und beſorgte ſeine kalten Umſchläge. Er ſtarrte mich aus weitaufgeriſſenen Augen an, kannte mich aber nicht.

„Ja, der Herr Teufel," ſagte er zu mir. „Meine Liebſte hat ſich einen Bart wachſen laſſen, ich hab' ſie aber doch erkannt, und ſollte nun dich nicht kennen? Da kommen ſie, einer um den andern, und fragen, ob ich ſie kenne. Ei gewiß kenn' ich dich, Oheim. Du meinſt, wegen des Pfarrhauſes im Speſſart? Ja ſchau, ich muß zuerſt meine Liebſte holen; ſie ſitzt im Hüttchen auf dem Buchhorn und hat ſich mit meinem Wein — weißt du? Und der Förſter ſteht vor der Tür — laß meine Hand los, ſag' ich dir — und will ſie nicht herauslaſſen. Laß mich los, dem muß ich —! Ei du verfluchter Kerl! O weh! Meine Hand! Ich will dir's

aber in der Predigt ſchon bemerken. Ich weiß nicht, ich hab' noch immer einen Kuß zugut. Ja, wenn meine Liebſte noch lebte. Aber ich kann doch nicht vorher ſterben?"

Indem trat Hartwig herein und ich ſagte ihr von dem Kuß.

„Ja," ſagte ſie mit trübem Lächeln, „das iſt der alte Schelm; ſo hat er früher auch immer geſagt."

Dann legte ſie ihr kühles Nonnenmündchen auf ſeine heißen Lippen.

„Es iſt ein Sterbender," ſagte ſie zu mir. „Ich gebe jedem Sterbenden zu trinken. Nur hängt der da an einem ſondern Becherlein." — —

Am Abend wuſchen ſie dann ſchon ſeine Leiche.

Und einen ſonderbaren Leichenzug hatte er. Sein ſozuſagen Schwager, ich und die dankbaren Samariterinnen, das war die Begleitung.

Gott gebe ihm eine ſelige Urſtänd!

Die Eſcherſche

Er war nicht zu bemitleiden, denn er beſaß, was ihm zuſtand. Durchaus. Es iſt zu bedenken: keine feindlichen Einflüſſe hatten ſeinen Weg gekreuzt. Seine Mutter und ſeine Vormütter waren keine Alkoholikerinnen geweſen. Sein Vater ſtand von klein auf in den Schuhen der Gerechtigkeit; es gab keinen ratbareren Mann im Kreis. Seine Großväter hatten ſich zwar einerſeits im geiſtlichen Stand bewegt, jedoch gar nicht heftig; und andrerſeits hatte man ſie als Handwerker gekannt und nach Verdienſten geſchätzt. Und alle waren ehrenhafte und mäßige Männer geweſen. Nein, in dieſer Richtung war nichts zu ſuchen, ſondern die Sache lag ganz und gar bei ihm. Im Anfang iſt der Wille. Warum hatte er nicht eifriger gewollt? Was das Ding will, das wird das Ding ſein. Man kann nicht einwenden: der Wille iſt nicht zu wollen. Irgendwo muß mit der Abrechnung begonnen werden. Schön, er ſoll nichts dafür können, daß er nicht ſtärker zu wollen vermochte: aber die anderen ſind dann erſt recht nicht haftbar zu machen, denn ſie ſteckten nicht in ihm. Es lag ganz allein bei ihm; und vielleicht war niemand ſchuld. Übrigens war es auch nicht ſehr ſchlimm.

Er hieß A. Hermans. Adolf oder Albert, das weiß man nicht ſicher. Er hatte ſich einen großen Kopf angeeignet mit einer nicht ganz freien Stirn und einem Hinterhaupt, das bis zum Wirbel weniger Kopf war als verlängerter und verſtärkter Nacken. Aber wie

Digitized by Google

geſagt, das war ſeine Sache. Dann waren ihm an magern und ſehnigen Armen ein Paar große Greifäuſte hervorgewachſen, worin ſich, neben den mächtig betonten Schulterblättern, ſein Lebenswille hauptſächlich ausdrückte. Und als Grundlage dazu beſaß er zwei äußerſt breite und flache Stand- und Haftfüße. Das war A. Hermans. So hatte er ſich gewollt.

Dann war da die Aktien. So wurde es nämlich genannt: die Aktien. Es war kein Tier, es war keine Pflanzenkolonie, und es war auch kein Menſch. Es lag weit und breit verankert und feſtgemörtelt in ſeinem eigenen Dampf unter der alternden Sonne, länger als der längſte Vorzeit-Saurier, härter als die härteſte Korallenbank, und tätiger als irgendein Vulkan. Es ſchlang Berge von Steinen und Metallen in ſich hinein, und ſpie Panzerplatten über das Land aus. Seine Verdauung ging vor ſich mit Waſſerdämpfen und innerlichen Hammerwerken; ſein Leib zitterte davon und dröhnte weithin. Es ſchlief nicht bei Nacht; es ſah nichts am hellen Tag; ſein Leib ſtrahlte in der Dunkelheit wunderbar von tauſend farbigen Flammen und Lichtern. Es wühlte ringsum mit blinden, eiſernen Tatzen die Erde durch nach Steinkohlen, die es zu ſeinem Leben bedurfte wie die Koralle den Kalk. Die Steinkohlen ſtürzten in Maſſen tönend in ſeine Lungenſchächte, wo ſie in Feuer aufgingen; den Rauch davon blies es durch gigantiſch verlängerte Nüſtern ſenkrecht zwiſchen die Wolken, wenn welche da waren. Das war die Aktien. Es gab noch mehr ſolche Weſen im Land herum, und ſie haßten ſich alle gegenſeitig. Sie bewegten ſich nicht von der Stelle — das ver-

mochten ſie nicht —; aber ſie langten nacheinander mit ihren weitausholenden Tatzen; ſie ſchlugen ſich fortgeſetzt Wunden und gefährliche Brüche, und manchmal verabredeten ſich drei und machten ein viertes tot. Es war unſäglich wild und ſchön. Es war fürchterlicher als der berühmteſte Krieg. Es war glänzender als die glänzendſte Religion. Und es war tauſendmal bedeutender und gedankenſchwerer als alles, was in der Menſchheit vorher geweſen war.

Nun, eines Tages machte ſich A. Hermans auf und ging zur Aktien. Er ging direkt und geradeaus auf die Aktien los auf ſeinen breiten Füßen. Er ſchwang die Gewichte ſeiner Fäuſte auf ſeinen beiden Seiten hin und her, damit er in der Balance blieb. Und er dachte in ſeinem großen Kopf weiter nichts, als daß er nun zur Aktien gehe. Und die Aktien lag da weithin unter der alternden Sonne, dröhnte um ſich her und zitterte vor Kraft und Gewalt.

An der Aktien waren allenthalben Tafeln ausgehängt, damit ſich einer an dem rieſigen Leib orientieren konnte. A. Hermans ging einer Tafel nach, und kam an den Kopf der Aktien, wohin er begehrte. Denn er wollte der Aktien etwas mitteilen.

Im Kopf der Aktien ſaßen etwa ein Dutzend Rechner, die ausrechneten, wieviel die Aktien fraß und ausſpie, und was das wert ſei. Andere ſchrieben Briefe ins Land hinaus, man ſolle der Aktien mehr Kohlen ſchicken, ſonſt dürfe man ſie überhaupt nicht mehr bedienen; oder man wolle nicht mehr ſo viel für den Eiſenſtein, den die Aktien verſchlang, bezahlen, indem es im Zeitlauf begründet liege; oder man möge Geduld

haben, die Aktien werde das Gewünſchte ganz beſtimmt in vierzehn Tagen ausſpeien. Manche Briefe gingen ſogar über das Meer, ſo weit war die Aktien bekannt. Weiterhin war noch eine Tür in das kleine Gehirn der Aktien; aber A. Hermans durfte dort nicht hinein, das ſtand ſchon angeſchrieben. Dort beſann ſich die Aktien mit drei Direktoren, was ſie tun müſſe, um noch größer zu werden. Aber davon hatte A. Hermans keine Ahnung, ſondern er ſtand einfach am Geländer, das ihn von den Schreib- und Rechentiſchen trennte, und wartete, bis er gefragt wurde; das war ſein Recht. Und als man ihn anſprach, verlautete er, er wolle in der Aktien als Techniker eingeſtellt werden; ob nicht ein Platz ſei für ihn irgendwo. Er ſagte das ganz ruhig und gleichmütig, und ohne eine Spur von Bangigkeit vor der Aktien. Er dachte nur, er ſei jetzt neugierig, was man auf ſeine Frage antworten werde, und es würde für ihn gut ſein, wenn man ihn einſtellte. Dabei legte er unbewußt ſeine ſchwere, ſchwarzrote Greiffauſt aufs Geländer. Und mit einem ſeiner mächtigen Füße ſtand er auf ſeiner Mütze; ſie war ihm entfallen, und er hatte ſich gleich mit dem Fuß darauf geſtellt, als ob ein Sturm wehte im Kontor und ſie ihm forttragen könnte.

Als man vernommen hatte, was A. Hermans wollte, drückte jemand mit dem Finger an die Wand, wo ein Nerv der Aktien durchging; worauf ſofort ein Japaner mit einer gelben Mütze hereintrat und zur Verfügung ſtand. Hier habe ſich jemand gemeldet, wurde ihm geſagt, und man ſolle ihn an die Eſcherſche ſtellen. Die Eſcherſche, das war das Herz der Aktien, und

A. Hermans hatte ſchon davon gehört. Der Rede nach war es ein wilderes und brutaleres Herz, als irgendeins in irgend einer Bruſt ſchlug. Und dazu ſollte nun A. Hermans geſtellt werden.

Der Japaner ſagte höflich zum Rechner: „Sehr wohl!“ und lüftete die Mütze. Und zu A. Hermans ſagte er: „Kommt!“ Er machte ihm die Türe auf und wartete dort, daß er käme und vor ihm hinausmarſchierte.

A. Hermans überlegte. Wenn er mitging zur Eſcherſchen, ſo mußte auch ſeine Mütze mit, auf der er ſtand; das war klar. Ohne die Mütze konnte er nicht gehen, ſonſt riefen ihn die Herren zurück und ſagten: „Ihr habt Eure Mütze verloren, Mann!“ Er ließ einen ſeiner wägenden Blicke über die Rechner gleiten: Jawohl, ſo ſahen ſie aus; ſie würden es mit der größten Wahrſcheinlichkeit tun.

Der Japaner an der Türe räuſperte ſich: Hm! A. Hermans ſah ihn an. Der hatte ſich geräuſpert! Aber dann fiel es ihm zwielichtig wie eine Leiter vor den Augen herunter, daß er blinzeln mußte: Der Japaner wartete ja auf ihn! A. Hermans bückte ſich haſtig nach ſeiner Mütze. Er ſchlug ſich dabei den Kopf auf das Geländer auf, daß ihm das rote Feuer hinter der Stirn ausbrach. Und er wußte nicht —, es mußte doch ein Sturm gehen in der Aktien, oder auch nur ein Getöſe davon. Benommen, mit einer verlegenen Gedankenloſigkeit im Kopf, ſchritt er hinter dem Japaner und ſeiner gelben Mütze her durch die hallenden Hohlräume der Aktien. Er ſchwang heftig ſeine Fäuſte, denn eigentlich war er zornig, das heißt, mit ſeiner

herzlichen Meinung. Es verhielt ſich nämlich folgendermaßen bei A. Hermans: ſeine geiſtigen Meinungen, die ſpielten ſich ganz allein und ausſchließlich in ſeinem Kopf ab, aber die herzlichen Meinungen, als wie Freude, Zorn, Mut, Verliebtheit, die fuhren ihm aus ihrem Herd geradewegs die langen Arme hinunter in die Fäuſte, ohne daß der Kopf groß darum begrüßt oder damit bemüht wurde; die Fäuſte waren das Organ ſeines Lebensgefühls, ſein kleines Gehirn, ſeine Individualität.

A. Hermans ſchritt mit ſeinem Führer mitten durch den donnernden Blutlauf der Aktien. Es bewegten ſich noch viele andere Menſchen darin; aber die kamen nicht erſt, die waren ſchon da. Sie waren immer da. Sie ruderten und ſchlugen mit Armen und Beinen um ſich, daß das Blut der Aktien in Zirkulation blieb. Das war ihr Beruf und ihre Anſtellung. Manche mußten ſich auch ſehr wehren und ſtemmen, daß der Sturm ſie nicht wegfegte. Wenn ein neuer Sturz vom Herzen anklirrte, ſo ſchrien ſie und winkten einander zu und wurden ungeheuer lebendig. Und dann ſprangen ſie nach allen Seiten auseinander und ließen es eiſern daherraſſeln. Wer nicht rechtzeitig wegkam, dem ſchlug es die Glieder entzwei; dabei war nichts zu machen; man mußte eben aufpaſſen.

Aber auf einmal ſtand die Eſcherſche da. Eine Mauer ſprang auseinander, und da ſtand ſie rieſengroß und zum Himmel brüllend, eine aufrechte Gotteslästerung. Sie war ein Waſſerfall von Eiſen und Stahl, ein metallener Wirbelſturm, ein Orkan von Blitzen und Schlaglichtern, eine glänzende, prächtige,

unvernünftige Herrlichkeit, ein Großfeuer der raſenden neunmal konzentrierten Tatenwut des Lebensgeiſtes. Das war die Eſcherſche. Sie hieß ſo, weil die Firma Eſcher ſie erdacht und gebaut hatte.

A. Hermans ſtand vor der Eſcherſchen und maß ſie von oben bis unten mit einem wägenden Blick. Sie war zwanzigmal ſo groß als er. Die alternde Sonne beſchien durch ein aufrechtes Fenſterfeld hinter ihm die unverhüllte brutale Anatomie ihres Leibes. Der Japaner mit der gelben Mütze war abgegangen; ein rundbärtiger Blaukittel ließ die Eſcherſche vor ihm tanzen, daß er ſie kernen lernte. Er ſchlug einen Hebel herum; da ziſchte die Eſcherſche und warf die Arme hoch. Er riß eine Stange heraus; da fuhr im Gewitter der doppelte Felsſturz ihrer Rieſenfäuſte aus der Höhe herab, und der Boden zitterte. Das war das Einfachſte; ſie tat mehr. Ein Druck, und ſie raſſelte auf und ſchleuderte baumſchwere Eiſenſchäfte aus, dahin und dorthin, nach Süden, nach Nordweſten, nach Oſten. Zeus — Teufel auch, Zeus: wer war doch Zeus? Ein Gott, richtig. Eine Kaulquappe von einem Gott! Er tat mit Zahnſtochern groß. Er ſchlug mit Streichhölzern um ſich und erwarb Ruhm. Man machte Gedichte auf ihn. Laß ihn doch, dieſen Zeus, dieſen betrunkenen Bürſtenbinder! Was gilt's: ein Wink, und die Eſcherſche führt eine tadelloſe Verbeugung aus vor Zeus, oder vor Jehova, oder vor jedem Gott, den ihr wollt. Sie macht zwei, drei Referenzen in ihren Hüftſcharnieren, ſie knarrt einmal mit ihrer verfluchten Gurgel, und alle erbleichen. Und daß ſie ſich nicht müßig aufrichtet, packt ſie euch

zum Spaß das Hügelgewicht einer modernen Schnellzuglokomotive vom Boden auf und präſentiert ſie euch, ſolange ihr wettet! Ihr könnt ein Schiff kommen laſſen und damit darunterfahren; ſie ſtellt ſie euch hübſch ſachte auf dies Gleis oder auf jenes Gleis, das ihr auf Deck bereit gelegt habt.

Als A. Hermans alles geſehen hatte, ſagte er, es ſei gut, und bediente von Stund an die Eſcherſche. Er ſtand von morgens Sechs bis abends Sechs auf ſeinen breiten Füßen neben ihr und hantierte mit ihren Hebeln an ihrem Leib. Er ließ ſie über ihm kreiſchen oder brüllen, wie es kam, und war vollſtändig ruhig dabei. Ab und an ließ er einen wägenden Blick an ihr hinauf und hinunter gleiten, und wandte ſich dann mit Bedacht wieder zu ſeinem Hebelwerk. Die Eſcherſche warf die Arme hoch und ſchlug die Fäuſte nieder. Sie ſchleuderte Eiſenſchäfte hierhin und dorthin. Sie rückte mit der Schulter und drehte ſich um ſich ſelber. Sie bückte ſich und reckte ſich. Sie ſchmiedete die Platten und hob die Laſten, die man ihr vorlegte. Und A. Hermans ſah alles, was ſie tat.

Als A. Hermans vier Wochen mit der Eſcherſchen gearbeitet hatte, kannte er ſie ganz genau, denn ſie war tadellos konſtruiert und hatte keine Launen. Er beſaß ein getreues Bild in ſeinem Gedächtnis von jeder Bewegung, die ſie machte, und wenn ſie ihre Haltung wechſeln ſollte, ſo ſagte er in Gedanken zu ihr: Wenns beliebt! denn er hatte Reſpekt vor ihr. Wenn ſie kreiſchte, ſo hörte er aufmerkſam hin, daß es der rechte Ton war; denn es blieb ſich nicht gleich, kreiſchen und kreiſchen; ſondern nachdem ſie angerufen

wurde, nachdem antwortete ſie. Brüllte ſie auf, ſo war das großartig, beides, anzuhören und anzuſehen. Dann biß A. Hermans die Zähne feſter aufeinander und zog die Augenbrauen zuſammen; tat er das letztere, ſo bedeutete es, er ſchloß ſein Viſier. Wenn ſie ſich aber vorbeugte und mit ihrer verfluchten Gurgel knarrte, ſo gingen ihm zwei Nadeln durch die Nieren, und es fuhr ihm in die Fäuſte, daß er ſie zehnmal ſo groß ſpürte, als ſie waren. Dann haßte er die Eſcherſche; und er würde ſie gefürchtet haben, wenn das Fürchten in ſeiner großfäuſtigen Art gelegen hätte.

Aber eines hohen Mittags, als das blaßgelbliche Vollicht der Sonne wieder durch das aufrechte Scheibenfeld auf den Rieſenleib der Eſcherſchen fiel, merkte A. Hermans, daß die Eſcherſche über ihm auf einmal anfing zu lachen. Zu lachen mit Gebrüll: huaj, huaj, huaj! Wie ein Indianer aus dem Lederſtrumpf, oder wie ein Negerkönig. Sie lachte zwei, drei Stöße mitten aus ihrem Kreiſchen heraus, und arbeitete dann in ihrem bekannten Stil weiter, als ob nichts geſchehen ſei. Das war nun ſonderbar. Es war eigentlich gegen den Vertrag. Sie hatten zwar keinen miteinander, aber es war doch dagegen. Direkt dagegen ſogar. Sollten ſie nicht ernſthaft und präziſe arbeiten miteinander? Und nun warf ſie den blaublanken Eiſenkopf ins Genick und begann ein Gelächter durch die Aktien: huaj, huaj, huaj! Das konnte doch nicht gut ſein! Das konnte ganz entſchieden nicht gut ſein! Denn wie konnte das gut ſein? Sie kreiſchte. Mochte ſie kreiſchen! Sie brüllte. Sehr wohl, es war großartig, wenn ſie brüllte; ſie durfte herzhaft noch einmal

ſo laut brüllen; das tat wohl in der Bruſt. Sie knarrte auch mit der Gurgel. Das war übrigens ihre Sache. Sie hatte es von Anfang an gemacht, ſo war nichts Beſonderes dabei, man mußte es geſtatten. Sie mochte kreiſchen, brüllen oder mit der Gurgel knarren, ſo paßte es zu ihr, und man kannte ſie daran. Aber ſie ſollte nicht lachen. Sie ſollte ganz beſtimmt nicht lachen! Es war zum Teufelholen, wenn ſie lachte. Huaj, huaj, huaj — wer bekam dabei nicht kalte Fäuſte!

Er war nur ſonderbar, daß es außer ihm niemand aufgefallen war. Wenigſtens nicht einer ſah von ſeinem Eiſen auf. Warum kam keiner hergelaufen: hollah, wie war das? Die Eſcherſche lachte doch! Das mußte dröhnen bis ins Keſſelhaus hinein! Wenn er ſichs recht überlegte, ſo mußte mans auch im Kontor hören. Sie ſollten doch Einen herſchicken und fragen laſſen, was das ſei mit der Eſcherſchen? Zwar, er konnte nichts dafür; ſie hatte es ganz allein angefangen ohne irgendeinen Grund. Denn ſie war geſchmiert, wie es ſich gehörte; da brauchte er nicht erſt nachzuſehen. Der Ingenieur, wenn er darüber nachdachte, der konnte vielleicht erklären, warum und wieſo. Man ſollte ſagen, die Eſcherſche. Möglicherweiſe hatte es ſie einfach gekitzelt irgendwo. Warum ſollte es ſie nicht kitzeln? Und wenn einer gekitzelt wird, ſo muß er eben lachen. Weshalb ſollte ſie da nicht auch lachen? Sie war ja ſelbſtändig. Sie war doch die Eſcherſche.

Es war aber nicht an dem, ſondern die Eſcherſche lachte ein zweites Mal. Sie lachte auch zum drittenmal. Sie blieb überhaupt dabei und lachte weiter. Sie lachte dieſen Nachmittag durch bis zum Feier-

abend: huaj, huaj, huaj! Mit dem blaublanken Eiſenkopf im Genick ſtand ſie turmhoch neben A. Hermans und lachte. Und A. Hermans konnte nichts dagegen tun. Die alternde Sonne ſpiegelte ſich mit breitflüſſigen Tinten auf ihren Wangenplatten und auf ihrer Bruſt. Und die Eſcherſche warf die Fäuſte auf und nieder und lachte. Sie ſchleuderte Eiſenſchäfte um ſich und kreiſchte vor Lachen. Sie beugte ſich zu A. Hermans nieder und knarrte ihm mit ihrer verfluchten Gurgel in die Ohren; und hinterher raſſelte ein Gelächter: ſie lachte auch durch die Gurgel.

Am Abend des dritten Tages fand A. Hermans, ſeine Füße ſeien zu klein für ſeine Größe; es ſei nicht möglich, daß ein Menſch auf ſolchen Unterlagen einen rechten Stand haben könne. Und was ſeine Fäuſte anlangte, die waren zu ſchwer; es war nirgends kein rechtes Maß an ihm; außerdem waren ſie unter der Haut kalt wie im Eisſchrank. Es war überhaupt nicht übermäßig gut beſtellt um ihn. Nein, es konnte niemand behaupten, daß es gut beſtellt ſei um ihn; ſondern es war ſchlecht beſtellt, und er wurde gefoppt.

Zwar ſo dumm war A. Hermans nicht, daß er meinte, die Eſcherſche lache über ihn. Er hatte vielmehr die zutreffende Gefühlsrichtung, daß es im ganzen zu nehmen ſei. Es war etwas, das über ihm überhaupt exiſtierte, und das überhaupt tat, brüllte, kreiſchte, knarrte, ſchlug, warf, hob. Und jetzt alſo lachte. Und morgen vielleicht kicherte. Seine Seele war fähig, mit allem, was da war, in Fühlung zu ſein; aber es durfte ihm nicht mit Faſtnachten kommen; darin verſtand er keinen Spaß. Und er hatte recht damit; denn

wie es nun einmal mit ſeiner Erkenntnisfähigkeit beſtellt war, vermochte er nicht zu ſagen: Dies iſt das eine, etwa das Prinzip der Notwendigkeit, und jenes, das ſich dort regt, erkenne ich als das Zufällige: ſondern er war wie das Kind darauf angewieſen, daß dies das ernſthafte Etwas war, und jenes das freundliche. So ſtand ſeine Empfindung dazu, und daran kannte er es. Sein großer Ernſt wollte es ſo: wie ein Begriff nach vier Wochen Tatſachenbeleuchtung ſich entwickelt hatte, ſo war er ein Gegebenes, mit dem ſich das weitere Geſchehen in Einklang bringen mußte. Und dann war noch ein Drittes: er unterſchied nicht zwiſchen dem, was von außen als Wirkliches zu ihm kam, und dem, was ſeine unterirdiſche Phantaſie dazu gab; er war ein heimlicher Phantaſt, und da lag die ſchwache Spitze ſeiner Perſönlichkeit. Die Eſcherſche war ſein Gefühl, und ſein Gefühl von der Eſcherſchen war ſie ſelber. Und der übermächtige Eindruck, mit dem ſie ſeine langſame Seele belaſtete, wirkte auf ſeine innere Verfaſſung wie ein Probierzug auf eine ſchlechte Eiſenbrücke.

Alſo die Eſcherſche lachte. Sie drehte ſich um ſich ſelber, warf den Eiſenkopf ins Genick und lachte. Sie kicherte auch ſchon; A. Hermans hatte ganz richtig kalkuliert. Die Eſcherſche war verrückt geworden. Der große Baal war verrückt geworden. Der eiſerne Gott — man weiß doch, der neue, brüllende Gotterlöſer, bei dem A. Hermans Prieſter war: der war übergeſchnappt. Alle Götter ſchnappten ja über. Der prächtige Nebukadnezar hatte Gras gefreſſen wie ein Hammel. Wer wußte, was die Eſcherſche noch alles

angeben würde? Dagon hatte ſich ſelber vom Piedeſtal geſtürzt. Und mit Lachen fing es gewöhnlich an. Stellen Sie A. Hermans gefälligſt den ernſthaften Gerichtshof vor, der den Angeklagten Zeus und Mars die Zurechnungsfähigkeit beſcheinigen würde. Aſtaroth und Moloch waren zwei impotente Wüſtlinge. Zeus war nicht impotent, nein. Und der jüdiſche Opernregiſſeur Jehova, was? Der wußte nach viertauſendjähriger Praxis ſo trefflich Beſcheid mit der Welt, daß er einer intriganten Bande zu Gefallen ſeinen hübſchen Sohn ſchlachtete. Wie? Nein, ganz und gar nicht. Das macht nicht den kleinſten Unterſchied. Ob man einen Gott mit dem Kopf allein fabriziert oder mit Kopf und Händen, bleibt ſich für die Heilslehre völlig gleich. Im Gegenteil: hat irgend jemand den Vulkan ſchmieden ſehen? Nein? Die Eſcherſche ſchmiedet Ihnen vor Ihren Augen ſo viel Eiſenplatten und Schwellen, als Sie wollen. Sie iſt alſo ganz entſchieden ein beſſerer Gott als Vulkan. Leider iſt ſie verrückt geworden. Jawohl, ſie lacht und kichert. Es iſt ſchade für ſie; aber es ſchickt ſich einmal nicht für einen Gott. A. Hermans iſt ihr Prieſter, müſſen Sie wiſſen. Sehr verbunden. Gar keine Urſache. Das heißt, es iſt gegenſeitig. Sehen Sie, er drückt hier am Hebel, und ſie kratzt ſich an der Naſe, hihihi. Komiſch, nicht? Sie wundern ſich über ſeine Redeweiſe, meine Herren? Aber ziehen Sie gütigſt in Betracht, daß die Kirchengeſchichte von jeher ſeine beſondere Seite war. Er ſtammt väterlicherſeits von drei Pfarrherren ab, wenn Sie nichts dagegen haben. Aber die Eiſentechnik hat ihn ſtärker angezogen als die Heiligungs-

technik. Nein, danke, das geht nicht. A. Hermans kann hier nicht weg. Sie vergeſſen nämlich, daß er Prieſter iſt. Mit Penſionsberechtigung, ganz richtig. Aber nehmen Sie die Helme ab, bitte; Sie ſtehen vor Ihrem Gott; Sie ſcheinen das ab und zu zu überſehen. Leider iſt er verrückt geworden — hat A. Hermans es Ihnen ſchon geſagt? Aber Sie können ihn immerhin anbeten; er wird es Ihnen wohl vermerken. Paſſen Sie auf, er iſt ſehr höflich, er wird ſich gleich vor Ihnen verbeugen. Sehen Sie: was hat Ihnen A. Hermans geſagt? Sie werden das zu ſchätzen wiſſen; Götter ſind gewöhnlich grob. Apropos, lieber Herr Zebaoth, du mußt nun deinen Prieſter auf ein Stündchen entſchuldigen; die Herren, die du hier zu deinen unübertrefflichen Füßen ſiehſt, wollen ihm etwas zeigen. Grüßen Sie, meine Herren; legen Sie die Hand an den Helm. Wahrſcheinlich iſt es auch für dich von Wert, hochverehrter Baal, vielleicht ſogar von ausſchlaggebender Bedeutung. Mein Gott, wie leicht wird manchmal etwas von ausſchlaggebender Bedeutung, nicht! A. Hermans muß es natürlich zuerſt prüfen. Er wird dir dann Beſcheid ſagen. — —

Nein, er war nicht zu bemitleiden; die Sache lag ganz und gar bei ihm. Im Anfang iſt der Wille. Was das Ding will, das wird das Ding ſein. Warum hatte er nicht heftiger gewollt! Übrigens war es wirklich nicht ſchlimm. Es war nur, daß wieder eine alte Seele vor einem neuen Geiſt in ihre Nacht zurückſank.

Der Altgeſelle

Die Verhältniſſe lagen ſo, daß meine Wanderſchaft mich nach Straßburg geführt hatte und ich dort bei einem alten honetten Meiſter in Arbeit ſtand. Wir waren unſer fünf, der Altgeſelle, drei zünftige eingearbeitete Schuhknechte und ich. Unſere Werkſtatt ſah auf einen gepflaſterten Hofraum, der rings von Wohnhäuſern umgeben und von Lauben überbaut war. Mitten auf dem Platz brannte abends eine Laterne, zu welcher alle Anwohner abwechſelnd das Öl liefern mußten. Unten im Vorderhaus pfiffen die Ofenbauergeſellen, im Hinterhaus gegenüber ſchnurrten Nähmaſchinen und plauderten die drei Schneiderinnen-Schweſtern; hier erklang die verſchmitzte Melodie der Schuhmacherhämmer, und den Schuſtern gegenüber im erſten Stock ſang eine welſche Töchterſchule ihre franzöſiſchen Lieder, die bei mir um ſo mehr Wünſche und Gefühle erweckten, als ich außer la main und le chien kein Wort franzöſiſch verſtand. Abends ſchauten alle Fenſter mit hellen freundlichen Augen auf die brennende Laterne hinab, und während ihr der Schnee ums erleuchtete Haupt tanzte, ſaß man in den vier Häuſern warm und kurzweilig beiſammen.

Donnerstag und Freitag war Weihnachten geweſen, morgen hatten wir Sonntag, den nächſten Mittwoch Silveſter und dann Neujahr. Es verlohnte ſich nicht mehr recht mit der Aufregung; wohin man ſich wandte, ſtieß man mit dem Kopf an einen Feiertag. Die Arbeit lief wie ein Bär am Seil durch den nach-

feſtlichen Tag, und unſer Fleiß war von einer gutmütigen, nachgiebigen Art. Bloß Berger, der Altgeſelle, ein bärtiger, ſchweigſamer Menſch, wirkte unentwegt ſeinen ſubtilen Stil weiter, und es war ihm von der Weihnachtsmüdigkeit, die alle Welt in Wohlgefallen gefeſſelt hielt, auch nicht die Spur anzumerken. Er hatte am Beſcherungsabend von der Meiſterin gleich uns eine neue blaue Schürze geſchenkt bekommen, aber noch ein halbes Dutzend Taſchentücher und zwei weiße Hemden dazu, und eigentlich hätte ihm dieſer Vorzug nun bei den Ellenbogen ſichtbar herauswachſen ſollen. Statt deſſen baute er ganz vernünftig an einem Pariſer Damenabſatz und brummte zu einem welſchen Lied der Töchterſchule einen guten deutſchen Text:

Wer Roſen will abbrechen,
Der ſcheu' die Dornen nicht;
Wenn ſie auch heftig ſtechen,
So genießt man doch den Duft.

Das franzöſiſche Lied hatte fünf Strophen, und er ſummte unverdroſſen zum fünften Male dieſen einen Vers mit, wobei es ihn nicht im geringſten ſtörte, daß der Reim darin auf drei Beinen hinkte. Es war außerdem das einzige Lied, das von ihm verlautete, und es ging die Rede, daß es damit ſeine Bedeutung habe. Es ſollte vorzeiten einmal etwas gegeben haben zwiſchen ihm und der Tochter des Meiſters, die jetzt die Frau des benachbarten Ofenbauers war, aber gleich von Beginn ſo recht nichts daraus geworden ſein. Nur wenn der Alte dieſen Vers ſummte, ſo ver-

mutete man, daß er dann an ſeine Geſchichte dachte. Das mußte aber ſchon ein ziemliches Ende Zeit her ſein, denn die Frau Melitta zählte jetzt immerhin ihre fünf-, ſechsunddreißig Jahre, vielleicht noch mehr, und hatte ſelber eine ſechszehnjährige Tochter, die gleich der Mutter Melitta hieß, und mit deren Vorhandenſein ich von allem Anfang an ohne Beſinnen einverſtanden geweſen war. Als ich noch vollends von der heimlichen Sache erfahren und acht Tage lang ernſthaft und begeiſtert die ehemaligen Mithandelnden darauf angeſehen hatte, reſolvierte ich mich poſitiv und verliebte mich in die junge Melitta. Das blieb weiter niemand verborgen. Melitta ließ ſich's gefallen, ſonſt verbot mir's keiner, und ſo ſtanden die Dinge wie die Störche auf der Kirche, und jedermann befand ſich wohl dabei.

Das Lied war drüben verklungen und hüben verſummt. Die Schule ging zu Ende. Wir ſahen und hörten die Mädchen nacheinander die Treppe hinabhüpfen, über den Hof ſchreiten und mit Geplauder und Gehuſte wegen des Widerhalls in der Torfahrt durch dieſe auf die Straße hinaustreten.

Nachher gab es auch bei den Ofenbauern Feierabend; das war um ſieben Uhr. Dann rief die alte Mutter der drei Schneiderinnen dieſe zum Abendeſſen, und Berger, der Altgeſelle, erhob ſich langſam von ſeinem Sitz.

„Ich denke, wir legen unſere Kindlein auch ſchlafen, Geſellen," ſagte er dazu. „Häuſer reißen wir heute keine mehr ein, und fertig ſein muß ohnehin nichts."

Da räumten auch wir unſer Werkzeug zuſammen und griffen nach Kehrbeſen, Waſſereimer und Wurzelbürſte, um die Werkſtatt wieder inſtand zu ſtellen. Unter unſerem Fegen und Bürſten kam der Meiſter mit dem Ofenbauer herein, und der Ofenbauer ſagte, wir ſollten die Dielen nicht völlig wegſcheuern, ſonſt müſſe er unſerem Meiſter eine Rechnung aufſetzen, denn er war der Hausherr. Darauf gingen ſie beide mit dem Altgeſellen davon. Zugleich begannen vom benachbarten Dom die Sonnabendglocken durch unſere offenen Fenſter herein zu läuten, und alsbald hatte die Feſtſtimmung wieder die Oberhand in unſeren Gemütern.

Als wir aber miteinander durch den Hof ſchritten, ging an der Ofenbauerswohnung ein Fenſter auf, und die braunhaarige Frau Melitta rief mich an: „Gottliebchen!“ Und ob ich heute abend mein evangeliſches Vereinchen wieder beſuchen gehe? Das war nun der Fall, und ich bejahte die Frage. Da ſagte ſie, ich ſolle doch auch ſo gut ſein und ihre Melitta aus dem Geſangverein abholen und nach Hauſe begleiten; ich hätte faſt denſelben Weg, und der Vater ſei heute nicht zu haben.

„Oho, Gottliebchen!“ neckten auf der Straße die Geſellen. „Sie macht deinen Kahn flott, Gottliebchen. Morgen mußt du was zum beſten geben, Gottliebchen.“

Aber ich gab nichts heraus auf die Anſtiche. Nur daß ich mich freute und einen roten Kopf hatte. Im übrigen machte ich mich auf dem kürzeſten Weg nach Hauſe, wo ich ſogleich meine Sonntagskluft anzog und auch einen friſchen Kragen umknöpfte; auf dem Weg

nach dem Vereinslokal kaufte ich mir noch ein Paar Papiermanſchetten, die ich ohne Knöpfe in die Rockärmel ſchob.

Es begab ſich ſodann, daß Melitta auf dem ganzen Weg mit mir plauderte. Sie fragte mich nach meinen Eltern und Geſchwiſtern, nach meiner Heimat und nach meinen Abſichten für die Zukunft. Und ſie verriet mir, daß ihre Mutter geſagt habe, ich ſei das zierlichſte Schuſtergeſellchen, was noch je beim Großvater eingeſtanden ſei.

Da erwiderte ich mit Begeiſterung: und ſie ſei das liebſte Mamſellchen, das überhaupt vorkommen könne.

Dann war es am Sonntag vormittag, daß der Schnee rieſelte und die Glocken darein läuteten. Berger, deſſen Zimmergeſelle ich war, hatte bereits die Stube warm geheizt, und wir ſaßen friedlich und ſtill beſonnen beiſammen am Tiſch, jeder mit ſeiner eigenen Beſchäftigung. Ich hatte meine Werktagshoſe unter der Nadel, um einen Flicken in die Sitzverſchwiegenheit einzufügen; die Arbeit hatte einen guten Fortgang, und ich konnte hoffen, bis zum Mittageſſen damit zuſtande zu kommen.

Was aber dies Mittageſſen anging, ſo war Berger eben dabei, es für uns zuzurichten. Er hatte die Brille auf der Naſe und eine weiß und blau geſtreifte Weiberſchürze vorgebunden, und vor ihm auf dem Zuſchneidebrett lag ein Stück Kalbsbruſt, aufgeſchlitzt und mit Pflöckchen ausgeſperrt. Nun brachte er in der Höhle die ſchmackhafte Füllung unter und nahm die Packnadel zur Hand, um die köſtliche Wunde mit Schuſter-

garn zuzunähen. Neben dem Brett auf dem Tiſch ſaß der zahme Star und tat ſich an den Fleiſchabfällen gütlich. Und im Weihnachtsbäumchen, das auf der Tiſchecke ſtand, flatterte ein Kanarienpärchen von Zweig zu Zweig und pickte an den aufgehängten Süßigkeiten. Dabei war es ganz ſtill in unſerer Stube, akkurat wie in der Kirche, wenn gerade die Orgel verklungen iſt. Und ſo wie dann der Pfarrherr aus der Sakriſtei tritt und auf die Kanzel ſteigt, entließ auch mein Herz ein gefühlvolles Vikarchen, das drinnen ſchon eine Weile gewartet hatte, um nun alsbald auf der Seufzertreppe an den hellen Tag heraufzuſteigen und ſich ſchüchtern folgendermaßen vernehmen zu laſſen:

„Ich wollte, ich würde über Nacht fünf Jahre älter und Melitta zwei. Ich glaube, dann geſchähe etwas."

Bergers Augen ſahen mich gewiſſermaßen im Bogen über die Brille hinweg an.

„Haſt du darum ſo ſchön geſungen heute nacht?"

Ich wurde rot.

„Geſungen hätte ich?" fragte ich und brach die Nadel ab. „Was denn für ein Lied?"

Berger ſah bekümmert nach dem Nadelkiſſen, wo nur noch eine einzige letzte kalte Mamſell ſteckte; viere hatte ich heute ſchon umgebracht.

„Vom Abbrechen hat's allerdings gehandelt," erwiderte er bedächtig. „Aber nicht von Nadeln. Und dazwiſchen ſagteſt du immer: ‚Und Sie ſind das liebſte Mamſellchen. Bloß noch zu jung ſind Sie! Bloß noch zu jung ſind Sie!' Und wie ich dir die Hand auf den Mund legte, denn du verführteſt einen erheblichen

Lärm, da machteſt du ſpitze Lippen dagegen, und es tönte unter meiner Hand wie ſommernachts auf den Bänken in der Orangerie. Weißt du wie?"

Ich wurde ſehr verlegen, denn ich hatte von dieſem Kuß etwas anderes geträumt, und es trat mir ſchmerzlich der Unterſchied nahe zwiſchen einem Mädchenmund und einer ſchwarzen Schuſterhand. Im übrigen ſchwieg ich und tat ſehr in Anſpruch genommen von dem Einfädeln der neuen Nadel. Und ſo blieb es wieder eine gute Stunde lang ſtill zwiſchen uns. Der Star jagte die Kanarienvögel in der Stube herum. Berger briet und wendete an unſerer Kalbsbruſt und rührte die Kartoffeln, und ich nähte an meiner Hoſe weiter und paßte hölliſch auf die Nadel auf. Endlich räuſperte ſich Berger.

„Gottliebchen," ſagte er, „wenn dir's recht iſt, ſo bleiben wir heute bei dem Schnee zu Hauſe. Ich mache einen guten Kaffee; dazu eſſen wir Kuchen, und vielleicht erzähle ich dir etwas. Magſt du?"

Der Star ſaß vor ſeiner Haustür und verdaute verdrießlich ſein allzu reichliches Mittagsmahl. Das Kanarienpärchen hüpfte auf dem Tiſch herum und pickte unſere Broſamen auf. Und wir tranken Kaffee und aßen Kuchen.

„Wie das ſchneit!" ſagte Berger.

„Es will nimmer aufhören," erwiderte ich.

Er nickte.

„So war's vor ſiebzehn Jahren, wie ich von Frankfurt hierher kam. Der Meiſter hatte durch die Zeitung einen ganz tüchtigen Geſellen geſucht auf feines

Damenzeug, und da kommt's einem gut, Gottliebchen, wenn man ſich nur hinzuſtellen braucht und zu ſagen: ich bin's und kann's."

Er ſah mich bedeutſam an, und ich ſchaute in meine Kaffeetaſſe, denn ich wußte wohl, wo meine Jacke blöd war. Nach einem kurzen Schweigen hob er dann wieder an.

Es iſt mir wahrhaftig, als ſei es erſt vorige Woche geweſen. Ich hatte kaum die Hand am Glockengriff, da ſprang ſchon die Tür auf und flitzte mir ein Mädel entgegen, wie die Wachtel aus der Uhr. Die Melitta nämlich. Sie war augenpralls auf dem Fuß, auszugehen; in einer geſtickten Taſche, die an ihrer Seite hing, klirrten Schlittſchuhe; aber jetzt hatte ſie es viel wichtiger, hinter meine Geheimniſſe zu kommen, als aufs Eis. Wer ich ſei und was ich wolle, fragte ſie, und machte ein Geſicht dazu, als wenn die ganze Gnade von ihr abhinge; und mit den Augen maß ſie mich noch dreimal auf Höhe, Breite und Wohlgefallen, bevor ſie mich vor den Alten brachte. Der war dann gerade das Gegenſtück von der Jungen, wie es ſich übrigens für einen alten Krauter ſchickt. Aber ſie gefielen mir alle beide, und es war zwiſchen uns dreien ſofort ausgemacht, daß wir uns miteinander einlaſſen wollten.

Das heißt geſchäftlich. Aber es kommt oft anders, als man denkt. Ich war damals noch nicht der alte Knaſterbart, der ich jetzt bin; und den Mädchen war ich auch noch nie zuwider geweſen. Ich ſtellte überall meinen Mann, hatte Freude am Leben und Luſt zu allen Menſchen, ſofern ſie gerade und ehrlich aus den

Augen ſahen. Außerdem ſtand mir ein rechtes Stück Geld im Rücken, und ich hätte mich ſchon lange irgendwo angeſetzt, wenn es ſich gemacht hätte. Aber nun zettelte ſich mit dem Mädchen wirklich ſo langſam etwas an.

Melitta hatte gleich große Augen drein gemacht, als ſie hörte, daß ich in Paris und London gearbeitet habe. Wie ich nun am zweiten Sonntag den Lohn mit dem Alten feſt machte, ſtand ſie auch wieder auf ihren kleinen Füßen dabei und paßte auf. Schließlich ſagte der Meiſter, Pariſer Löhne könne er eben nicht zahlen, dafür ſei aber das Pflaſter hier auch billiger und ſicherer. Ich antwortete: Jawohl, es habe alles ſeine zwei Seiten. Da ſah ſie mich an und ſpitzte das Mäulchen; und dann fragte ſie mich, wie mir die Pariſer Mädchen eigentlich gefallen hätten, und ob die ſchöner und klüger ſeien als die Straßburger. Und wie ich ſagte, ich müſſe die Straßburgerinnen doch erſt einmal recht kennen lernen, zündete ſie mir in die Augen, daß ich's hinten im Genick ſpürte, und meinte, ich ſolle nur ſie anſehen, da hätte ich eine echte vor mir.

Als ſie dann noch eine Woche in ihres Vaters Kalender mit Tinte und Lineal ausgeſtrichen hatte, war es langſam Zeit, daß ſie ſich einen Begriff zu machen anfing von meinen Herumfahrten, und wenn ſo ein echtes Straßburger Mädchen was erfahren will, nun ſo dann fragt ſie einen Menſchen eben. Das tun übrigens die Mädchen allerorten, und der Unterſchied zwiſchen einer echten Straßburgerin und einer echten Pariſerin liegt nur im Waſſer, mit dem ſie kochen, indem die Ill in den Rhein fließt, und die Seine ins

Meer. Ich erzählte denn nun dem Mädchen, wie ich's da gut und dort ſchlecht getroffen, an einem Ort Krieg und am anderen auch keinen rechten Frieden gefunden habe, und wie ich hier gerne und dort ungern weiter gegangen ſei. Manches verſtand ſie auf den Wink, anderes wollte ſie nicht gleich begreifen, einzelnes glaubte ſie überhaupt nicht. Wie es denn die Weiber ſo halten: was ihnen paßt, das nehmen ſie an; was aber anders ausſieht, als ſie ſich einbilden, das laſſen ſie nicht gelten; und wenn man ſie leibhaftig davor ſtellt, ſo iſt's eben doch nicht richtig. Im ganzen zeigte ſie allerlei Witz und Phantaſie, und es war in ihren Augen immer gleich zweierlei, ob ich ihr von einem ſchäbigen Kauz erzählte oder von einem guten Kerl. Dabei war ſie wähleriſch, mitleidig, ſchnippiſch und ein bißchen verdreht; aber mit den Augen ſah ſie hübſch geradeaus. Viel Frömmigkeit habe ich ihr nicht angemerkt, außer wenn ich Gott verdächtig machte oder über die Pfarrer ſchimpfte, dann fuhr ſie mit ihrer Religion heraus, wie mit dem Meſſer aus dem Sack.

Wie das Ding ſoweit gediehen war, daß wir einander nach den Augen zu ſehen begannen, ſtellte ſich eines Tages zwiſchen uns heraus, daß Melitta abends Langeweile litt. Natürlich: die Nacht begann um fünf Uhr; bis ſieben Uhr ließ ſich ekelhaft viel ſticken und häkeln, und ſtatt daß der Vater endlich nach dem Nachteſſen etwas Neues aufbrachte, ſteckte er drüben bei den alten Ofenbauers oder ſtrich der Politik nach, und das Junge ſaß wieder mit der Alten allein. Die Alte kennſt du; vor zwanzig Jahren war ſie zwar

jünger, aber auch noch nicht kurzweiliger. Sie erzählte vier Geſchichten: wie der Großvater ſtarb, wie der Vater kam, was ſie bei ihrer Hochzeit anhatte, und wie's bei Melittens Taufe luſtig war mit dem alten Ofenbauer. Dieſe Geſchichten kannte Melitta auswendig, und was nachher kam, hatte ſie alles ſelber miterlebt. Geſchwiſter, mit denen man zanken konnte, waren nicht vorhanden, und da mochte denn der Henker ſo einen Abend holen. Als aber dieſe ſchofle Sache allſeitig betrachtet und lange genug beleuchtet war, fand es ſich, daß ich eines Abends vor den Alten trat, wie er gerade wieder im Begriff war, auszugehen, und ihn unter vier Augen verlangte. Melitta ſtand mit der Bürſte in der Hand hinter ihm und machte ein zweideutiges Geſicht dazu; und der Alte nahm ihr die Bürſte aus der Hand und hieß ſie in der Werkſtatt Maßbuch und Meßrahme holen.

Die Sache war die, daß ich gedacht hatte, ich ſei dem Mädel nicht eben zuwider, ſonſt hätte ſie mir nicht ſo mit dem Scheunentor gewinkt. Für Unterhaltung am Abend laſſe ſich aufkommen, nur müſſe alles mit guten Dingen zugehen. Das Mädchen gefiel mir im ganzen auch nicht ſchlecht; jedenfalls verſtand ſie die Haushaltung, und im übrigen war ſie nicht ſchlimmer als der große Durchſchnitt. Ich hatte mein gutes Sparkaſſenbuch mit nahebei viertauſend Mark, und da konnte die Katze geworfen werden, wie Gott wollte, ſo kam ſie doch immer auf die Füße zu ſtehen. Das ſagte ich dem Alten. Meinen Wandel kannte er ſoweit, und war er nun damit einverſtanden, daß ich hie und da am Abend etwas mit dem Mädchen angab, ſo

war es gut; wenn nicht, ſo war es auch gut. Zum bloßen Zeitvertreib frage ich nicht, ſagte ich noch, ſondern ich wolle das Mädel heiraten. Der Alte ſah denn auch wohl, daß das Ding mit Ehren beſtehen konnte, und war alles zufrieden. Nur nicht preſſieren ſolle ich. Das Mädel ſei noch jung und naſeweis. Ich ſolle mir nichts vergeben und ihr nichts durchgehen laſſen. Übrigens ſei ich ja nicht von geſtern, ich werde das Rechte ſchon treffen; und wo ſie einen feſten Willen verſpüre, habe ſie noch immer beigelegt. Was das mit dem Angeben betreffe, ſo habe ſie Spiele und Zeugs genug und werde mir zu raten aufgeben. Ich ſolle ihr nur auf die Finger ſehen; ſie mogle gerne und wolle es nachher nicht einmal wahr haben. Und damit Gott befohlen. Der Alte gab mir die Hand, und ſo war die Angelegenheit eingerichtet.

Wie dann das Maßbuch ſo gar nicht kommen wollte und der Alte brummte, er wolle doch einmal nachſehen gehen, fuhr ſofort die Tür auf, und Melitta kam herein ohne alles. Sie auskunftete, ſie könne die Sachen nicht finden, ſah keinen Menſchen an und ging ſeitwärts nach dem Tiſch, wo ſie ſich an der Lampe zu tun machte. „Schon möglich," ſtichelte der Alte; „hinter die Tür hab ich auch nichts gelegt." „Die Elſe war da," ſagte ſie aber ganz ruhig, „und hat gefragt, ob ich mit ihr darf heut abend." Der Meiſter ſah mich an, und ich wußte Beſcheid. Die Weiber haben ſo feine Ohren: wenn ſie wollen, hören ſie einen Kanonenſchlag nicht, und wenn er ihnen neben dem Kopf abgebrannt wird.

So waren wir denn nun ſo aufs Ungefähr und Geratewohl miteinander verlobt, und wir hatten jetzt zu ſehen, wie wir's hinüber und herüber einfädelten. Ich dachte, das beſte wird ſein, man macht nicht erſt einen langen Schmus um den Verdacht, ſondern geht ſeinen guten Weg gerade weiter und läßt die Sache den ihren gehen. Wir wünſchten und taten uns gute Tage an, ſprachen das ſchönſte voneinander, ſahen zu, daß wir niemand läſtig fielen, und wo ſich für eins eine Gelegenheit zeigte, dem anderen gefällig zu ſein, da ging man nicht weiter, bevor der Dank verdient war. Sie nahm ſich meiner Wäſche an, beſorgte auch für mich Montags das Geſchäft mit der Sparkaſſe, und ich revanchierte mich mit allerhand Blitzkram und Galanterie, wovon ich wußte, daß die Weiber ſcharf darauf ſind. Und abends trieb ich mit ihr Mühle, Dame, Stop, Halma, Belagerung, Eiſenbahn, Roulette, Tip-Top, Sechsundſechzig, Spinne, Schaf und Wolf, Kartenlegen, Schattenhaſchen und die anderen Grillen und Schnurrpfeifereien, die man ſo weiß und die die Weiber gern ſehen. Das ging auch ſechs Wochen tadellos wie im Varietee; dann fing ſie aber an zu gähnen, und eines Tages war ihr der Hund zu ſcheckig.

Das begab ſich an einem Abend friſch im Februar. Der Meiſter war in der Stadt. Die Mutter hatte ſich zeitig ins Bett gemacht. Wir ſaßen einander am Halma gegenüber, und ſie war am Ziehen. Sie beſann ſich lange und ärgerlich, denn ihre Chancen ſtanden flau auf dem Brett, und da war ſie immer ungnädig, heute aber ſehr. Und auf einmal brachte ſie ihren

geſpannten Finger hinter meinen Hauptmacher und gab ihm einen Naſenſtüber, daß er ſtehenden Fußes durch die ganze Schlacht flog und im Fliegen die Ordnung ſtraßenbreit hinter ſich zuſammenriß. Und wie ich ſie anſah, ſagte ſie, es ſei eine Schande mit einem ſo langweiligen und geiſtloſen Zeitvertreib. Überhaupt, der Vater habe geſagt, ſie mogle gern, aber ich mache ja auch, was ich wolle. Nun ſtimmte das: Melitta hatte bis jetzt noch nicht ein Mal gemogelt; aber gehorcht hatte ſie damals, das war jetzt ſicher. Und wie ich nur erſt mal mit der Hauptverwunderung fertig war, ſagte ich ihr meine Meinung, zunächſt ſo im allgemeinen über Launenhaftigkeit und dergleichen, und dann im beſonderen übers Horchen. Der Alte hatte geſagt, ich ſolle mir nichts vergeben und ihr nichts durchgehen laſſen, und daran wollte ich mich halten. Kam aber nicht hoch damit. Zwar ausreden ließ ſie mich, bis zum letzten Punkt; ich hätte noch viel mehr ſagen können, wenn ich gewollt hätte. Sie ſaß ganz ſtill wie auf der Lauer und ſah mir geſpannt und trotzig in die Augen, gegen das Ende hin auch ein bißchen giftig. Und als ich fertig war, ſagte ſie noch eine ganze Weile nichts. Sie ließ langſam mit den Augen von mir ab und blickte nachdenklich und zweideutig vor ſich nieder. Dann räumte ſie ohne Unruhe die Figuren auf dem Brett zuſammen und tat ſie in die Schachtel. Endlich räuſperte ſie ſich. Wie ich dazu käme, ſie um ihre üble Laune zu bepredigen; ob ich ſie denn auch gefragt habe, weshalb ſie ſchlecht aufgelegt ſei? Und was über ſie verhandelt werde, das gehe ſie direkt an und ſei ſie berechtigt zu wiſſen. Sie

habe aber nicht geglaubt, daß ich mich hier zwiſchen ſie und ihren Vater in die Familie eindrängen werde. Darüber müſſe ſie ſich wundern. Darüber müſſe ſie ſich ſehr wundern, wiederholte ſie noch und verzog den Mund dabei richtig wie eine Dame, wenn ihr ein armer dummer Teufel auf die Schleppe tritt. Zugleich ſtand ſie vom Tiſch auf in einer Art gefrorener Vornehmheit, die deutlich ſagte: Bitte, die Tafel iſt aufgehoben! und trat ans Fenſter.

Da ſaß ich nun im friſchen Leim und wunderte mich abermals. Das heißt, erſt wollte ich zornig werden und loslegen, aber dann dachte ich, daß die Frage damit wohl kaum kleiner werden würde, indem es keine beſondere Kunſt iſt, ein Mädchen zuſammenzudonnern, wenn ſie ſich's gefallen läßt; läßt ſie ſich's aber nicht bieten, ſo iſt's bloß gerumpelt, und der Effekt kommt einem ſelber übern Kopf. Schließlich rechnete ich, es werde am geſcheiteſten ſein, ich verziehe mich für heute, und in dieſem Licht ſtand ich langſam auf, blieb aber immerhin noch eine Weile an meinem Platz ſtehen; vielleicht war es ihr doch nicht ſo ernſt, und dann ließ ſie mich was merken, wenn ihr die Geduld ausging an ihrem Fenſter. Ich ſah hinter ihr durch die Scheiben in den Hof hinab. Die Laterne war zwar bereits gelöſcht, aber der Mond ſchwamm im Waſſerdunſt über den Dächern, und der ganze Hofraum ſtand voll Mondſchein. Die Ofenbauer hatten ſchon lange Ruhe gegeben; die Schneiderinnen ſchliefen; eine welſche Schule gab es damals noch nicht. Unter der Laterne ſaß unſere Katze und putzte ſich. Auf einmal ſtutzte ſie und horchte auf; es kamen Tritte

durch die Torfahrt. „Der Meiſter," dachte ich. Aber nein, es war eine von den drei Schweſtern, und ein Burſch begleitete ſie bis unter ihre Haustüre. Er ſagte etwas und reichte ihr die Hand. Und ſie zauderte mit der ihren und wiſchte ſich über die Augen, und zauderte nachher mit dem Schlüſſel und ſah ihm nach, bis er in der Torfahrt verſchwunden war. Dann ging die Türglocke, und ſie trat ins Haus. Dort iſt's auch nichts geworden. Ich hab's wohl geſehen, wie ſie eine Zeitlang mit verweinten Augen herumlief. Den Burſchen kennſt du übrigens; er iſt nachher der Mann der Melitta geworden, wie ich kalt geſtellt war; und mit ſeiner Tochter haſt du heute Nacht Komödie gehabt.

Darauf gab es für mich eine ſchlimme Nacht. Dem Mädel war die Geduld am Fenſter nicht ausgegangen, und ſie hatte mich auch nichts merken laſſen, außer daß ſie ſich weitläufig mit Abweſenheit umgab, ſo daß ich auch nicht mit einem Gedanken an ſie heran konnte, geſchweige mit einer Rede. Und nun lag ich im Bett — damals gab die Meiſterin noch Koſt und Logis —, und wußte nicht weiß zu kriegen, was das üble Spiel zu bedeuten habe. „Aber es iſt ſo," ſagte ich zu mir, „mit einem Mannsbild kommt man immer einmal ins Reine; aber ein Frauenzimmer hat drei Dutzend Köpfe und da mag der Teufel jederzeit wiſſen, welchen er gerade anzureden hat." Einmal meinte ich auch, ich wolle morgen mit dem Alten ſprechen; aber der verſtand von ſo Sachen erſt recht nichts. Und die Alte, wenn ſie wirklich geſcheiter geweſen wäre, als ſie war, ſo war ſie eben immerhin auch ein Frauenzimmer. Dazwiſchen ärgerte ich mich unter meiner Bettdecke,

daß ich mir nicht mehr Routine angeeignet hatte mit Weibern; aber beſitzt man ſie, ſo iſt's auch wieder nicht recht.

So kam der Morgen, und ich drehte immer noch an meinem Draht. Und Melitta zeigte immer noch das Geſicht, das ſie am Abend aufgeſetzt hatte, als ſie ſagte, darüber müſſe ſie ſich ſehr wundern. Und dabei rieſelte draußen im Hof den ganzen Tag ein kalter, grauer Winterregen über die Laterne herab, daß ſie nur ſo troff. In den Dachrinnen war ein langweiliges, blechernes Trommeln. Im Hof ſchlichen die braunen Gewäſſer durcheinander. Auf dem Geſimſe vor unſeren Fenſtern ſaßen die Spatzen und froren in ihrem naſſen Federwams. In unſerer Werkſtätte lief auch nichts; es war ſo recht keine Arbeit da, und man drückte ſich träge und mißgeſtimmt durch die blinden Stunden, gähnte und ſtreckte ſich und wartete auf den Feierabend. Und hin und wieder ging die Melitta hinter uns durch und machte ihr Geſicht.

Dieſen Abend ſpielten wir nicht miteinander. Sie ging aus, ohne mir was davon zu ſagen. Und darauf wälzte ich mich wieder eine Nacht lang in meinen Gedanken, hörte die Geſellen ſchnauben und traumplappern und den Wind auf dem Eſtrich nebenan brummen und ſeufzen. Und ſah die ganze Nacht ihr Geſicht vor mir und beguckte es von allen Seiten und befragte jeden Zug. Und bekam keine Antwort, und wurde ebenſowenig aus mir ſelber klug wie geſtern Nacht. Und dann kam wieder ein Tag mit triefenden Laternen und lebendigen braunen Gewäſſern auf der Erde.

Das ging ſo fort, acht Tage, vierzehn Tage, drei Wochen. Immer troff die Laterne, immer trommelten die Dachrinnen, immer brummte der Wind im Eſtrich, immer ſchlichen die Gewäſſer im Hof durcheinander. Aus vielen Ländern wurden Überſchwemmungen gemeldet. Auf den Meeren war Sturm und Not, und bei uns auf dem Feſtland ſtand der Krieg vor allen Türen. Das Land wimmelte von Arbeitsloſen, weil die Fabriken keine Aufträge bekamen, und viele Unternehmungen gingen fallit in der böſen Zeit. Die Redakteure ſchrieben ſcharfe Artikel gegen die oberſte Regierung, weil ſie verwogene Politik mache und nichts davon verſtehe. Die Kohlen und Lebensmittel koſteten ein Heidengeld, weil die Groſſiſten überall Ringe gebildet hatten und nun aus der Not Profite herausdrückten; aber man konnte nichts dagegen machen, weil ein Miniſter ſeine Hand und ſein Korn mit im Spiel hatte, und der ſtand beim Kaiſer vor allen anderen in Gunſt und Anſehen, man ſagte, weil er ſo gut Skat ſpielen und Herrenwitze erzählen könne. Überall wurden Verſammlungen einberufen und Proteſte losgelaſſen, und die Polizei hatte genug zu tun mit Auflöſen und Protokollieren. Die Majeſtätsbeleidigungsprozeſſe häuften ſich, und die Diebſtähle noch mehr, und in zwei Städten hatte es bereits Straßenkrawalle geſetzt mit dem Militär.

Eines Abends ſtand ich um zehn Uhr herum am Fenſter in der Werkſtätte. Ich hatte ſo lange die Zeitung geleſen, und nun wollte ich ſchlafen gehen, hatte auch bereits die Lampe hinter mir gelöſcht. Ich ſah den Regen fließen und machte mir ſo meine Ge-

danken dabei. Von der Laterne hingen die Regenſchnüre in die Pfützen hinein, die ſich darunter ausbreiteten. Und die Dachrinnen gurgelten. Ich wußte, daß Melitta einen Gang in die Stadt getan hatte, und jetzt dachte ich, ich könne ſie eigentlich zurückerwarten. Es lag keine beſonders freudige Urſache dazu vor, denn es hatte ſich ſeit jenem Abend zwiſchen uns nichts geändert und vor allem nichts gebeſſert; aber es mußte doch einmal ein Verſuch gemacht werden, den Hammel aus der Grube zu ziehen, tot oder lebendig, und heute abend war vielleicht nicht die ſchlechteſte Gelegenheit dazu, indem ich ſie wieder einmal allein haben konnte, was ſchon lange nicht mehr dageweſen war. Wenn ich nämlich nach Neun noch in der Stube ſaß, ſo wurde das jedesmal ein Kampf zwiſchen der Alten und dem Mädchen, weil die Alte immer zu Bett wollte und die Junge alle Teufelskniffe erfand, um ſie jedesmal, wenn ſie ſchon unter der Türe ſtand, an einem Zipfel wieder ins Zimmer zurückzuziehen. Aber jetzt war ſie glücklich in den Federn, der Meiſter vor Zwölf nicht aus dem Bezirksverein zurückzuerwarten, und Melitta konnte kommen, wann Gott ſie hertrieb, ſo lief ſie mir in die Seligpreiſung. Und da kam ſie auch ſchon durch die Torfahrt geſchritten, aber nicht ſo, wie ich erwartet hatte, denn es war einer bei ihr. Und ob ſie gleich mit ihm nicht in die Laternenhelle hinaustrat, ſondern in der Torfahrt vorn ſtehen blieb, ſo erkannte ich doch augenblicks in dem anderen den jungen Ofenbauer, den ich ein paar Wochen vorher mit der kleinen Schneiderin geſehen hatte. Sie hatten ſich an den Händen, und der Burſche

wußte diesmal in der Einfahrt viel mehr zu sprechen, als damals vor der Hinterhaustüre. Darunter warf das Mädchen einen Blick in die Höhe den Fenstern nach, und dann gab's wieder mal einen lieben Adam. Ich hatte gleich genug gesehen, und da ich mir sagte, daß unter so bewandten Verhältnissen die sinnvollste Ansprache keinen Sinn mehr habe, packte ich mich auf den alten Esel und ging zu Bett. Die Sache war ja also wohl auseinander gerechnet; das Mädchen hatte mich versetzt. Und jetzt ging mir auf einmal allerhand Licht auf über die vergangenen Wochen. Je gescheiter ich aber hinterher im Nachdenken wurde, desto blamierter kam ich mir vor, und im ersten Sturm wußte ich nicht, wollte ich meiner Wut Luft machen oder sollte ich ganz einfach die Ohren hängen lassen, tat dann aber das mit den Ohren, denn am Ende hat man so einen Grasaffen doch gut leiden mögen.

Ich lag etwa eine viertel oder eine halbe Stunde im Bett, da hörte ich das Mädchen unten in die Wohnung treten. Erst stolperte sie über einen Stuhl und schimpfte sich mit dem Schaden herum, hatte auch ganz recht damit. Der Alten war einmal nicht beizubringen, daß sie ihren Stuhl zum Tisch stellte, wenn sie schlafen ging; wer nun in die dunkle Wohnung trat, mußte darüber stürzen und konnte wegen ihrer Schlafdämlichkeit Hals und Bein brechen. Dann wurde eine Weile mit dem Lampenglas herumgeklappert, und es hatte eines wie das andere nicht das Anhören, als ob es besonders heimlich zugehen solle dabei. Es dauerte auch gar nicht lange, so hatte sie

die Alte wach gefragt, ob ſie ſchon ſchlafe, und ob ſie, die Junge, morgen früh zuerſt aufſtehen ſolle, weil es doch ſo kalt ſei. Und dann fing ſie an zu erzählen von der Elſa, daß ſie ein neues Kleid habe, ſo und ſo ſei's gemacht, und der Stoff ſei da und da her, und die Joſefine ſei auf dem Neujahrsball geweſen und dürfte nun auch noch Faſtnacht mitmachen. „Hörſt du auch, Mutter?" fragte ſie dazwiſchen, und als die Alte ſich gemeldet hatte, kam ſie ihr ebenſo von der anderen Seite. „Haſt du ſchon einen Maskenball mitgemacht, Mutter? Das iſt etwas ſehr Schönes, ich hab einmal hineinſehen können. Und es trifft ſich nun gut mit der Joſefine. Er hat mich nämlich zum Maskenball eingeladen, und da könnten wir uns mit der Joſefine und mit dem Ihren zuſammentun. Was meinſt du dazu?" Sie ſagte: „Er", und ich dachte: „Nanu, iſt denn da ſchon alles ein Herz und eine Seele? Es verhielt ſich aber anders, nach dem, was die Alte antwortete. „Ja, wenn der Berger dich mitnimmt, freilich," ſagte ſie. „Und die Joſefine iſt auch ein rechtes Mädchen. Wenn's nur nicht zu viel koſtet, denn da gibt's der Vater nicht zu." Aber das war vergebene Sorge, denn was wahr iſt, muß man zugeben: das Mädel wußte aus nichts die ſchickſte Sache herzuſtellen; außerdem wollte ſie ſich nur eine ganz einfache Schwedin machen, wie ſie ſagte. Darauf fingen die beiden einen langen und breiten Reichstag an über das Vorhaben, wobei alles mögliche durch die Verhandlung ging; bloß daß ich mich vorhin verhört habe, das wollte ſich mir nirgends herausſtellen. Es war alſo Tatſache: ſie dachte mit dem Ofenbauer

zum Tanz zu gehen und hinterher glauben zu laſſen, es ſei mit mir, indem die Alten an Faſtnacht übern Rhein zu Verwandten fuhren. Der Plan war zwar töricht, aber er glich ihr, und ſie verließ ſich auf gut Glück. Kam's jedoch heraus, ſo fiel der Ofenbauer ins Aufmerken, und am Ende war der doch kein Waiſenknabe.

Was ſollte ich da nun dagegen anſtellen? Den Angeber machen wie ein dummer Junge? Oder davonlaufen wie ein dito? Oder ſitzen bleiben und lauern? Die Sache ſtand ſo: Mein Rock war ſauber, ich hatte mir nichts zu vergeben und war außerdem ſo oder ſo mein eigener Mann. Es ging mir vielleicht ein bißchen auf die Nieren, das mußte man hinnehmen; war dann aber die Rübe reif, ſo konnte man ſie auch mit gutem Gewiſſen ziehen. So trieb ich meinen Tag weiter wie zuvor, hielt mich klein und wartete ab, ohne ſonderlich aufzupaſſen. Die Meiſtersleute fragten mich nichts und ließen uns ohnehin machen, was wir mochten. Jeder ging ſeinen eigenen Weg, und brauchte einer was vom anderen, ſo wußte er, wo der zu finden war.

Auf dieſe Weiſe kam die Faſtnacht ins Land. Wie es angezeigt war, packte am Morgen der Meiſter ſeine Alte auf und ging mit ihr davon. „Alſo unterhaltet euch gut und kommt mir in netter Konſtitution nach Hauſe. Auf Wiederſehen.“ Und wir waren allein. Damals nachts war's nichts geworden mit dem Verhör; aber jetzt, dachte ich, ſollte ich ſie von Rechts wegen anpfeifen und auf den Kreuzweg ſtellen. „Hören

Sie mal, Fräulein Melitta, ich habe eine Kammer mit Ihnen aufzuräumen," oder ſo, ganz in aller Ruhe. Aber dann kam es mir zu anbitthaft vor, und bis ich mir's überlegt hatte, war ſie ſchon lange wieder auf ihrer Seite drüben. So blieb es denn, wie es bleiben konnte. Und nach dem Mittageſſen, als die Geſellen ſich davon gehoben hatten und ich und Melitta allein in der Wohnung waren, kam ein Italiener in den Hof gegangen, hatte eine Mandoline am Band übern Nacken hängen, ſtellte ſich unter unſere Fenſter und legte los. Der Kerl konnte ſpielen wie der Teufel, und iſt ja noch heute ein Haupthund, wie du weißt; einen Ofen aufſetzen und eine Oper herunterklimpern, das gibt ihm ein Tun. Damals ſpielte er: Komm herab, o Donna Thereſia! Komm herab, ſieh', wie ſchön iſt die Nacht! Im Hof gingen alle Fenſter auf, und ich ſtand hinter meiner Gardine wie ein abgeſchiedener Geiſt. Das Ding war doch mieſer, als ich mir vorgeſtellt hatte, und ich überlegte mir, ob ich nicht hinuntergehen und den Kerl verprügeln ſolle, da wiſchte ſie aber ſchon an der Werkſtatttür vorbei die Treppe hinab. Zugleich war auch die Arie fertig; und wie nun der Italiener das Mädel unten aus dem Haus kommen ſah, warf er hurtig ſeinen Holzbauch über die Schulter hinter ſich und ſprang ihr entgegen wie ein wilder Südländer. Er wollte ſie auch gleich in den Arm nehmen, kam jedoch nicht zu ſeiner Abſicht, ſondern ſie ſchlug ihm ihre Pritſche um die Ohren, daß es klatſchte. Aber es war wohl zu ſehen, daß ihr die Art Kurzweil im Grund gar nicht übel gefiel, und bei dem guten Anfang war Hoffnung und Zweifel

alles gleichermaßen für die Katze: die beiden waren miteinander einig; und es konnte es ſehen, wer wollte. Sie ſelber aber ſahen und merkten nichts als ſich, und wenn in dieſem Moment ein wütender Stier oder ſonſt eine ungünſtige Perſon in die Lokalität eingedrungen wäre, ſie wären nicht dazu gekommen, davor zu erſchrecken. Es geſchah aber nichts dergleichen. Bloß die junge Schneiderin kam von der Einfahrt her über den Hof gegangen; das war nun auch ſo ein abgeſchiedener Geiſt, machte aber nicht viel Aufhebens davon. Sie ſah weder links noch rechts, ſondern eben vor ſich nieder auf ihren Weg, und taſtete ſich mit gerafften Röcken den trockenen Inſeln nach drübenſeitig an der Laterne vorbei ihrer Haustüre zu. Es hatte nicht den Anſchein, als ob ſie die verliebte Faſtnacht vor der unſeren bemerkte — ſie war auch ſonſt wirklich nicht die Allerhellſte —, und hierſeits geſchahen weiter auch keine Zeichen und Wunder, ſondern nachdem man wieder zu ſich gekommen war, beſann man ſich, wo der Zimmermann das Loch gelaſſen hatte, und fuhr miteinander ab. Und mir war ſolchermaßen einen geſtrichenen Nachmittag und Abend Zeit hinterlaſſen, mich zu beſinnen, was für eine Handlung oder Geduld nun von mir ausgehen ſolle. Freilich hatte ich nicht mehr viel zur Sache anzugeben, ſondern wenn ich mich nicht auf ein Sonderintereſſe ſetzte, ſo konnte ich jetzt nur mein Bündel ſchnüren und Abſchied machen. Aber es zeigte ſich, daß das nicht nach meinem eigentlichen Sinn war, indem meine Überlegung ſich ſachte und trotzig auf den hämiſchen Weg ſchlug. Denn wollte das Mädchen den Bock anders ſtehen

haben, ſo ſollte ſie ihn auch ſelber am Schwanz herumſtellen. Ging ich aber nun fort, ſtillſchweigend oder nicht, ſo ſagte ſie entweder: „Seht ihr, er läßt mich ſitzen!“, oder ich brachte meinen Nachfolger ſelber ins Geſpräch, und ſie brauchte nur ja und nein zu ſagen. Aber ſo glatt ſollte ihr die Spule nicht auslaufen, ſondern ich wollte ihr jetzt immerhin für einige Pein und Verlegenheit ſorgen, und außerdem am Gewittertag für einen Einſchlag. Eine ſchöne Vornahme war das nicht, aber auf eine Weiſe macht ſich ſo ein heimliches Leiden immer Luft.

Wenn ich geglaubt hätte, es wäre ihr in dieſem Sinn damit gedient, ich hätte ihr einen Gratulationsbrief geſchickt, oder wäre mit meiner leeren Kutſche unter ihren Augen bei der Schneiderin vorgefahren; da das aber keine Wirkung verſprach, ſo begnügte ich mich, mich ſelber mit dieſen Möglichkeiten aufzuziehen und zu verſpotten. Und wie ich mit meiner eigenen Perſon anfing übel umzuſpringen, ſo betrachtete ich mitlaufend bald auch die ganze weitere Menſchheit und Welt mit Mißvergnügen. Eine gewollte törichte Einſeitigkeit in der Betrachtung der Dinge ſchloß die billige Nachſicht, ohne die niemand zur Zufriedenheit kommt, von vornherein aus. Und wenn nun ſo unſereiner es der Regierung und ſonſt den Oberen einbrocken will, was tut er: er geht zu den Sozialdemokraten. Geholfen wird einem dort zwar auch nicht, denn das kann man nur ſelber durch Vernunft, aber man kriegt Recht, und da es für den Dummen keine beſſere Kragenſtärke gibt, ſo war ich bald ein ganzer Kerl in dem neuen Weſen und trug meine rote Krawatte

ſo trotzig und widerborſtig als irgendeiner. Eine Torheit allein iſt ein unſchädliches und geduldiges Stallvieh und gibt manchmal ſogar Milch oder Wolle, wenn man ſie gut behandelt, aber ſobald ihrer zwei zuſammenkommen, ſo machen ſie Junge wie Kaninchen und ſind im Handkehrum ein Verein für ſich; mit der Milch und Wolle iſt's ſofort zu Ende, und in kurzer Zeit gibt es keine Zuverſicht, die ſie nicht kahlgefreſſen haben.

Von außen angeſehen ſah der Zuſtand ſo aus, daß wir, Melitta und ich, uns aus dem Weg gingen und, trafen wir zuſammen, für gewöhnlich Ruhe hielten, das heißt mit Hinterliſt und Trotz. Ich gab ihr nach wie vor meine zerriſſenen Hemden zum Flicken und meine Spartaler zum Einſchreiben. Ich wußte, daß ſie die Dienſte nicht mehr gern leiſtete, und freute mich, daß ich ſie kuranzen konnte. Abends ſahen wir uns ſelten; entweder gab ſie an, Freundinnen zu beſuchen, oder ich ſteckte in meinem Fachverein. Blieb ich zu Hauſe, und ſie ging auch nicht fort, ſo arbeitete ich bis zehn Uhr; dann ſagte die Alte: „Der Berger will gewiß das vierte Tauſend vor der Hochzeit noch voll machen." Und der Meiſter: „Er hat recht; nachher kommt er nicht mehr dazu. Jedenfalls ſpringt dabei mehr heraus, als bei der ſchönſten Partie Damenbrett mit dem Grasaffen." Er fand das Verhältnis, wie es ihm vor den Augen umging, völlig in der Ordnung, denn er ſah nicht gern, daß der Mann mit dem Weib oder Mädchen viel Phyſik machte, und wollte, daß er bei aller etwaigen Verliebtheit der Mann bleibe und ſeine eigene Herrlichkeit behalte, auch ſeine eigenen Wege weiter gehe. So war dem Mädchen mit ſeinem

brenzlichten Geheimnis der Weg zum Alten von vornherein verrammelt; wenn ich nichts verlauten ließ, ſo blieb ſie auf ihren Kohlen ſitzen, und ich ſelber ahnte nicht, wie heiß die ſeit Faſtnacht brannten, und wie gut mir meine Abſicht, ſie in Ungelegenheiten hineinzuſchweigen, gelang. Ich war dem Alten ſein Mann, und es war nicht möglich, daß etwas über mich kam. Und daß ich bei den Sozialdemokraten eingetreten war, und nicht bei ſeiner freiſinnigen Partei, nahm er mir weiter auch nicht übel; die Hauptſache war, daß ich für Staatshändel Sinn zeigte und dadurch bei ihm an Achtung gewann. Nun nahm er mich auf einmal wichtig und ließ ſich in lange politiſche Diskuſſionen ein mit mir; wurden wir dabei auch nie einer Meinung, ſo fühlten wir uns doch als Mann bei Mann, und waren um ſo einiger, wenn die Rede auf die Weiber und andere weniger lange Dinge kam, und wenn wir philoſophierten. Was aber die Alte angeht, ſo konnte ein Mädchen wie Melitta mit ihr nichts anfangen; ſie war zum Bekenntnis wie zur Quertreiberei gleichermaßen zu dumm, eines von beiden hätte aber von dieſer Seite unter gewöhnlichen Verhältniſſen ſicher gegen mich geholfen. So behielt ich das Heft feſt in Händen, freute mich meiner verderbten Autorität, und trieb die Dinge, ſoweit ſie liefen, nämlich bis eines Morgens die Gendarmen in unſerer Werkſtätte ſtanden und mich verhafteten.

Das hat der Teufel mit beiden Augen beſehen, wenn dir was paſſiert, und du ſteckſt mitten drin, und ſpürſt's an allen Gliedern, und kannſt's nicht

glauben. Und weißt außerdem nicht warum? Denn frage ſo einen Gendarm, ſo wird er dir ſagen: „Das werden Sie ſchon ſelber wiſſen!“ Oder: „Sie werden das ſchon noch erfahren!“ Mit mir gingen zwei; einer antwortete mir das erſte, der andere das zweite. Und um Mittag ſaß ich feſt. Ich ſollte die Majeſtät beleidigt haben, und das war ſehr glaubhaft, indem daß ich ja auch eine rote Krawatte trug. Übrigens ſtimmte die Denunziation; was angegeben war, hatte ich geſagt, aber ich leugnete es, denn ſo aus heiler Haut heraus bekennt ſich doch keiner auf Jahr und Tag ins Gefängnis; wenigſtens auf die Beweiſe läßt man's ankommen, wenn man was auf ſich hält. Folter gibt's ja nicht mehr, und ſchwören muß der Angeklagte auch nicht. Was aber die Anzeige war, ſo trug ſie keine Unterſchrift, und ſo was nennt man anonym. Sie fragten mich auf dem Gericht, ob ich nicht denken könne, wer mich denunziert habe. Das konnte ich mir nun zwar ſehr gut denken, nachdem ich nur erſt einmal genau erfahren hatte, wie oder was. Denn was angezeigt war, hatte ich in einem Streit über eine politiſche Sache betreffs der ſchlechten Zeiten zu Melitta geſagt, und jemand anders konnte alſo der Denunziant nicht ſein. Sie zeigten mir denn auch den Wiſch, um mich zu ködern, weil ſie mich feſtkriegten, ſobald der Ankläger zeugenmäßig gefaßt und mir gegenüber geſtellt werden konnte; und es war Melittas Handſchrift. Aber ſo klug wie die war ich ſchon lange. Ich leugnete friſch darauf weiter, ich wiſſe von nichts, habe nichts geſagt und könne mir daher niemand denken, der über mich einen ſolchen

Brief ſchreiben dürfe; wenn ihn nicht die Polizei durch einen Spitzel ſich ſelber habe ſchreiben laſſen, weil ich Sozialdemokrat ſei, ſo liege ein Irrtum vor oder ein ſchlechter Witz. Sie ſollten mit mir machen, was ſie wollten; in Öl ſieden dürften ſie mich nicht, und alles andere ſei mir gleichgültig. Im Gegenteil, es ſei mir angenehm, ſo habe ich doch nun Zeit, eine ſozialiſtiſche Flugſchrift an die Schuhmacher Deutſchlands zu überlegen, die ich ſchon lange habe ſchreiben wollen; ſobald ich herauskomme, wolle ich ſie verfaſſen, und das könne nicht manchen Tag länger dauern, als mir zu Paſſe ſtehe, denn ich wiſſe auch, was Recht ſei.

So führte ich beim Unterſuchungsrichter das gediegene Wort und war guter Dinge, denn ich ſagte mir, daß das Mädchen auf keinen Fall aus ſeinem Verſteck herauskriechen werde, in dem es wahrſcheinlich ſo ſchon Herzklopfen genug erlitt. Der Haß gegen mich hatte eben dazu ausgereicht, mir ſchnell die Suppe einzubrühen, aber mir vor Gericht öffentlich entgegenzutreten, dazu war ſie nicht Satan genug; ſoweit kannte ich meine Pappenheimer. Ich war ſogar geneigt, die Sache von der luſtigen Seite zu nehmen, und heckte mir allerhand Mühlen aus, wie ich nachher auf witzige Art ihr Komplimente und Anzüglichkeiten übern Zaun ſpicken wollte, ja der Streich gefiel mir ſo gut, daß ich ſagte: „Und jetzt erſt recht wirſt du ſie heiraten!“ Sobald ich wieder herauskam, wollte ich Hochzeit haben. Als der Alte mich am Sonntag beſuchen kam, ſagte ich's ihm auch in Anweſenheit des Wärters, und freute mich von vornherein darüber, daß es der dann wieder dem Unterſuchungsrichter meldete.

Ich ſagte auch, ich wollte bei der Sozialdemokratie austreten, indem man da nur Unannehmlichkeiten davon bekäme, und wenn ich einmal Meiſter ſei, ſo habe es ohnehin keinen Zweck mehr. Er ſolle die Melitta grüßen, und ſie möge ſich keine Sorgen machen wegen meiner, es gäbe keinen Zeugen gegen mich. Das hörte denn der Alte gerne. Es ſei gut, daß ich das ſage, das Mädel werde ſich darüber freuen; ſie ſei die letzten Tage gar nicht gut im Stand und manchmal rein kopfſcheu. Aber das werde ſich ſchon wieder geben.

War ich in der erſten Woche fleißig verhört worden, ſo verging die zweite im Gegenteil auf die Weiſe, daß ſich kein Menſch um mich kümmerte, außer dem Wärter, der mir im Tag dreimal zu eſſen brachte. Ich dachte: „Sie ſpionieren draußen herum," und hielt mich friſch, merkte jedoch nun zum erſten Male in meinem Leben, daß der Tag vierundzwanzig Stunden hat, und daß die aufſäſſig ſein können, wenn ſie wollen. Aber mich ſollten ſie natürlich nicht unterkriegen. Ich erfand auch nacheinander eine Menge Zeitvertreib. Zuvörderſt maß ich die Zelle aus, erſt mit den Armen, dann mit den Ellenbogen, weiter mit der Handſpanne und Handlänge und -breite, mit der Beinſpreize und mit den Füßen; darauf zählte ich meine Atemzüge, beobachtete meinen Puls und probierte, ob ich ihn ſchneller und langſamer gehen machen könne. Ich unterſuchte meinen Schädel, betrachtete meine Hände und Arme, ſchnitt Grimaſſen, verſuchte die Zunge bis zur Naſe und zur Kinngrube herauszuſtrecken, und machte gymnaſtiſche Übungen. In den Abendſtunden

ſuchte ich mir allerhand vorzuſtellen, beſonders vornehme und ſchöne Frauen, wobei manchmal ganze Romane herauskamen, aber auch Automobilzuſammenſtöße, Schiffsunglücke und Erdbeben. Ab und zu hatte ich auch eine Unterredung mit dem Kaiſer, wobei dann keine Wahrheit unbezeugt blieb und der Kaiſer meiſt ſeinem Rappen die Sporen gab, daß er nur weiter kam. Auch mit dem Teufel und mit Gott machte ich auf dieſe Weiſe Anzettlungen, kam aber nicht recht in Schwung damit, indem ich mir nicht denken konnte, was ſie mir auf meine Anreden etwa antworten könnten; und nachdem mich der Teufel einmal ein Rindvieh genannt hatte, ließ ich die beiden überhaupt und hielt mich an leibliche Perſonen und Dinge. Jedoch gerade aus dieſem kurzweiligen und beweglichen Zeitvertreib erwuchs mir der Verderb.

Als nämlich die zweite Woche meiner Unterſuchungshaft vorbei war, ohne daß ſich etwas Beſonderes begeben hatte, merkte ich, daß ſie mich uzen und mit Langeweile kirre machen wollten. Und das ärgerte mich. Sofort begann mein Kopf zu ſpinnen, wie ich ihnen das heimzahlen und ſie wieder uzen könnte, und nach zwei Tagen meldete ich mich zur Ausſage. Der Unterſuchungsrichter meinte gleich, ich wolle bekennen, aber damit war es natürlich nichts. Ich ſagte, ich hätte nichts zu bekennen, weder hinten noch vorne, bloß den Schuft wolle ich angeben, der mich verleumdet habe, indem mir eben dieſe Nacht etwas eingefallen ſei. Und damit erzählte ich eine dunſtige Sache mit Bedrohung und Beſchimpfung, und gab einen Schuſter aus dem Fachverein an, der immer

Angſt hatte vor der Polizei und vor Stottern nicht Pfeife ſagen konnte. Mit dem mochten ſie ſich nun katzbalgen. Außerdem wußte ich, daß die Kollegen beim Alten davon erfahren mußten, und durch ſie der Alte und das Mädchen. Gegen das Mädchen war aber der Streich mitgezielt; es begann mich zu kneifen, daß ich von ihr aus in dem Loch ſitzen und mir langweilige Zeit übern Rücken laufen laſſen mußte, und und ich wollte ihr mit dem Lufthieb ein bißchen winken, wie Gott dem Pfarrer, wenn er beim Küſter einſchlägt. Nun ſtellte ich mir munter vor, was der Richter alles mit dem Schuſter angeben mußte, bis er endlich glücklich herausbekam, daß er nach der blauen Dame fragte, und wie ſich Melitta in ihren Winkel ducken und ſich's leid ſein laſſen werde, dachte mir daneben recht geriebene und geſiebte Antworten aus für den Unterſuchungsrichter, wenn er mich vorrufen werde, und ahnte nicht, daß ich gerade mit dieſem Schnitzer mein Spiel verdorben hatte. Ich hatte aus Übermut den guten Willen des Richters aufgegeben, und wer ſich mit den Menſchen auskannte, mußte hinter meiner Rüdigkeit außerdem ſofort das ſchlechte Gewiſſen wittern; ich bekam auch im Handumdrehen zu ſpüren, daß der Unterſuchungsrichter mit ſo Burſchen, wie ich einer war, wohl umzuſpringen wußte. Er war nicht ſo dumm, daß er mir das Vergnügen machte und ließ mich holen, ſondern nach einigen Tagen wanderte der Wärter ganz verſchwiegen mit mir ein paar Zellen weiter, wo es erheblich dunkel war und wo ein merkwürdig hartes Bett ſtand. In meines Vaters Hauſe ſind viele Wohnungen. Außerdem ſagte der Wärter,

daß es noch dunklere Zellen und noch härtere Betten gäbe. Am Abend erſchien er mit einem Krug Waſſer und einem Laibchen Brot und ließ ſich dann den ganzen folgenden Tag nicht ſehen bis am Abend, wo er mir wieder einen Krug Waſſer und ein Laibchen Brot brachte. Da merkte ich, daß nun auf anderen Saiten geſpielt wurde.

Die erſte Folge dieſer Maßregel war, ich wurde melancholiſch. Frieren und Hungerleiden macht immer betrübt, dazu reute es mich, daß ich die Dummheit begangen hatte mit der falſchen Angabe. Ich dachte über meine ſchadenfrohe Affenfreude nach, und wie ich nun in der Patſche ſaß. Ich ſagte mir, daß ich nicht nur mir ſelber geſchadet, ſondern auch am Unterſuchungsrichter nicht gut getan habe. Er war mir rechtmäßig entgegengekommen und hatte mich anſtändig behandelt, aber ich hatte ihn ohne Not verkohlt und zum Narren gemacht. Wäre ich nobel und höflich geblieben, ſo hätte er mich vielleicht mangels Beweiſe ſchon wieder in Freiheit geſetzt; anſtatt deſſen ſaß ich hier im Dunkelarreſt bei Waſſer und Brot, und kein Menſch wußte, wie es nun mit mir weiter gehen würde. Zwar, wäre ich geſcheit geweſen, ich hätte mir ſagen müſſen, daß mir in der Hauptſache nach wie vor nichts paſſieren könne, ſolange ich nicht geſtehe, und daß ich mein Schickſal immer noch ſelber in der Hand habe; ich ſagte mir's auch, aber ich glaubte nicht mehr recht daran, weil ich meinen ſichern Platz der Unterſuchung gegenüber verloren hatte. Ich ſtand unter der Strafe, und das war ungünſtig. Mit der Zeit wurde ich auch nervös von der Dunkelheit und

dem ganzen ſchlechten Zeitlauf, fing mir an einzubilden, daß der geſamte Staat mit Schadenfreude und Spott auf mich blicke, und dann wieder, daß ich vergeſſen ſei und in meinem Leben nicht mehr aus dem Loch herauskomme, und faßte nebenher eine ſtille Wut gegen das Mädchen, das mich in die üble Lage gebracht hatte. Ich fand jetzt kein Vergnügen mehr an ihrem Streich, und der Heiratsübermut war mir auch vergangen. Aber ich tat ein Gelübde in meiner Angſt: überſtand ich die mieſe Paſſage glücklich, ſo wollte ich keinem Menſchen weiter zürnen, auch an niemand Rache üben, ſondern wollte mich ſtillſchweigend wieder in einen Handwerksburſchen verwandeln und eine Wallfahrt machen zur Mutter Gottes in Einſiedeln. Jedoch es durfte an meinem Freikommen nichts von eigenem Witz und eigener Kraft ſchuld ſein, denn dann galt es nicht; dann war ich niemand Dank ſchuldig.

Unterweilen begab ſich der Schwerverdruß, indem ich plötzlich allen Verſtand verlor und mit wiſſenden Augen ein Ding machte, das mir den Hals brach, ſo raſch es fertig war. Als ich nämlich vier Tage mich mit Waſſer und Brot vertragen hatte, ſchien es ſich wieder beſſern zu wollen, denn am Morgen des fünften kam der Wärter mit einer Schüſſel Kaffee angegangen. Er ſtellte ſie mir auf den Tiſch, ſagte, ich ſolle den Kaffee nicht zu happig hinuntertrinken, von wegen dem Koffein und den Nerven, verzog weiter keine Miene und ging aus der Tür wie immer. Und dabei war es der richtige Kaffee, und war nicht

mehr Zichorie drin, als etwa die Hälfte. Da wurde ich guten Mutes, denn ich dachte, daß nun wieder ſchönes Wetter ſein ſollte. Und als am Mittag Gemüſe und ſogar ein Stückchen Fleiſch auf den Tiſch kam, nahm ich mein Gelübde zurück, die Sache ging ja vollſtändig wieder einen angenehmen Weg, und ich wollte denn doch nicht mit Beſchwernis einer Mutter Gottes für etwas danken, was von ſelber geſchah und ſich ohnehin ſo gehörte. Am Abend fragte ich den Wärter, ob ich nun nicht auch wieder meine vorige Zelle bekommen ſolle, da ich ja unſchuldig ſei, was der Unterſuchungsrichter ſelber einzuſehen ſcheine, und erhielt die Antwort, ich müſſe mich für dieſe Nacht ſchon noch hier gedulden, morgen werde ſich's dann finden. Ich nahm die Auskunft für günſtig, und nachdem der Wärter noch meinen Waſſerkrug gefüllt hatte und mit friſchem Brot dageweſen war, legte ich mich mit beſſerem Vertrauen als die vorigen Nächte auf meine harte Matratze, ſchlief auch die ganze Nacht wie geſegnet durch, und freute mich darunter für morgen wieder auf den guten Kaffee, und noch mehr auf die beſſere Zelle. Wahrſcheinlich ſtanden die Dinge überhaupt ſo, daß meine Entlaſſung bevorhielt und ſie mich nur noch ein bißchen herausfüttern wollten.

Es geſchah aber, daß ich am nächſten Morgen auf das eine wie auf das andere vergebens wartete. Es rappelte und klapperte allenthalben mit Geſchirr und Schüſſeln, zu mir kam jedoch nichts und niemand. Und als ich mit meiner Gerechtigkeit Lärm machte und den Wärter herklopfte, ſah mich der groß an, ſagte: „Sie meinen wohl, es ſei alle Tage Pfingſten?“

und ſchlug mir die Türe an die Naſe. Und ich ſtand da mit meinem dummen Kopf. Das war alſo ſo gemeint? dachte ich. Geſtern war Pfingſten geweſen, und jetzt ſollte es weiter gehen mit Waſſer und Brot wie bisher? Wenn ich nun aber einmal unſchuldig war? Man ſollte ſchon ſehen, wie ich das nachher in die Zeitung brachte! Und in meine Broſchüre wollte ich's auch ſchreiben. Ich hatte doch nicht geſtohlen oder gemordet! Wie kam man alſo dazu? Das brauchte ich mir gar nicht gefallen zu laſſen. Ich war nicht beim Militär, wo man das Maul halten muß; ich war ein freier Ziviliſt und konnte mich beſchweren, wenn mir was nicht gefiel; und ich fing wieder an zu lärmen. Ich erreichte aber nichts mit dem Aufſtand, außer nach einer Stunde durch den Schieber hindurch die Auskunft, daß es eine Tracht Prügel ſetzen werde, wenn ich jetzt nicht Ruhe gebe. Und als ich ſagte, ich wolle mich beſchweren, wurde ich mit der Zunge etwas geheißen, und die Sprechſtunde war ſchon wieder aus.

Damit ging's nun dem Faß an den Boden. Ich wurde wieder melancholiſch, ſaß dieſen ganzen Tag dicht vorm Weinen auf meinem Bett, und dachte über alles nach. Ich aß nicht und trank nicht; meine Zeitvertreibe waren mir verleidet und lagen ſchmach und brach, ohne das Phantaſieren, das ging von ſich aus weiter, machte mir aber auch keine Freude mehr, denn ich ſah daraus nur noch, daß es alle Menſchen gut und vergnüglich hatten und ich allein ſchlecht. Die anderen feierten Pfingſtmontag und trieben ſich in der Sonne herum, und nachts auf den Tanzböden;

nur ich blies Trübsal bei Wasser und Brot, mußte mir das Maul verbieten lassen und bekam noch Anzüglichkeiten zu hören, wenn ich mich mausig machte.

Wie ich jedoch lange genug trauriger Heiland gewesen war, schlug es auf einmal um mit mir. Nämlich da sah ich wie gezaubert Melitta mit dem Ofenbauer durch eine Helligkeit tanzen und hinter zwei roten Demoiſellen verschwinden. Ich weiß nicht recht, es kann auch sein, ich bin ein wenig eingenickt und habe das dann geträumt. Eine von den Demoiſellen schnaubte sich die Nase, und die andere sah ihr dabei zu; und dann lachten beide und nickten sich an. „Der sitzt fest," sagte die sich geschnaubt hatte. Und die andere verzog das Gesicht: „Mag er sich hängen." Damit drehten sie sich stramm auf ihren Absätzen um wie zwei preußische Unteroffiziere, daß ihre roten Röcke über den weißen Unterröcken aufflogen, und marschierten im Schritt ab. Und dann war es wieder dunkel um mich. Hatte mir nun die Sache gleich nicht gefallen, so scheuchte das Nachdenken darüber bald nacheinander eine solche Menge ärgerlicher Vögel auf, daß in wenig Zeit der Himmel davon schwarz wurde. Daran hatte ich bis jetzt noch gar nicht gedacht, an den Ofenbauer nämlich, und daß sich die beiden miteinander amüsierten, während ich hier flaue Tage verſaß. Und das mit dem Tanzen durch die Helligkeit war zuverlässig Tatsache; die taten sich heute im Roten Türken was zugute und führten schnoddrige Redensarten über mich. Die roten Demoiſellen waren nur so eine Verblümung und Zarthändigkeit von dem Traum oder Gesicht, daß es weniger beißen solle; in Wirklichkeit hatten die beiden

ſelber das geſagt; und wer wußte, was ſie ſonſt noch alles ſprachen. Mit dieſem Gedanken ſtieg mir das Blut in den Kopf und ins Geſicht, daß ich's durchſtechen fühlte wie mit Schneidernadeln. Und davon wird der Menſch wütend, das geht immer auf die Nerven. Mit dem Zorn kam die Rachſucht angeſchwemmt wie der Schutt mit dem Waſſer, und alles ſchlammte und ſchlackte über meinen Verſtand her, daß nun eben hinaus die Zeit erfüllet wurde. Als abends der Wärter mit dem Waſſer und Brot kam, zeigte ich an, ich wollte morgen früh ausſagen. Und am nächſten Vormittag führte ich dem Mädchen den Streich übern Rücken, wie ich meinte, und gab ſie als die Denunziantin an. Ich dachte gar nicht daran, daß ich mich ſelber damit auf die Prügelbank legte, indem nun meine Majeſtätsbeleidigung bewieſen und bezeugt wurde; ich ſah nichts als den Schreck und die Gerichtsangſt und -Scham, die ich jetzund meiner Widerſacherin bereitete, und das tat meinem ſchmerzlichen Zuſtand wohl, wie denn überhaupt einem närriſchen Leiden nur mit närriſchen Mitteln beizukommen iſt; nachher muß der Patient dann allerdings auch noch die Koſten ausbaden, denn dafür gibt's keine Krankenkaſſen.

Dem Unterſuchungsrichter kam meine Ausſage erſt ſpaniſch vor; er wollte nicht glauben, daß eine Braut ihren leibeigenen Bräutigam denunzieren ſollte, und vermutete wieder eine Finte. Als ich dann die Achſeln zuckte und meinte, er könne das mit dem Glauben halten, wie er wolle, jedenfalls habe ich ſonſt nichts mehr zu melden, da ſagte er, die Sache ſei freilich

einfach: ob die Angabe ſtimme oder nicht, ſei diesmal gleichgültig; ſtimme ſie nicht, ſo komme ich wieder ein paar Zellen weiter, und zwar diesmal auf die Pritſche, ſo oder ſo aber auf die Anklagebank, indem ich ja nun bekannt und ſomit alles getan habe, was von einem ſo verlogenen und tückiſchen Individuum wie mir wünſchenswert ſei. Damit war ich in Wahrheit mit Verdacht und zudem in Ungnaden entlaſſen. Aber noch am Nachmittag desſelben Tages wurde ich in meine vorige helle Zelle zurückgebracht, und da konnte ich denn nach Kräften über das verlorene Wohlwollen des Richters und über den ſonſtigen Schaden nachdenken, den ich mit Hörnern und Klauen angerichtet hatte, während beim Unterſuchungsrichter die Akten geſchrieben wurden, aus denen ſich nachher der Staatsanwalt ſeine Meinung über mich bilden ſollte. Zwar ließ ich mich noch einmal vorführen und tat beim Unterſuchungsrichter Abbitte, ſo daß in die Akten geſchrieben werden mußte: „Iſt reuig", worauf ſie bei Gericht immer Wert legen, aber die Sache an ſich änderte ich damit nicht, ſondern nach Verlauf von weiteren vier Wochen ſaß ich auf der Anklagebank, und Melitta bezeugte, daß ich die Majeſtät geläſtert habe.

Inzwiſchen hatte ich aber meine Dinge geordnet und mich auf alle Weiſe auf ein übliches Urteil eingerichtet. Weil die Sache nun heraus war, durfte mich auch der Meiſter wieder beſuchen, und dem legte ich meinen Kram unter die Hand, außer meinem Sparkaſſenbuch, das wollte ich hier haben und bei meinem künftigen Gefängnisdirektor hinterlegen, damit er ſah, daß er es mit einem anſtändigen Menſchen

zu tun hatte. Der Meiſter war aus Rand und Band über das Mädchen und wußte und begriff von allem nichts; ſie hatte zu Hauſe über ihre Faſtnacht nichts bekannt gemacht, und ich dachte, ſie habe eigentlich recht, das ſei eine Angelegenheit unter uns, und half dem Alten auch nicht in den Wagen. Außerdem lief immer noch der alte Trotz und Groll nebenher: ich ſah ein, daß ſie ſich durch den Streich mit der Denunziation, indem er nun öffentlich geworden war, den Zuſtand zu Hauſe ſehr viel verſchlechtert hatte und jetzt unterm Unwillen mit ihrem Geheimnis erſt recht nicht herauskonnte, und da wollte ich ihr ſo wenig als irgend Vorarbeit tun. Beim Unterſuchungsrichter war es dasſelbe Spiel; er erfuhr weder von ihr noch von mir etwas über das Warum und Wieſo, ſo daß er mich wieder ein ganzes Teil beſſer behandelte, was ſie immer tun, wenn ſie Charakter ſehen und gern was erfahren möchten; hat man aber ſein bißchen Eigenes ausgeſagt, ſo iſt es ſofort vorbei mit dem Intereſſe, und ſie gucken einen nicht mehr an.

Was jedoch mein Sparkaſſenbuch anging, ſo verhielt es ſich ſo damit, daß acht Tage vor meiner Verhaftung tauſend Mark daraus abgeſchrieben, ſeither aber bis auf das geſtrige Datum, als ob ich nicht im Gefängnis ſäße, regelmäßig Spartaler eingetragen und richtig von der Kaſſe geſtempelt waren. Was alles nun wieder eine ganz neue Sache darſtellte, denn ich glaubte jetzt zu wiſſen, warum das Mädel mich denunziert hatte und im Gefängnis haben wollte. Ich konnte mir zwar nicht einbilden, wozu ſie das viele Geld gebraucht und was ſie damit angefangen hatte, aber von dem Augenblick

an, da ich die Entdeckung machte, trug ich richtig Angſt um ſie, wobei ſich denn wieder herausſtellte, daß ich ihr neben aller Unzufriedenheit immer noch etwas zugeneigt war. Ich bekam ſogar gewiſſermaßen Reſpekt vor ihr, nur mit viel Bedenken gemiſcht; ſie mußte doch in einer Art ein ganzer Kerl ſein, und ich meinte, daß da noch etwas Beſonderes dahinterſtecke, das ſogar nach der ganzen Anſicht und Empfindung, die ich von ihr hatte, nicht eben zu ihrer Unehre ausſchlagen müſſe; bloß: extra viel Vergnügen konnte kaum dabei ſein, und ich war ein Eſel, daß mir damals die Einbildung mit dem Tanzen und Amüſieren gekommen war, indem mir der Alte bei ſeinem Beſuch nach meiner Ausſage erzählt hatte, das Mädchen ſei auf alle Weiſe krank und liege dato ſogar im Bett. So ſchloß ich nun, da mein Schickſal in der Hauptſache entſchieden und bei mir nichts mehr zu bedenken war, Melitta in meine Sorge ein und dachte ſo viel über ſie nach, bis ſie ſich in meiner Phantaſie allmählich zur Märtyrerin und Doloroſa umwandelte und ich vor Andacht und Mitleid wieder glücklich bei den Heiratsplänen landete, wie vormals aus Übermut.

Dieſen gefühlvollen Subtilitäten wurde aber am Gerichtstag raſch genug abgeholfen, denn da wollte ſich von aller Erwartung nichts bewahrheiten, ſondern ſie ſtand bitter und trotzig im Saal und gab mit halblauter, klarer Stimme ihre Wiſſenſchaft zur Verhandlung. Bloß blaß war ſie geworden und ſchmäler und hatte ſich auch ſonſt verändert, ſchien mir, aber ich konnte mir nicht ſagen, wieſo. Und von Liebe war keine Spur, ſondern es wurde ganz deutlich, daß ſie mich

haßte und mich lieber geſtorben als lebendig geſehen hätte. Sie ſagte ganz ruhig und ſachlich aus, aber jede Ausſage war mir wie ein Hieb ins Genick, durch den Ton, in dem ſie über meinen Kopf weg von mir erzählte, als ob ich nicht da ſei, und doch zugleich ſich mit hundert Spießen und Meſſern umgab, als hätte ſie ſich für wunder was gegen mich zu wehren. Ich hatte richtig das Gefühl, als ſollte ich mit Verachtung eingeſchüchtert und mit Sein und Haben totgeſchwiegen werden, und wenn ſie's nur noch einen Gedanken höher trieb, ſo fiel ſie in Krämpfe. Da hielt ich mich ſtill und reſpektierte den Abſtand, ſagte nicht mehr als Ja und Nein, und wenn die Fragen des Richters aufs Perſönliche kamen, ſo antwortete ich, das gehöre nicht hierher, ſo daß ſich der ganze Gerichtshof vor Verwunderung nicht zu laſſen wußte, denn von ihr war außer betreffs die Anklage überhaupt keine Antwort zu bekommen. Doch nahm ich mir vor, gleich nach dem Urteil um ein paar Worte mit der Zeugin zu bitten, unter vier Augen natürlich, bekam das Anſuchen auch gewährt, nur daß ein Gendarm an der Türe blieb.

Da ſtanden wir denn nun voreinander, ich hatte meine ſechs Monate und ſie ihren Willen. Sie ſah verbiſſen an mir vorbei, irgendwo an die Wand hinter mir, und ich ſagte mir, von der wirſt du ſo wenig eine Auskunft kriegen wie der Richter, ſprach ſie aber immerhin an. Ich wollte ſie nur etwas fragen, und ſie ſollte gerade mir eigentlich die Antwort jetzt nicht ſchuldig bleiben. Sie ſagte nichts darauf, bloß die Lippen kniff ſie etwas zuſammen. Da fragte ich ſie, warum ſie mich ins Gefängnis gebracht habe, und

was das mit den tauſend Mark bedeuten ſolle. Es brauche ſich niemand vor mir zu fürchten, indem ich keinen auf die Anklagebank reden werde, wie andere Leute mich; bloß das Wort ſolle man mir gönnen, damit ich mich danach richten könne die nächſten ſechs Monate. Ich ſah wohl, daß ihr allerlei durch den Kopf fuhr, während ich redete; einmal blickte ſie mir ſogar geradeaus ins Geſicht, aber nicht erſtaunt oder gerührt, ſondern mit Mißtrauen und Abneigung. Von allem, was ſie über mich dachte, machte ſie nichts laut, ſondern ſah von meinem Geſicht weg mit einem merkwürdigen Blick an ſich hinunter, und dann wieder an mir vorbei an die Wand hinter mir. Endlich ſagte ſie mit dem vorigen Trotz im Geſicht: „Sie machen ja doch nichts mit dem Geld,“ und kniff die Lippen wieder zuſammen.

Mit dieſer Antwort war ich vorerſt ſo klug wie zuvor, denn daß ich nichts damit machte, war doch kein Grund, mich um tauſend Mark zu bringen! Außerdem hatte ſie ja gleich angefangen zurückzuzahlen, und wurde dadurch helle, daß ihre Auskunft der reine Hohn war. Sie betrachtete mich wie eine Sache, benützte mich, ohne mich lange zu fragen, und hing mich nachher, wie ſie wollte; wenn man ſich nicht ihre Unvernunft und ihre Gehetztheit, die daraus entſprang, vor Augen hielt, ſo konnte man ſich über ſie ärgern und aufbringen, was ich aber nicht tat; nur melancholiſch wurde ich wieder über dem Rätſel und der üblen Behandlung. Nachdem ich ſie noch ein Weilchen betrachtet hatte, kehrte ich mich ab, um meine ſechs Monate anzufangen, da fiel mir der merkwürdige Blick ein, mit dem ſie

vorhin an ſich hinuntergeſehen hatte, und ich drehte mich noch einmal nach ihr um. Da ſtand ſie wie eben, unfröhlich und blaß, ſah an mir vorbei an die Wand hinter mir, und war mütterlich. Das fuhr mir nun direkt in die Knie, und ich ſpürte deutlich, wie dort die Kraft von mir ging; ſie ſtrömte von mir aus wie Gas aus dem Ventil, derweilen in meinem Kopf eine Helligkeit nach der andern aufging; und vor jeder erſchrak ich, denn jede ſagte mir: Du haſt gemeint, es iſt ein Kindskopf, nun iſt's eine Mutter! Aber mittlerweile trat der Gendarm heran und ſagte, die Zeit iſt vorbei. Da kehrte ſie ſich ohne weiteres um und ging ruhig und geradeauf hinaus. Sie wartete keinen Abſchied ab und machte auch keinen. Und die Tür zog ſie hinter ſich zu, ohne ſich danach umzudrehen, wie man ſonſt tut.

Darauf fuhr ich mit dem Gendarm im Gerichtswagen nach dem Gefängnis, und unterwegs fiel mir auch das andere ein. Der Alte hatte mir doch erzählt, daß der junge Ofenbauer eine Erfindung gemacht und das Patent darauf bekommen habe; auch ſei allbereits ein ſtarkes Geſchäft im Zuge mit dem neuen Artikel und der Geſellenbeſtand innerhalb vier Wochen geradeaus verdoppelt worden. Da war doch auch wohl mein Geld hingekommen, und ich hatte nun neuen Stoff zum Nachdenken. Während alſo ein Ofenbauer ſich umtat, ein Mädchen verführte, Erfindungen machte und ein Geſchäft in Flor brachte, ſchmollte ich viereckig im guten Tag herum, befaßte mich mit Majeſtätsbeleidigungen, verdiente Dunkelarreſt wie ein ſchlechter Rekrut, und ſaß zu guter Letzt trotz aller klaren Un-

nötigkeit ſechs Monate Gefängnis ab. Der Ofenbauer hätte ſich nicht ſo ſelber hineingeritten, den hätten ſie entlaſſen müſſen aus Mangel an Beweiſen. Und was Melitta ſagte, daß ich doch nichts mit dem Geld machte, das hatte ſeine Richtigkeit. Im beſten Fall kaufte ich einmal ein Geſchäftchen damit und ſchlug dann ſo gerade Eſſen und Trinken heraus und einen Feiertagsſchoppen. Was war aber mit dem Aufwand groß gewonnen? Ein Schuſter mehr und ſonſt nichts. Und derweilen wurde der Ofenbauer nebendran ein Kerl und Fabrikant, und ſeine Kinder wurden junge Herrſchaften. Und ringsherum tat ſich was mit Unternehmungen und Beiſpielen, und ich hatte an nichts einen Anteil und ein Recht zum Mitfreuen. Denn daß ich ſelber was mittat und leiſtete, dafür kannte ich mich zu gut. Ich war ein tüchtiger Arbeiter und ſolider Sparer, aber zum Erfinden und Unternehmen hatte ich nicht den rechten Teufel, und da war es doch eigentlich ſchade für das Geld, daß es ſo dalag und nichts bewies außer drei Prozent Sparkaſſenzinſen.

Wenn man ſo hinter ſtillen Mauern ſitzt und über ſeinen Zeitlauf ſpintiſiert, ſo kommt man mitunter auf Einfälle. Man merkt allerlei, was man draußen nicht gemerkt hätte, und rechnet manchmal ganz anders. Vielleicht entdeckt ja mal einer eine gute Seite an ſich, die er bisher nicht geſpürt hat, aber meiſtens wird's darauf hinauslaufen, daß man langſam aus dem Hochmut fällt und einſieht, man iſt nichts anderes und beſſeres, als wofür einen ein Vater gemacht hat, nämlich ein Mitläufer. Daß der Sums

ein Ende hat, ſo ſchrieb ich nach den erſten vierzehn Tagen Gefängnis dem Ofenbauer einen Brief, ob er meine viertauſend Mark in ſeinem Geſchäft anſtellen könne, und was er mir Zins gebe. Halfen ſie ihm auf die Höhe und machte er ſeinen Weg, ſo hatte ich meinen Anteil am Erfolg, und war zudem ein Kapitaliſt. Dann vergrößerte ſich langſam mein Vermögen und verdoppelte ſich, und wenn's mal zehn- oder zwölftauſend waren, ſo wollte ich Hausbeſitzer werden, ſolange aber keine Dummheiten machen mit einer mageren Meiſter- oder auch Liebſchaft. Und ein Hausbeſitzer iſt ſo nötig wie ein Pfarrer oder Schneider, damit die armen Leute zu wohnen haben. Nach vier Tagen war eine Antwort da vom Ofenbauer, das Geld komme ihm recht, und er gebe mir ſechs Prozent, aber ich müſſe ihm die Summe zehn Jahre ſicher ſagen. Dann machten wir noch ein Reugeld aus für den Fall, daß ich mein Kapital eher zurückzog, und das Geſchäft wurde beſchloſſen. Später, nach zwei Jahren, wurde ich ſtiller Teilhaber und bekam in guten Zeiten bis zehn Prozent Zinſen, einmal ſogar zwölf. So viel hätte ich aus dem beſten Leder nicht herausgeklopft.

Aber ſieh mal an, da iſt's ja richtig Nacht geworden über unſeren alten Zeitungen. So was! Wenn du nun nicht darunter eingeſchlafen biſt, ſo kannſt du einmal die Lampe anſtecken; ich will nach dem Feuer gucken. Wie ſpät mag's eigentlich ſein?

Wenn einem jungen Affen von meinem Jahrgang was Beſonderes vorgeſtoßen iſt, ſo weiß er nachher nichts zu tun, als die Augen aufzureißen: Denk

mal an, hja! oder er wird lebendig und bekommt's mit der Wichtigkeit. Manchmal kommt er auch hintereinander in beide Umſtände, wie zum Beiſpiel ich nun. Denn nachdem ich die Lampe angeſteckt hatte, ſah ich mich erſt einmal nach meinem Kollegen und Zimmerwirt um, der ſo merkwürdige Dinge erlebt und ſie mir erzählt hatte. Jetzt kauerte er vor dem Ofenloch und ſchimpfte auf das Feuer, daß es aus ſei, und ich ſtand am Tiſch und wunderte mich, daß er das war. Ich ſah auf ſeinen angegrauten Kopf hinunter und dachte, daß ich eigentlich an ſeiner Stelle mich nicht ſo vertraulich gegen einen jungen Menſchen wie mich ausgelaſſen hätte, und wunderte mich erſt recht, kam mir auch ſehr gereift und klug vor, und geriet über alle dieſe Entdeckungen in eine mäßige Freude, die mir umgehend als Beweglichkeit in die Glieder fuhr. Und als ich mich umſah, wie der Stunde ihr Opfer zu bringen ſei, geriet ich über meine Akkordzither, auf der ich mit Bergers Lieblingsſtück, dem Pariſer Einzugsmarſch, ſogleich das Feſt begann. Berger zeigte aber nicht viel Sinn für die Huldigung, ſondern nachdem ich mit drei oder vier Tondichtungen laut geweſen war, hieß er mich mitten in der Elſepolka beiſeite gehen, damit man das Abendeſſen auftiſchen könne. Während des Eſſens ließ er ſich denn auch geringſchätzig über meine Akkordzither aus; es ſei kein rechter Klang drin, das töne wie über Naſen geſpannt; wenn einer Zither ſpielen wolle, ſolle er ſich auch eine richtige Tirolerzither anſchaffen oder es ganz laſſen; außerdem ſpiele ich immer die gleichen Stücke und mache immer dieſelben Fehler, und das

ſei langweilig. Darauf kam er überhaupt auf meine Eigenſchaften zu reden und meinte, ich werde noch viel zu lernen haben, indem meine Grünheit noch eine ſtarke Sache ſei und manchmal zu denken gebe. Er ſprach ſich ſo rund und herzlich aus, wie einer, der ſich im ſtillen über einen anderen ärgert und über ſich ſelber mit, und nun dem anderen dafür bedächtig alle Töpfe der Reihe nach mit Eſſig füllt. Er hielt nicht viel von meinen handwerkerlichen Ausſichten, indem ich am letzten Ende nicht gerne arbeite und lieber Flauſen mache. Wenn einer morgens und abends zum lieben Heiland bete und zur Nacht noch in den chriſtlichen Jünglingsverein laufe, ſo ſei das eine betrübliche Zuverſicht für ſeine Freunde und Kollegen. Es gebe nichts Ungeſunderes als einen jungen Menſchen, der immer an ſeinem Herrn Jeſus herumtaſte; dabei wolle der Herr mit ſo naſeweiſen Maulaffen garnichts zu tun haben, ſondern es ſeien ihnen ausdrücklich die jungen Mädchen an den Weg geſtellt, daß man an die ſeine Süßigkeit los werde. Es ſtehe überhaupt noch weit aus mit meiner Kerlwerdung; ich ſinge Schul- und Miſſionslieder, wiſſe kein Bier zu trinken und ſitze jeden Abend und Sonntags, den ich nicht bei den frommen Brüdern verbringe, zu Hauſe. Warum ich bei dem ſchönen Wetter nicht ausgegangen ſei? Überall könne man Schlitten fahren und Eislaufen, und bei Frauenzimmern Dank verdienen; ich ſolle jedenfalls ſehen, daß ich noch auf eine Stunde verſchwinde; er wolle mich nicht den geſchlagenen Tag auf dem Hals haben.

Daß ſie auf verſchiedenen Regiſtern pfeift, das iſt das Eigene an der Orgel und ſetzt ſie in Reſpekt. Nun aber war das gerade wie eine Tür vor den Kopf oder ſelber köpflings aus der Tür geworfen, ſo daß es mit der Feierſtimmung und Vertrauensmunterkeit augenblicks aus und aller mögliche Abſtand ringsherum entſchieden wieder hergeſtellt war. Es dauerte auch nicht lange, ſo ſtapfte ich durch den friſchen Schnee die Straße hinab, um in der Laterne zu verſuchen, ob ich heute nicht wirklich doch einmal Bier zu trinken verſtehe, brachte es auch auf drei Seidel und ein kleines, kam in verdunkeltem Zuſtand nach Hauſe und ſchlief die Nacht wie ein Denkmal. Das hinderte aber doch nicht, daß ich am anderen Morgen früh mit wachen Augen auf dem Rücken lag und mich über die beiden närriſchen Nachbarsleute freute, die ſich vor Zeiten einmal ſo nachdrücklich genaſenſtübert und dann doch ſo glatt nach rechts und links auseinandergerechnet hatten. Dazu webte und wimmelte an der Wand das Schattenſpiel, das die Straßenlaterne vom Schneefallen durchs Fenſter hereinwarf. Die Kanarienvögel zwitſcherten im Traum. Der Star ſchnarchte. Ab und zu klingelte draußen ein Milchfuhrwerk oder -Schlitten vorbei, oder murmelte ein Morgengeſpräch vorüber. Dann raſſelte unſer Wecker, die Frühglocken begannen zu läuten, und die neue Woche war wieder einmal eröffnet. Wir ſtanden auf. Berger bereitete den Kaffee; ich machte das Bett und wichſte unſere Schuhe. Reden wurden weiter nicht gehalten dabei. Und nachdem alles getan und genoſſen, auch ein Zehnuhrbrot in die

Taſche geſteckt war, machten wir uns auf den Weg nach unſerer Arbeitsſtelle.

Zu einer bequemen Tageszeit ſchritten wir durch die Torfahrt und über den Hof, wo die Ofenbauergeſellen durch den neugefallenen Schnee von Haustür zu Haustür Wege bahnten. Sie trugen alle ſieben ſilberne Generalsachſelſtücke auf den Schultern, denn es ſchneite unentwegt weiter, und um die Laterne herum hatte ſich ſchon eine richtige Winterfeſtung aufgebaut. Auf unſerer Treppe begegneten wir Frau Melitta, die von unſerer Meiſterin, ihrer Mutter, kam. Wir grüßten ſie mit Lüftung unſerer Hüte; ſie dankte wie es einer fremden Meiſterin zukommt, kurz und geradeaus, ohne uns ſonderlich Licht leuchten zu laſſen, und es zeigte außer mir niemand Luſt, ſich weiter bei dem Morgenſegen aufzuhalten. Eine Freundſchaft, merkte ich, hatte ſich da immer noch nicht geſchloſſen.

In der Werkſtätte waren wir die erſten am Platz; auch der Meiſter war noch nicht zur Hand. Es lag noch Arbeit vom Samstag vor, und die dehnſame Gemächlichkeit des Vorſilveſters war auch noch vorhanden. Nach einer Stunde kamen die anderen Kollegen nacheinander angeſchlendert und ließen unverweilt ihren Sonntag wieder aufleben, indem geſtern der eine dem anderen ſein Mädchen ausgeführt und der dritte den anderen beiden die Zeche hatte bezahlen müſſen, was nun alles zur Abrechnung und Verhandlung kam. Und gegen elf Uhr erſchien der Meiſter mit dem Ofenbauer in der Werkſtätte, und der Ofenbauer ſtach nach dem Gutenmorgen ſofort unſeren Altgeſellen an, wie es

denn nun ſtehe und ob Berger mit hundertzehn einverſtanden ſei.

Es zeigte ſich jedoch, daß Berger nicht einverſtanden war, denn er machte ruhig einen neuen Brand in ſeine Pfeife, und ſagte dann ganz einfach und höflich: „Nein“.

Der Ofenbauer ſah halb ärgerlich und halb luſtig unſeren Meiſter an: „Hat der Menſch Worte?“ Dann bot er hundertfünf.

Berger ſagte wie vorhin: „Hundert, wenn's beliebt, Herr Bonfrere. Das iſt genug.“

„Hundertzwei,“ bot der Ofenbauer.

Berger ſchüttelte den Kopf, nahm den Stein auf den Schoß und griff nach dem Hammer, um eine Sohle zu klopfen. In dieſem Augenblick erſah das Auge des Nachbars mich, der ich zu dem Handel bereits die Ohren ſpitzte, und ſofort kam ich mit ins Feuer.

„So nun her, Gottliebchen,“ ſagte er zu mir, „wenn Ihr was los habt. Ihr habt ja am Samstag meine Tochter zum evangeliſchen Glauben bekehrt: bekehrt mir jetzt auch den Berger, ſo will ich Euch was zugute halten. Kommt mir die Melitta Samstag Nacht nach Hauſe und ſagt friſchweg zur Alten: ‚Mutter, es gibt ja gar keinen Papſt, der Gottlieb hat's geſagt, und der weiß es von ſeinem Pfarrer; das iſt alles nur ſo vorgemacht, damit die Pfaffen ihre Pfründen nicht los werden und das Volk nicht zu helle in den Staat guckt.‘ So'n Konfirmand! Das Mädel wird ſich wohl bei Euch bedanken für die Tachteln, die ſie empfangen hat, aber nicht vom Heiligen Geiſt. Meldet Euch doch zu den Miſſionsbrüdern und gehet hin in alle Welt,

aber laßt mir mein Mädel ungeſchoren mit Luthern. Und Ihr laßt Eure Sohle ungeklopft, Berger. Zieht immer Euren Rock an und kommt mit aufs Amt, daß wir den Handel fertig machen. Nehmt das Haus, wenn's mal nicht anders iſt; der Handel iſt ſchlecht genug, aber man kann Euch wegen ein paar tauſend Mark doch nicht gleich die Freundſchaft kündigen. Vom erſten Januar ab ſeid Ihr hier Hausherr. Na?"

Das war denn nun eine wirkliche Neuigkeit für uns. Wir ſahen einander an mit bunten Geſichtern und offenen Mäulern, und dann guckten wir zu Berger, was jetzt wohl weiter von ihm ausgehen werde. Drei Atemzüge lang war es völlig ſtill in der Werkſtatt; aller Augen hingen an dem künftigen Hausbeſitzer, der ſtill und geſammelt geradeaus durchs Fenſter in den Hof blickte und allem Anſehen nach eine große und ernſte Antwort in ſeinem Kopf bewegte. Endlich öffnete er den Mund.

„Mir iſt's recht," ſagte er langſam. „Aber den Schneehaufen um die Laterne müßt Ihr zuvor hinausſchaffen laſſen; ich will alles ſehen, was ich kaufe."

Die Laterne

Herr Martin Tuchſcherer ſtand eines ſchönen Sommer-Nachmittags um die Teezeit im Salon ſeiner eleganten Junggeſellen-Wohnung am ſüdlichen Fenſter und ſah durch das geöffnete in aufmerkſamer Erwartung die Straße entlang, die von Berlin heraufführte.

Herr Tuchſcherer war fünfunddreißig Jahre alt, von Erſcheinung reichlich mittelgroß, kräftig, brünett, trug einen ſchlichtwüchſigen Schnurrbart zwiſchen raſierten geſunden Wangen, und ließ außer klugen blaugrauen Augen auf dem Kopf eine leichte Glatze bemerken. Seine Kleidung zeigte ſich ſommerlich wohlgewählt, grau, modiſch im Schnitt, nicht billig, der Geſamteindruck ſeiner Erſcheinung tüchtig, unverzagt, energiſch, optimiſtiſch. Ein gemütvoller Zug ſchien durchaus zu fehlen. Er beſaß keinen verwandtſchaftlichen Anhang und hatte nach dem Ableben ſeines Vaters, eines Fell- und Pelzgroſſiſten in Berlin, deſſen Geſchäft mit Glück losgeſchlagen, und für das Geld und einige Hypotheken eine mäßige Gießerei außerhalb Berlins günſtig erworben, ſamt der zugehörigen Villa „Narziß", in der er ſich zurzeit befand. Einige müde Ausſtände, die er billig mitübernommen hatte, waren von ihm glatt und ohne Sentimente eingetrieben worden, unter dem Perſonal hatte er Muſterung gehalten, die Lieferanten waren geſchärft und die Abnehmer in Stimmung gebracht.

Digitized by Google

Es war Werktag. Aber obgleich Herr Tuchſcherer die Bedeutung der Minute ſehr wohl kannte und für gewöhnlich keinen Moment aus dem Auge ließ, ſtand er nun müßig an dem offenen Fenſter und ſah die Berliner Straße entlang. Er war dabei weder aufgeregt noch gleichgültig. Er freute ſich ſtill in ſich hinein und wußte daneben doch, daß er bereits die dreizehnte Minute verwartete. Bei Beginn der fünfzehnten ließ ſich, noch ziemlich weit hinter einer beladenen Eiſenfuhre, die zu ihm zielte, eine Staubwolke bemerken, aus welcher ſich im weiteren raſch ein Automobil herauskernte, das im Flug die Eiſenfuhre überholte und dann vor der Villa „Narziß" bremſte, gerade, als Herr Tuchſcherer aus dem Gartentor auf die Straße trat.

Dem Automobil entſtieg unter Herrn Tuchſcherers unnötiger Beihilfe mit ſicherer und harmoniſcher Bewegung eine etwa dreißigjährige elegante und ſchöne Frau. Es zeigte ſich ſofort, daß ſie eine hochgewachſene Geſtalt beſaß von echten, fröhlichen Formen, von denen ſie mancherlei veröffentlichte. Sie raffte beim Ausſteigen reiche und rauſchende Kleider zuſammen, und nachher rückte ſie einen ſilbergrauen Federhut auf ihrem vollen blonden Haar zurecht.

Als ihr Herr Tuchſcherer die Hand in den Wagen reichte, lachte ſie, nachdem ſie ſchon vorher ſehr zufrieden und fröhlich dreingeſehen hatte.

„'s iſt hübſch von dir, daß du noch lebſt," ſagte ſie und ſah Herrn Tuchſcherer freundlich und nicht ohne Liebe an. „Ich hab' heute nacht geträumt, du ſeiſt in die Spree gefallen, und ich ſtand mit der bekannten

Angſt am Ufer. Unſinn, natürlich. — Was tun wir nun zunächſt?"

Herr Tuchſcherer erwiderte den Blick in der gleichen zufriedenen Weiſe. Dann antwortete er, wenn es ihr alſo wirklich anſtehe, ſo wollten ſie abgemachtermaßen zuerſt ſeine Fabrik miteinander anſehen.

„Wird gemacht, verſteht ſich," ſagte ſie. „Jedoch mein Wagen — kann der bei dir unterkommen ſolange? Daß der Menſch ſich auch was zufügen kann."

Aber Herr Tuchſcherer entgegnete, daß ſie ihn überhaupt nach Hauſe ſchicken möge. Er habe heute abend Geſchäfte in der Stadt zu beſorgen, und da mache es ſich bequem und für ihn erfreulich, daß ſie mit ihm in ſeinem Wagen fahren könne. Das heißt, wenn ſie wolle.

„Das wäre," erwog ſie. „Iſt dein Wagen ſchöner als der meine?"

„Das kannſt du ja gleich ſelber ſehen."

„Herrgott, du mußt doch wiſſen — ja oder nein?"

„Ja. Bei allem Reſpekt vor prinzlicher Hoheit."

Sie wandte ſich lachend nach ihrem Chauffeur:

„Fahren Sie nach Hauſe, Karl. Und ſollten Sie unterwegs alle vier Räder verlieren und mit dem Wagen außerdem in die Sterne fliegen — nein, es wäre ſchade für Sie. Aber wenn Sie wo einen Bettler ſehen, ſo ſchenken Sie ihm doch um Gottes willen den Wagen. Nur die Decken müſſen Sie zuvor herausnehmen. — Und nun los."

Sie betrat mit ihrem Gaſtherrn den Garten, und Herr Tuchſcherer machte die Pforte hinter ihr zu.

Sie gingen auf weißem Gartenkies um die Villa herum, und kamen unter Geplauder durch eine kleine

Lindenallee gegen einen hellen Zaun. Hier blühte und leuchtete in allen Farben ein frischer Gartensommer, aber jenseits des Zaunes ragten schwarz und kahl die Mauern und der Schlot der Fabrik empor.

„Du mußt nun deine äußere Seele etwas in Obacht nehmen," sagte Herr Tuchscherer zu seiner schönen Begleiterin, „sofern du so duft aus der Affäre hervorgehen willst, wie du hineinsteigst."

Er öffnete das Tor, und sie betraten den Werkplatz. Da war das Eisen Herr, und Ruß und Rost gaben dem Wesen Farbe und Ausdruck. Es war auch ein Baum da, aber der stand kümmerlich im Laub, und das Wenige war grau oder welk. Darunter bemühten sich einige Arbeiter um ein halbes Schwungrad, das nach Herrn Tuchscherers Auskunft mit anderem Alteisen eingeschmolzen werden sollte, um alsdann in neuen Formen wieder ins praktische Dasein zu treten. Der Schatten des Baumes fiel an ihnen vorbei auf ein hohes, vielgeteiltes Fenster, das blind und innen mit Spinnweben behangen in der schwarzroten Giebelmauer des Fabrikbaues stand.

Unter diesem Fenster trat Herr Tuchscherer mit seiner Begleiterin durch eine Nebentüre in den Fabrikraum. Was von Arbeitern in der Nähe war, sah verwundert auf von dem Leuchten, das die elegante Frau mit ihrem Kleid in den Raum vorauswarf. Es waren ihrer nicht sehr viele, aber doch regte sich's überall mit mannigfachen Werkzeugen; Rollwagen fuhren dazwischen ab und zu; und im Hintergrund blitzte und donnerte es in einem kreisenden Gewitter von Rädern und Riemen. Tag- und Feuerscheine beleuchteten ein

ſinnvolles Werden und Vollbringen, und mit allem bewegte ſich ein abgemeſſener Fleiß um kleinen Vorteil nach größeren fremden Zwecken.

Unter Frage und Wegweiſung führte das Intereſſe der Stunde die beiden freudigen Menſchen gemächlich durch das rauhe Mühewalten, das Herrn Tuchſcherers Wille und Antrieb Tag für Tag im Gang hielt. Und als alles geſehen war, brachte der Prinzipal die ſchöne Elegantin durch die ſchon betretene Tür unter demſelben hohen blinden Fenſter hindurch ins Freie und in den Sonnenſchein zurück. Die Arbeiter im Hof hatten die Schwungradhälfte auf die Scheibe zu ſtehen gebracht, und der Baumſchatten verließ ſoeben das Fenſter, indem er ſich nach rechts gegen den Nebenhof hinzog, wo mehrere Reihen alter eiſerner Laternenpfähle aufeinandergeſchichtet lagen.

Durch den Zaun hindurch, der von dieſer Seite ſchwarz geteert war, gelangte Herr Tuchſcherer mit ſeinem Beſuch unterm Nachſehen der Arbeiter wieder in die kleine Lindenallee, und dann ſchritten ſie nebeneinander durch den Garten auf das Haus zu, in dem ſie nach wenig Zeit verſchwanden.

Darauf ſaß Herr Tuchſcherer ſeiner erfreulichen Geſellſchaft am Teetiſch gegenüber. Das Mädchen hatte aufgetragen und war entlaſſen, und Herr Tuchſcherer gewann von der verwöhnten Frau Lob für das Beſchaffenſein der vorliegenden Annehmlichkeit, die aus Kännchen und Taſſen dampfte und von allerlei zierlichem Flachgeſchirr lächelte. Herr Tuchſcherer erwiderte, es freue ihn, und dergleichen, und

dabei blieb es eine Weile. Aber dann räuſperte ſich Frau Margot.

„Sag mal, Martin, deine äußere Seele: ſteht die dir an? Ich meine ſo.“

Herr Tuchſcherer blickte auf.

„Ja; das kannſt du mir glauben, Margot. Im Ganzen natürlich. Hat ſie dir etwa nicht gefallen?“

„Gefallen — daß ich's ſage: ja. Imponiert ſogar. Gott, was verſteh' ich davon, nicht. Es hat Geſicht. Wie biſt du aber gerade dazu gekommen? Ich hätte eher was anderes erwartet, Spielzeug.“

„Ja, es tönte früher nicht eben nach Eiſen bei mir,“ entgegnete er. „Aber was willſt du: du gibſt ja auch zu raten. Einiges weiß ich zwar, das Wichtigſte jedoch nicht. Dein Vater hatte Schulden gemacht, und ein Major mit Schulden ſoll nicht ſein. Kam der Bankrott, der Prozeß, der ſchlichte Abſchied natürlich auch. Und dann — na ja, eine Kugel hilft meiſtens. Aber du — wo warſt du da?“

„Beim Prinzen, Martin.“

Er zog die Brauen hoch.

„Damals ſchon?“

„Sollte ich Hunger leiden?“

„Das nicht. Aber haſt du denn keine Ahnung von der Sache gehabt, wie ich dir im Frack vorkam?“

„Sogar eine ſtarke Ahnung hatte ich.“

„Warum haſt du mir denn da einen Korb gegeben?“

Sie führte ein Stückchen Erdbeertorte mit Sahne zum Mund, und er ſah ihr dabei aufmerkſam zu. Als es geſchmeckt hatte, antwortete ſie:

„Konnteſt du mich vor dem Gericht ſchützen, Martin?"

„— Ach ſo!"

„Na, und außerdem. Nimm's nicht ſchief, Martin, aber du haſt da vor mir deine Fracknähte ausgeſpannt und oben heraus geſchwitzt und Geſichter geſchnitten — ſag mal, haſt du da eine große Meinung von dir gehabt?"

„Nun, das juſt nicht," entgegnete er etwas kleinlaut: „Aber mußteſt du mir darum ſo grob kommen?"

Sie nickte.

„Ja, Martin. Weil ich dich kannte. Aber du kannteſt mich nicht. Und meine Situation — jetzt wollte ich ſie dir ſchon eher anvertrauen, wenn du dir da was draus machſt."

„Ja, danke. — Wird der Prinz dich heiraten?"

„Ich glaube nicht, ſonſt ſchenkte er mir kein Automobil."

Herr Tuchſcherer wog dieſen Ausſpruch in ſeinem Sinn. Dann beugte er ſich mit Entſchluß gegen ſein Viſavis und ſagte halb mit Beſorgnis und halb mit Neugierde:

„Erlaube mal, wie ſtellſt du dir da deine Zukunft vor?"

Es zuckte um ihre Augen.

„Wie ſtellſt du dir den Sultan von Surinam vor?"

Er wunderte ſich.

„Gar nicht," entgegnete er ungewiß.

„Alſo. Vergangenheit iſt ein Tier ohne Beine; aber die Zukunft? Beine ohne Tier. Was tue ich mit ſo was? Du meinſt wegen meiner Zivilverſorgung? Meine Gegenwart gehört mein ganzes Leben lang mein."

Es war darauf ſtill in dem gefälligen Gemach; nur das Eßzeug klapperte leiſe am Porzellangeſchirr. Aus einer Ecke heraus ſah die Aphrodite In-den-Gärten verlegen dem manierlichen Wohlſchmecken zu, und Mona Liſa lächelte aus einem dunkelgoldenen Flachrahmen nach ihrer alten feinen Weiſe auf dies beſondere Stück Leben herab.

Endlich unterbrach Frau Margot das Schweigen.

„Woran denkſt du, Martin?“

Er räuſperte ſich und ſah unter Gedanken nach dem ſüdlichen Fenſter.

„Woran ich denke? Ich glaube, ich werde dir das nicht ſagen, Margot.“

„Dann nicht. — Aber du erzählſt mir doch, wie es dich ſeither getrieben hat? Wie kommſt du zwiſchen dies Eiſen hinein? Und wo haſt du deinen neuen Stil her? Das muß doch ſeinen Vorgang haben.“

Herr Tuchſcherer goß ſich eine friſche Taſſe Tee ein und entnahm der Zuckerſchale ein Stück Zucker.

„Hat es auch,“ entgegnete er. „Und zwar ſehr.“ Und nach wenigem Überlegen hob er an, zu erzählen.

Als ich bei dir meinen Korb weg hatte, Margot, da kam ich vorerſt in die Weinerlichkeit zu ſitzen und hatte eine Zeitlang kleine wohlgezogene Wutanfälle, die ſich an Lehrling und Ausläufer unſchädlich vertobten. Freunde beſaß ich keine —“

„Haſt du jetzt welche?“

„Ja. Das Geſchäft war mir ohnehin gleichgültig; da ſagte ich mir nun vollends: wozu? tat aber nach wie vor jedem Quark ſeine Ehre an. Ich vernach-

läſſigte mit ſentimentaler Abſicht mein Äußeres, und genierte mich, wenn ich im Reſtaurant darum angeſehen wurde. Ich ſuchte mich zu betrinken, und wagte mich nicht über das letzte nüchterne Glas hinaus. Ich wollte auch ein liederliches Leben mit Weibern anfangen, hatte aber nicht Herz und Lunge zur Anrede.

Eines Tages hieß es, dein Vater ſei kurz abgeſprungen. Ich wollte dich beſuchen und dir die ritterliche Hand reichen. Aber das Haus war leer, und die Portiersfrau machte ein zweideutiges Geſicht, wie ich nach dir fragte. Nach etwa vierzehn Tagen erfuhr ich, daß der Prinz dir gehöre. Zu der Zeit bekam ich einen übeln Geſchmack in den Mund. Vielleicht kam er von der Leber, vielleicht auch von der Milz; ich weiß es nicht. Er nahm täglich an Stärke und Scheußlichkeit zu, ſo daß ich anfing, daran zu denken, ich wolle mir das Leben nehmen. Ich begann mich vor mir ſelber zu ekeln. Ich ſchämte mich vor den Bildern an der Wand, vor der Sonne am Himmel und im weiteren auch vor dir, wenn ich an dich dachte. Es war eine Blamage: der Prinz hatte dich ſo, ich bekam dich nicht einmal als rechtmäßige Frau; ich mußte dir doch wohl als ein dummer Junge vorkommen. Für einen dreißigjährigen Menſchen iſt das eine elende Erkenntnis, und eines Mittags, während die Angeſtellten fort waren, ſuchte ich mir auf dem Lagerboden einen Strick und nahm mir vor, mich in der Nacht irgendwo aufzuhängen, im Tiergarten, oder an der Spree am Schleswiger Ufer, wo ſpät keine Menſchen mehr gehen, vom oberen Geländer gegen die untere Straße hinab.

Ich hatte ſpät am Abend ein Geſchäft in Charlottenburg, das ich noch genau erledigte. Gegen neun Uhr ſtieg ich an der Halteſtelle Tiergarten aus der Stadtbahn und trat mit anderen Menſchen auf die Charlottenburger Chauſſee hinaus. Die einen wandten ſich dahin, die anderen dorthin; ich ſchlug mich mit meinem Fellbundſtrick in der Taſche über die Straße in den Tiergarten.

Zuerſt kam ich an die Schleuſe, wo das ſtille Backſteinhaus ſteht, in dem die Paraffinmodelle für die Schiffe unſerer Flotten angefertigt und mit Liſt, Fleiß und vielen feinen Apparaten ausprobiert werden. Das kam mir ſchwermütig und nutzlos vor. Immer machten ſie Schiffe, und immer gingen die Schiffe unter. Sie ſollten's doch endlich aufgeben.

In der Schleuſe ſtanden zwei Schleppkähne, einer mit Kohlen, der andere mit Ziegelſteinen. Sie hatten ſo ſchwer geladen, daß ſie bis an den Rand ins Waſſer hineingedrückt wurden; wenn Wellen gekommen wären, ſie hätten über Bord geſchwemmt. Als die Schleuſe vollgelaufen war, öffneten die Schließer das Tor; die Schiffer ſetzten ihre Stangen in den Grund, warfen ſich mit den Schultern gegen die Querhölzer, die daran angebracht waren, und ſtießen die Kähne hinter ſich mit den Füßen ins obere Fahrwaſſer hinein. Alsdann wurden zwei Schiffe von dort in die gefüllte Schleuſe geſchoben, das obere Tor geſchloſſen und durch das gegenüberliegende das Waſſer bis auf die untere Waſſerhöhe abgelaſſen. Nachher kamen von unten zwei Schiffe mit Eiſen und Fäſſern herbei, die in die obere Fahrſtraße geſchleuſt werden wollten, und hier

wie dort warteten an den Ufern entlang ihrer zehn und noch mehr, bis ſie auch daran kamen. Sie führten Holz, Eiſen und Steine aneinander vorbei von Potsdam nach Berlin und von Berlin nach Potsdam. Wenn ſie's am Ort ließen, war's gerade ſo gut, bloß daß man die Arbeit und Plage geſpart hatte. Überhaupt und überall: man machte ſich mit Kunſt dies und das zu ſchaffen, gab einander etwas dafür und ſprach: ‚Paß auf, das iſt was wert'. Welche kutſchierten den ganzen Tag mit Pferd und Wagen herum und ſagten: ‚Das iſt unſer Beruf.' Andere bauten kleine Häuschen auf die mächtige Erde und ſprachen: ‚Daß es ja Stil habe!' Als ob die Erde nicht ebenſo wohl dran geweſen wäre, wenn man nichts getan hätte. Man wollte die Erde ſchmücken! Das war doch Narrheit. Die war herrlich allein! Man wollte ſich durch Kultur erheben. Wozu? Man mußte doch ſterben. Vielleicht noch eher. Es war wohl richtig: Müßiggehen ſah auch ſchändlich aus. Fleißigſein und Müßiggehen war gleich dumm und zwecklos.

Unter den Bäumen des Tiergartens ging die Liebe um. Floren und Aphroditen bewachten von bekränzten Piedeſtalen herab das Weſen. Auf vielen Bänken wurden Verſe geſprochen und Lebensgeſchichten erzählt. Manche hielten ſich in den Armen und wiegten ſich ſummend hin und her. Andere ränkelten ſich aneinander hinauf und rieben Schultern und Wangen aneinander wie Pferdchen. Sie taten und duldeten mit Vergnügen, was zu tun und zu dulden war; ſie befanden ſich wohl dabei und ſahen mich einzelnen vielfach neugierig oder auch von oben herab an.

Wenigſtens kam mir's ſo vor, und ich begann mich zu fragen, wer von uns nun eigentlich närriſch ſei, ſie mit ihrer täppiſchen Seligkeit um nichts, oder ich in meiner wohlbegründeten Todesabſicht und Einſamkeit. Sie waren die vielen, ich der einzelne. Aber konnte ich nicht trotzdem recht haben? Sie waren alle jünger als ich; ſie ſtolzierten in ihrer grünen Affenheit und hatten noch nichts erfahren und erlebt. Ich jedoch glaubte zu wiſſen, warum der jüdiſche Weiſe ſein großes ‚Eitel' über das berühmte und vielgeleſene Kapitel Daſein geſchrieben hatte.

Irgendwo am Waſſer ſtand eine mächtige hundertjährige Buche. Die ſpiegelte ſich ſorgfältig in ihrer ganzen Höhe von der Wurzel bis zum Wipfelneſt in der klaren, flüſſigen Fläche. Manches war im Bild aus der Tiefe herauf durchleuchtet, was ich am Baum ohne Licht ſah. Es war eine merkwürdige Größe und Bedeutung in dem Umſtand, und zugleich auch eine unendliche Sorgfalt und Zufriedenheit. Aber ich dachte: wozu? und ging unruhig weiter.

Die Tiergartenſtraße entlang kam ich in die Siegesallee, wo ich an einer Seite den Marmorbildern mit einer gewiſſen neuwachen Aufmerkſamkeit anſchauend nachging. Einige davon dünkten mich nun brave Arbeit. Dem Markgrafen Johann II. brannte zu beiden Seiten im elektriſchen Licht eine Gruppe Königskerzen; es nahm ſich eigen und feſtlich aus. Dabei machte ich mir fortwährend Gedanken, was an mir ganz neu war; ich hatte mir früher nie beſonders Gedanken gemacht. Ich fragte mich, wie es denn nun mit dem Ruhm beſchaffen ſei. Denn hielt der Nach-

ruhm einer kritiſchen Betrachtung ſtand, ſo war es fatal für mich, daß ich mir keinen erwerben konnte, indem ich weder König noch Dichter oder Kanzler war. Indeſſen ſtellte ſich bald heraus, daß da auch genug Zufall und Laune im Spiel ſei. Wer war das: Johann II.? Wenn der Kaiſer nicht den Einfall gehabt hätte, ihn mit der ganzen Reihe in Marmor aushauen zu laſſen, ſo hätte ich nie etwas von ihm erfahren. Und doch wäre dann ſicherlich für ihn wie für mich alles ſo gut oder ſchlecht geblieben, als es ohnehin ſchon war. Das Schönſte, was ſeine Exiſtenz für mich bewirkte, waren die Königskerzen, die jetzt zu ſeinen Ehren neben ſeinem Marmor brannten; und dafür konnte er nichts. Der Alte Fritz war ſo gut tot, wie der Fritz des Schneiders Hitzig, der geſtern von einem Automobil überfahren worden war, und es ſtand nirgends geſchrieben, daß das Königreich Preußen nicht ohne ihn weiterbeſtanden und das Deutſche Reich ohne Wilhelm I. nicht auch zuſammengekommen wäre. Das konnte man gar nicht wiſſen. Außerdem: was war der Welt damit gewonnen, daß es ein Deutſches Reich gab? Was ſchadete es der Erde, wenn es keines gäbe, ja, wenn es überhaupt weder Reiche noch Menſchen gäbe? Darum ſtürzte der Ruhm in dieſelbe Grube wie die Tugend der Arbeit und die Liebe. Ich bekam den übeln Geſchmack wieder, und der Prinz ſtieß mir auf. Ich kehrte mich ab und nahm die Richtung gegen die Spree.

Dort kam ich zu den fröhlichen Zelten, wo Nacht für Nacht unter Bäumen in Bogenreihen die zehntauſend Lampen glühen. Zwanzig Kapellen ſpielten

zu gleicher Zeit, und wie auf einer Meſſe wogte und trieb in und vor den Gärten die Unmenge ſchnoddrigen Volkes durcheinander. Der Tanzſchritt ging vor, und in der Tiefe unter den elektriſchen Lichtern glomm allenthalben mit Funken und kleinen, ſchwülen Blitzen die dunklere Glut unternehmender Mädchenaugen. Dazwiſchen waren Kavalleriſtenſäbel, Kommisſtehkrägen, Arbeiterfäuſte und Schutzleute zu Pferd. Es gab ſchlechte Biere, Selterswaſſer, aufgewärmte Schmorbraten, und jeden Freitag Abend Frikaſſee von Huhn.

Irgendwo über der Straße an einer Plakatſäule ſtand ein Mann mit einem Rattenfänger an der Leine. Im Garten gegenüber konzertierte eine Ulanenkapelle. Wenn die Muſik nicht ſpielte, ſaß der Hund ganz vernünftig neben ſeinem Herrn und ſah gegen die Leute. Sobald die Muſik einſetzte, ſchloß er herum und begann wie verrückt im Sand des Reitweges zu wühlen, der dahinter vorbeiführte, und wühlte, ſolange Muſik war; nachher ſetzte er ſich wieder ruhig neben ſeinem Herrn.

An der Säule klebte ein feuerroter Anſchlag folgenden Inhaltes: Lieber guter Otto, ich flehe dich tauſendmal um Verzeihung! Komme wieder, bitte, bitte! Du weißt ja, daß im Zorn geſprochene Worte nicht ernſt zu nehmen ſind. Es ſoll alles geſchehen, was du willſt, nur komme zurück zu mir! In Verzweiflung deine Dörte.

Fremde Not erinnert an die eigene, und es wurde mir trübe vor den Augen; aber als ich an den Prinzen denken wollte, ſchüttelte ich den Kopf, daß der Gedanke gleichſam auseinanderfiel. Ich ging weiter der

Spree entlang und kam an das Schleswiger Ufer. Ich dachte dabei über das Leben nach. Es mußte doch etwas darin ſtecken, daß es die Menſchen mit ſo großer Hingebung und Leidenſchaft betrieben. Manche ſchlugen ſich ſogar tot um das Leben. Andere allerdings brachten ſich in Heimlichkeit ſelber beiſeite. Woher rührte das nun? Es war doch immer dasſelbe eine Leben, das über Gräbern und Abgründen ſeine Laſten bewegte, ſeine Feſte feierte und ſeine Sünden weiter pflegte. Wer war beſſer daran, der unten im Finſtern lag oder der ſich oben im Licht wehrte?

Inzwiſchen war ich völlig am Platz angekommen, den ich mir für mein Vorhaben ausgedacht hatte, und ſtand ſchon eine ganze Weile vor einer Gaslaterne. Ich wartete dabei, bis dieſe Gedankenfolge vom Leben zu Ende ging, wie man auf den Abſchluß einer vorbeifahrenden Wagenreihe wartet, weil man über die Straße möchte. Ich wollte etwas denken, das mit der Laterne und mit meiner unluſtigen Abſicht zu tun hatte; wie ich dann aber ſo weit kam, dachte ich nicht das, was ich erwartet hatte.

Haſt du ſchon eine Straßenlaterne betrachtet, Margot. Nein. Und doch hat ſie Form und Geſtalt wie alles. Nun, in dem Augenblick fiel mir ins Geſicht, daß die Laterne liederlich und ganz gewöhnlich gebaut war: unten etwas wie ein Sockel, dann eine Röhre drauf und oben der Glaskaſten. Das war ſo geiſtlos wie möglich, und an dieſer Geiſtloſigkeit ſpürte ich zum erſtenmal meinen eigenen Geiſt. Man empfindet ja auch einem Krüppel gegenüber ſeine eigenen ge-

ſunden Glieder. Der Gedanke, daß Tauſende ſolcher gegoſſener Wichte in unſeren Straßen herumſtehen und -leuchten, verdroß mich; er weckte in mir eine gewiſſe aktive Unzufriedenheit, der auf dem Fuß die Frage folgte, wie ein ſolcher Gegenſtand beſſer zu machen wäre. Es ſtellten ſich auch gleich mehrere Löſungen zur Verfügung, alle in einem vernünftigen und eigenen Stil, und ich faßte im Zuſehen eine ſeltſame leidenſchaftliche Neigung zu dem Gegenſtand, die ſich auch ohne Aufenthalt auf das Material erſtreckte. Es entdeckte ſich auf die ſimpelſte Weiſe eine vorhandene und bisher völlig unbekannte Sympathie, die mit klaren Worten ſagte: Mache du Laternen; du haſt das Zeug dazu!

Was daraus geworden iſt, Margot, das ſiehſt du. Ich bin keine induſtrielle Größe, aber was ich treibe, das hat ſeinen guten Grund. Meine Laternen haben Charakter, und es macht ſie mir auch keiner nach, ich habe Patent darauf. Übrigens mache ich auch Kandelaber für elektriſches Licht und gieße eiſerne Geländer für Brücken und dergleichen.

Das iſt nun meine Geſchichte, Margot."

Frau Margot hatte ſchon längſt die ſchönen Hände vom Teebrot zurückgezogen und ſich in ungeteiltem Aufmerken, wenn auch nicht ohne Bequemlichkeit, ihrem Freund zugewandt. Nun ſah ſie ihm froh und mit Neigung in die Augen.

„Das haſt du gut gemacht, Martin," ſagte ſie und reichte ihm die Rechte über den Tiſch hinüber: „Man muß dich loben — und dir danken."

Er errötete ein wenig und beugte ſich ohne Worte über die weiße Hand, die er umdrehte, mit der blauen Zeichnung nach oben, und küßte. —

Es ward darauf noch vielerlei geredet und getan, doch waren alles freundliche und unverfängliche Themata. Herr Martin zeigte Frau Margot ſeine häusliche Einrichtung, und ſie ſpielte ihm eine Stunde lang Klavier, was ſie ſehr gut konnte, er aber weniger. Es wurde dabei nach ſeinem Wunſch Chopin und Grieg gehört, auch etwas Schumann. Aber um ſieben Uhr ſtand Frau Margot vor dem Spiegel und ſetzte ihren ſilbergrauen Hut wieder auf. Herr Martin lehnte im Fenſter und ſah ihr zu; er hatte noch etwas auf dem Herzen. Auf der Straße vor dem Gartentor puffte wartend das Automobil.

„Margot," ſagte er.

„Ja."

„Höre mal."

„Ich höre, Martin."

Sie ſah in den Spiegel nach ihm hin. Er zog an ſeinen Schnurrbartenden, und ſie wunderte ſich, was jetzt kommen werde.

„Ich habe mir was ausgedacht," ſprach Herr Martin. „Wir ſind beide keine Kinder mehr. Ich habe meine Exiſtenz und darüber. Außerdem habe ich heute die Überzeugung gewonnen, daß ich dir nicht mehr ſo ſchnuppe bin wie damals. Da denke ich, es ſteht uns vernünftigerweiſe eigentlich nichts im Wege, uns nun doch noch zu heiraten. Was meinſt du, Margot? Heut treibe ich keine Fracknähte aus."

Der Federhut wollte nicht ſitzen. Außerdem hatte ſich Frau Margot über der Affäre in die Finger geſtochen mit der Hutnadel, und war nun ärgerlich, aber auch ein wenig traurig über ihres Freundes ſchwerverbeſſerliche Dummheit.

„Gib dir keine Mühe, Martin," ſagte ſie nach kurzem Schweigen. „Es iſt nicht zu machen." Ihre Stimme hatte ſich dabei etwas verdunkelt.

Er blieb einen Augenblick ſtill und dachte über ihre Gründe nach.

„Warum?" fragte er dann. „Du haſt doch nicht etwa einen ethiſch-romantiſchen Konflikt im Sinn? Biſt du für Ibſen? Kennſt du ſeine Formel?"

„Ja; hinreichend."

„Alſo?"

„Nein."

„Mithin doch."

„Ich ſage ja: nein. Es gibt keinen Schriftſteller, der mir gleichgültiger wäre; wie werde ich dann nach ihm leben? Seine Menſchen ſind ja alle verrückt."

„Dann liebſt du mich alſo doch nicht."

„Du redeſt wie ein Kind: entweder du liebſt mich oder du liebſt mich nicht." Sie wandte ſich ihm zu, denn der Hut ſaß jetzt. „Was folgt denn daraus? Muß man heiraten, wenn man liebt? Muß man geſchieden bleiben, wenn man nicht liebt? Weißt du, warum die Seine nicht mit dem Rhein in die Nordſee mündet?"

„Es kommt darauf an —."

„Weil ſie lieber durch Paris fließt. Und es iſt doch zu denken, daß ſie den Rhein ordentlich lieb hat. Komm,

ſei gut und laß uns den ſchönen Tag nicht durch Hypochondrie verderben. Wo haſt du deinen Hut — ſieh an: Zylinder. Nein, laß mich, bitte. Die Schleife kommt links, ich weiß. Wie er dir ſteht! Prächtig! Faktiſch! Weißt du, ich ſollte dich eigentlich doch ruinieren. Die Krawatte ſitzt ein bißchen ſchief — ſo. Wo läßt du deine Wäſche beſorgen? Der Kragen iſt tadellos gebügelt. Aber ſieh nicht ſo kraus drein, gelt? Sonſt zupfe ich dich ein wenig am Schnurrbart. Links. Und rechts. Oder war das links? — Du mußt dich eben nach einem hübſchen jungen Fräulein umtun, Martin. Ein ſchöner Mann wie du hat doch die Auswahl! Weißt du, ſo ein unſchuldiges, liebes Ding mit häuslichen Tugenden und etwas Vermögen dabei. O die gibt's. Reichlich gibt's die. Und es läuft da auch allerlei Angenehmes nebenher, ſonderlich wenn ſie Temperament hat. Na, ſiehſt du. Gehen wir jetzt? Übrigens laß mal."

Frau Margot trat an Herrn Martin vorbei ans Fenſter, um ſein Automobil zu ſehen, während er ſeitwärts nach ſeinem Stock ging. Es war ihm eigen zumute, gewiſſermaßen mehrfarbig oder feierlich, nicht unwohl, aber auch nicht ganz munter, ein wenig traurig, ein wenig glücklich, und ein wenig jungenhaft. Als er ſeinen Stock hatte, ſtand er wartend an ſeinem Fleck, drehte erſt ein wenig am Griff und ſah dann zu ihr hinüber.

„'s iſt wahr," ließ ſie ſich darauf vernehmen und wandte ſich nach ihm um: „Dein Wagen iſt ſchick — faſt ſo ſchick wie der meine." Sie trat lächelnd zu ihm hin, nahm ſeinen Arm und blickte ihm in die Augen:

„Wir machen einen hübſchen weiten Umweg, gelt? Und fleißig vierte Geſchwindigkeit. Komm, mein Lieber, dir ſind noch viele gute Tage ins Buch geſchrieben. Oder meinſt du nicht auch?"

Herr Martin ſah ſeinen ſchönen Beſuch nachdenklich an. Das war nun ein hölzerner Troſteſel, weil der lebendige Hund ſich davon gemacht hatte, und Herr Martin beſann ſich, ob er auf den Handel eingehen ſolle. Aber dann entſchloß er ſich zur Zuverſicht, und ſein Auge ſchimmerte ſogar ein wenig auf.

„Ich glaube — allerdings — ja, Margot."

Ende

Spamerſche Buchdruckerei, Leipzig-R.

Digitized by Google

Im gleichen Verlage ist erschienen:

Jakob Schaffner: Irrfahrten

Roman

Umschlag und Einband von Karl Walser.
Zweite Auflage. Geh. 3 Mark, geb. 4 Mark.

Mit wahrem Entzücken versenkt man sich in diese Kleinkunst, die so herzenswarm und sinnig, so frisch und schelmisch, nur allein deutschem Geist entspringen kann! Man meint, einem ins Südwestdeutsche übersetzten Wilhelm Raabe zu begegnen. Wie da jedes Eckchen des alten Schuhmacherhauses zwischen den zwei „Strömen" (dem Rheinstrom auf der einen und dem Menschenstrom der Gasse auf der anderen Seite) mit einer Liebe durchsonnt wird, die ihm Leben, Wärme, Bedeutung und Fülle gibt, das ist die echte germanische Dichterfähigkeit, das Große im Kleinen zu erkennen, das Schöne im Unscheinbaren, das Weltweite, Ewige im räumlich Engsten. Gar nicht mit Unrecht erinnert das Geleitwort des Verlags an Meister Ludwig Richter. Hält Jakob Schaffner, was der erste Teil seiner „Irrfahrten" verspricht, so werden wir noch große Freude an ihm erleben. (Die weite Welt, Berlin)

Diese einfache Geschichte ist mit einem außerordentlich zarten und liebenswürdigen Humor vorgetragen, in dem die Naivität sich selbst neckt, und vor allem mit einem entzückenden Stil,

Digitized by Google

der ein höchſt geſundes volkliches Sprachelement durch ein ſicheres künſtleriſches Bewußtſein veredelt.

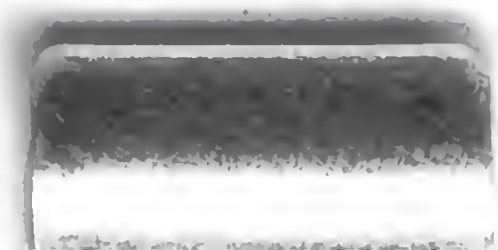
(Voſſiſche Zeitung, Berlin)

In den „Irrfahrten" zieht ein junger Dichter mit ſeinem erſten Buch in die Welt, das, noch unbeholfen genug, nebenbei voll von Talent iſt: ganz ungeſchickt in der Anlage, wie es nur die blutigſten Anfänger fertig bringen, die in ihrem Eigenſinn von niemandem lernen wollen, — und dann wieder im einzelnen plötzlich unverkennbar mit all den Malen großer Künſtlerſchaft verſehen, die zu ſich ſchon Vertrauen haben darf, weil ſie, nicht zu erlernen, eben nur mit einem ſelber geboren werden kann. Es herrſcht eine trauliche Enge in dem Buche; kleine, gemütliche Kreiſe, die ja für den, der Herz und Augen hat, eine Welt umſchließen. Da iſt eine mittlere Stadt am Rhein und drin drei Familien nebeneinander: ein Schuſter mit Tochter und Geſellen, ein Ladenbeſitzer mit Frau und Tochter und ein Drogiſt; alles ungeheuer ſchlicht, und trotzdem macht uns dieſer Dichter weis: es wären Sonne, Mond und Sterne vom lieben Gott im Himmel eigens dazu ausgehängt, bloß um dieſen Menſchen innen und außen ihrer vier Wände Wärme und Stimmung zu geben. Auch das Handwerk mit ſeinen Pfriemen und Pechdrähten iſt dichteriſch hübſch verſponnen, wie nur Hans Sachſens Arbeitsſtatt in den Meiſterſingern. — Zwiſchen den jungen Leuten laufen natürlich leiſe Liebesfäden. Schalkhaft beobachtet der Dichter zwei ſchlanke Weberinnen bei der Arbeit und geſellt ſich dann ebenſo kundig auch den Männern zu, die ja bald vom Netz gefangen, ſich vorderhand doch noch ihrer Freiheit freuen dürfen. Er macht keine Witze, aber ſeine Worte lachen im ſtillen in einem fort und ſind voll Seligkeit.

(General-Anzeiger für Düſſeldorf)

Digitized by Google

YB 50967



Digitized by Google